BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr ...

Bd.: 1811 = 21

Leipzig 1811

Rar. 1072-1811
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10858976-4
VD18 90284917-001


CX.
PHILIPP OTTO RUNGE · FECIT



10858978

P. o. germ.

1442 p

Rar.

Kirchenrecht

1072

10858978

10858976



H. Rumberg del. W. Böhm sc.

TASCHENBUCH
zum
geselligen Vergnügen.

Herausgegeben
von
W. G. BECKER.



Ein und Zwanzigster Jahrgang.

1811.

Mit Königl: Sächsischem allergnädigstem Privilegio.

Leipzig

bei Johann Friedrich Gleditsch.

10858976

10858976

10858976

10858976



Rambery del. Jury sc

Der Pelzrock. Von H. Schütze.

10858976

10855976

10858976



Romberg del. Hess sc.

Der Gang zur Thalmühle. von Fr. Kochlitz.

10858976

10858976

10858976

10858976



Zingg del. Darmstadt sc.

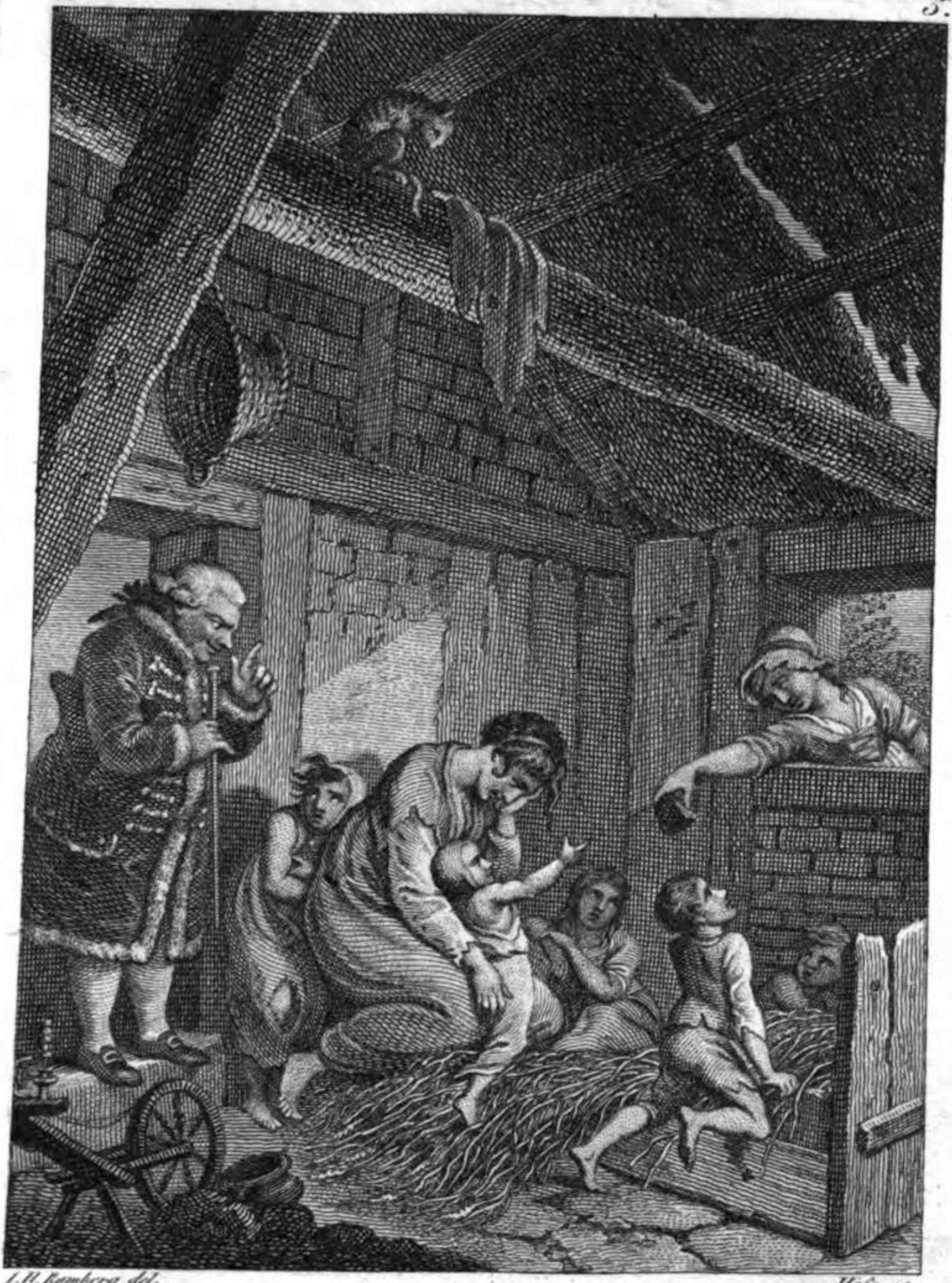
Ruinen von Habsburg am Vier-Waldstädter See.

10858976

10858976

10858976

10858978



I. H. Ramberg del. *Hess. sc.*

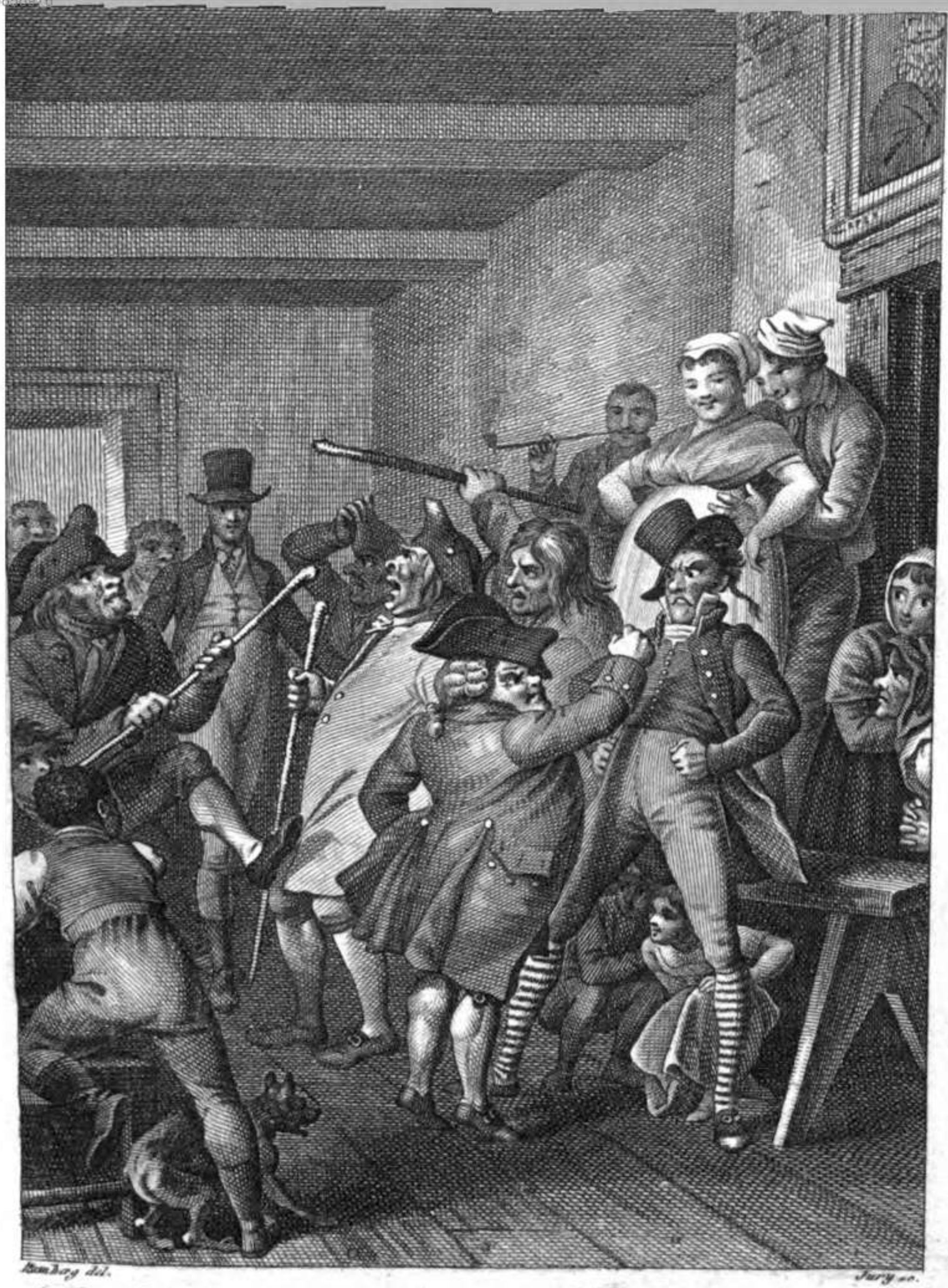
Rath und That

von Fr. Rind.

10858976

10858976

10858976



Bamboy del. Jury sc.

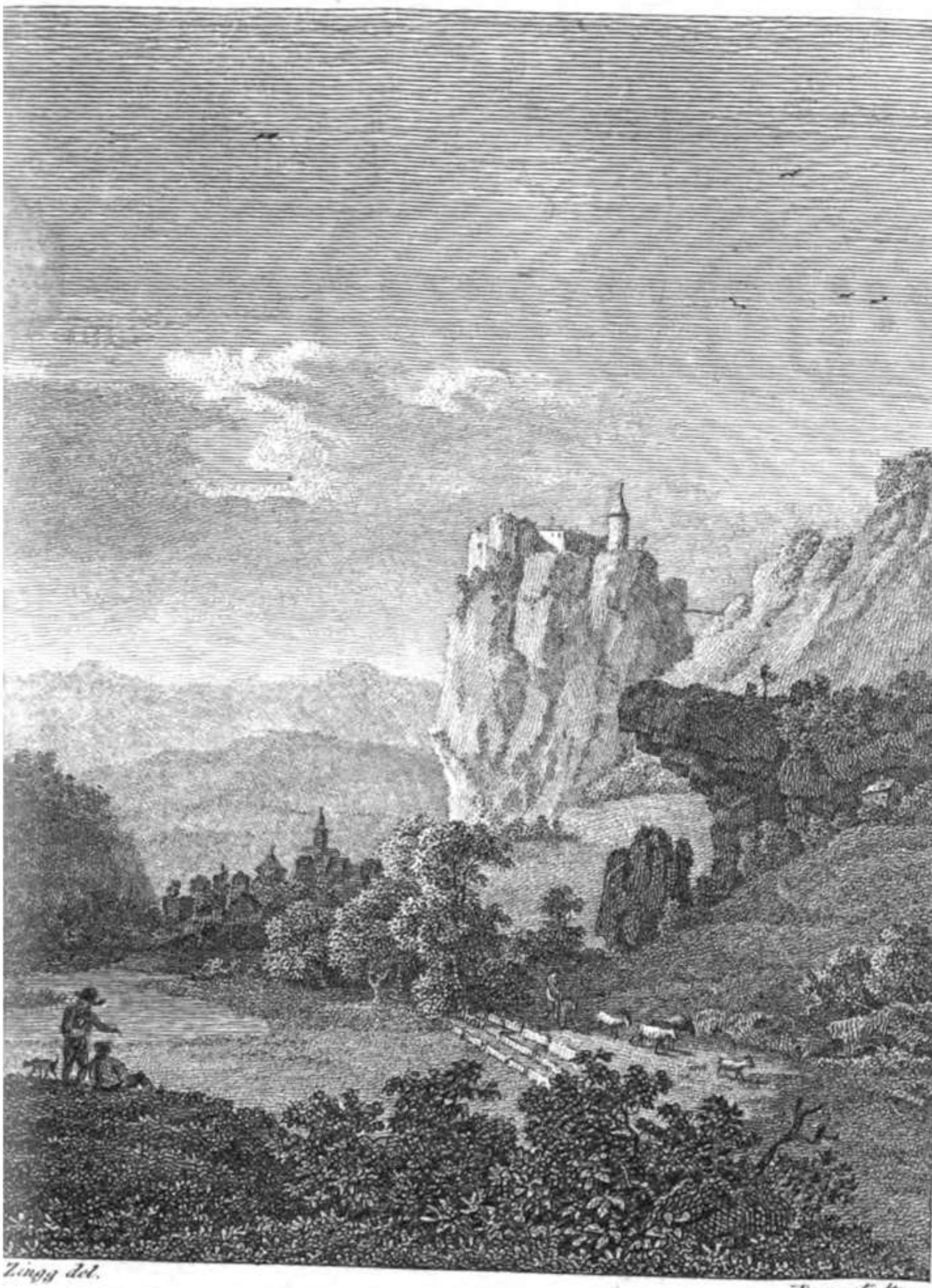
Der Unbekannte in Brachfeld. Von Streckfuss.

10858976

10858976

10858976

10858976



Zingg del. Darnstedt sc.

Blauenstein im Canton Solothurn.

10858976

10858976

10858976



H Ramberg del

W. Böhm sc.

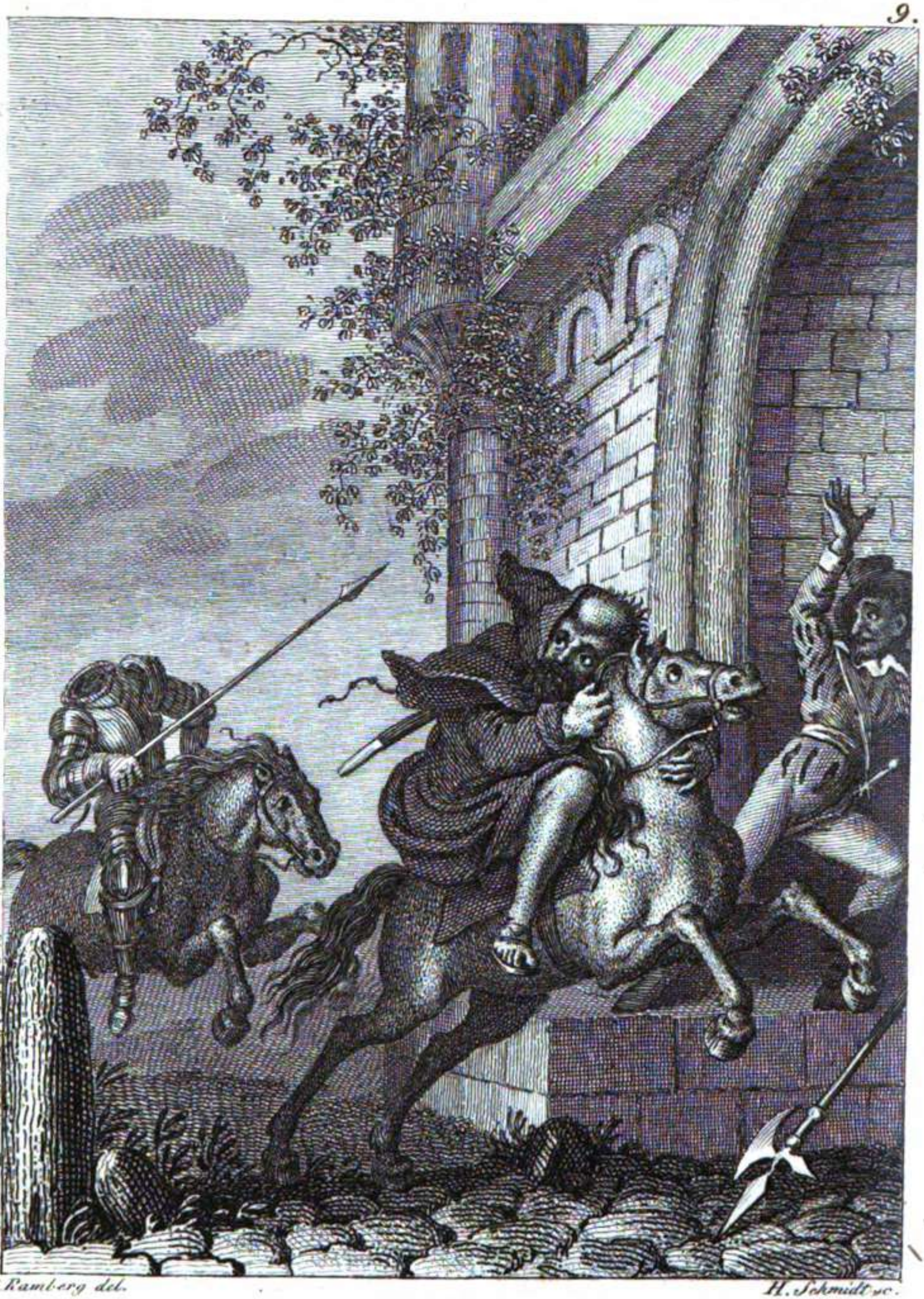
Das Mädchen der Hoffnung, von Schmidt von Lübeck.

10858976

10858976

10858976

10858976



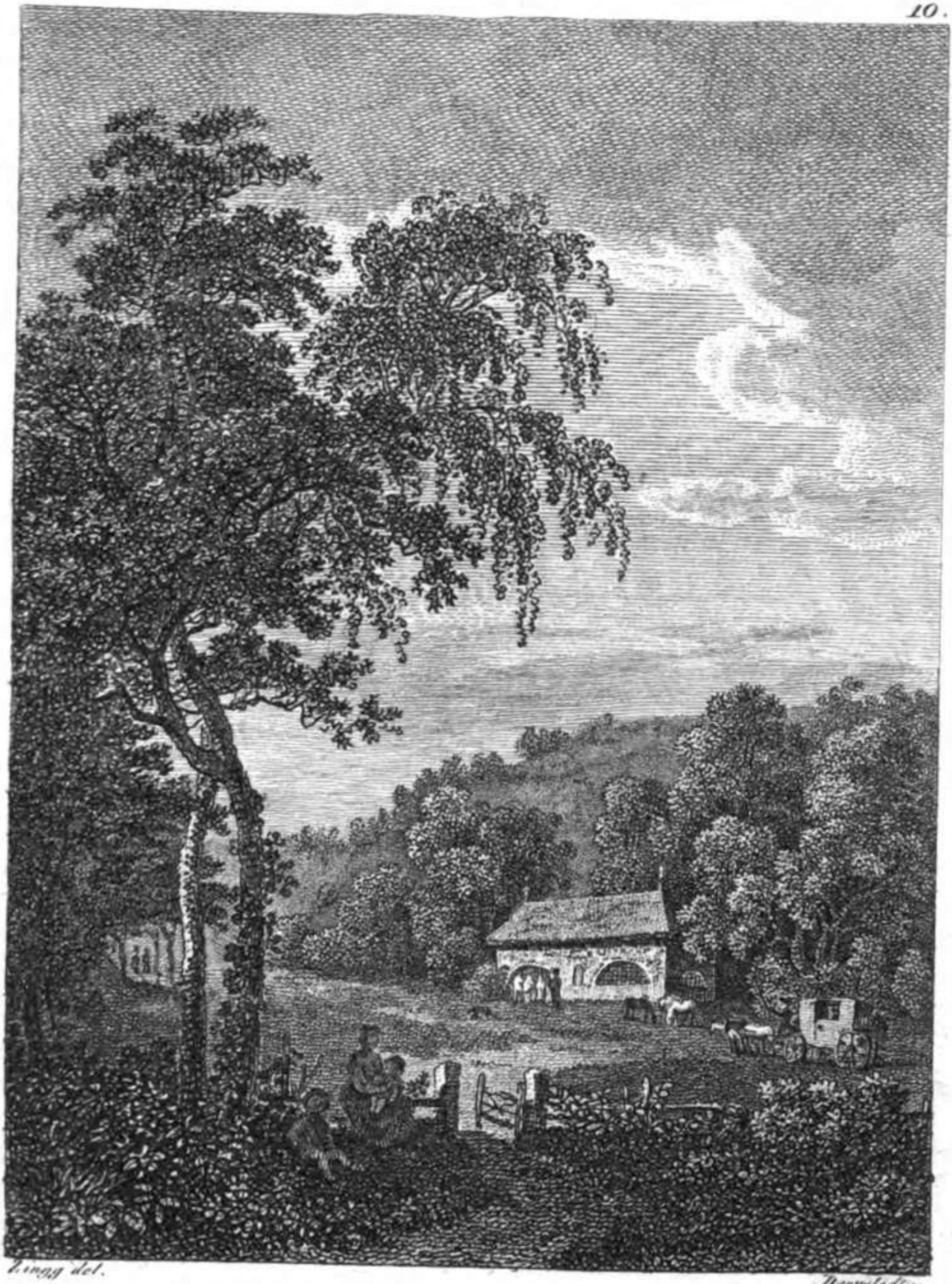
Ramberg del. H. Schmidt sc.

Der Todte zu Ross. von Langbein.

10858976

10858976

10858976



Lingg del. Barmsledt sc.

Das Beinhaus bei Murten im Canton Bern.

10858976

10858976

10858976

10858976



Ramberg dd. H. Schmidt sc.

Die Wunder des Doms. von Fr. Kind.

10858976

10858976

10858976

10858976

12.



H. Schmidt sc.

Kaunberg del.

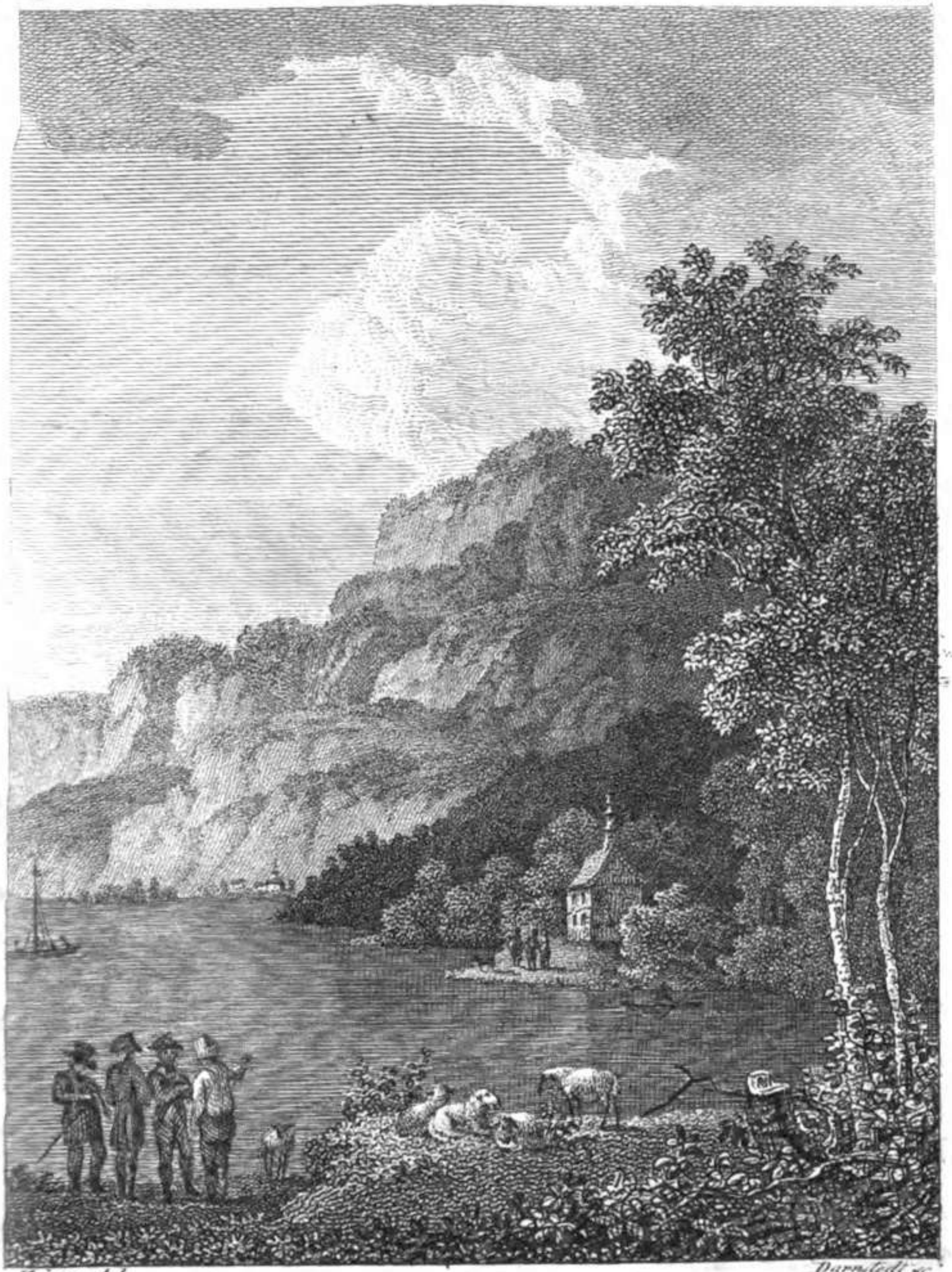
Die Wunder des Doms. von Fr. Kind

10858976

10858976

10858976

10858976



Wilhelm Tells Capelle am Vier-Waldstädter See.

10858976

10858976

Taſchenbuch

zum

geſelligen Vergnügen.

1811.

10858976

Inhalt.

Prosaische Aufsätze.

Die Jägersbräute. Von Fr. Kind. = Seite 1
Der Gang zur Thalmühle. Von Friedrich Rochlitz. = = = 65
Der Unbekannte in Brachfeld. Von Carl Streckfuß. = = = 117
Der Todte zu Roß. Von Langbein. 191
Geständnisse eines Weiberfeindes. Von A. G. Eberhard. = = = 251
Der Herr Gevatter. Von W. G. Becker. 333

Gedichte.

v. Ahlefeld. (Charlotte, geb. v. Seebach.)
Das Bild in mir. = = = 110
Juliens Landhaus. = = = 237
Lauterbrunnen in der Schweiz. = 328
Becker. (W. G.) Warnung. = 99
Der Schleier der Unschuld. = = 222
Brachmann. (Louise) Das Erstlingsopfer. 57
Die Friedensfeier. = = = 95
Der Kampf. = = = 105

Der Befreite. " " " S. 178
Die Quelle. " " " " 245
Die Najade. " " " " 246
Bürde. Lied eines wandernden Indianers. 189
An die Freude. " " " 327
Eberhard. (A. G.) Der Peter in der Fremde. 90
Der mächtige Hammer. Mit Compos. von Zelter. " " " " 175
Elisa. (Frau v. d. Recke, geb. Gräfin v. Medem.) An eine junge Freundin. " 84
Gramberg. (G. A. H.) Der Verlorne. 62
Ach, damals war es anders! Mit Compos. von A. Bergt. " " " 114
Leichter Sinn. Mit Comp. v. Fürstenau. 177
Die Nacht. " " " " 316
Haug. Das Strandrecht. " " 58
Dem Theater-Chef zu Krähwinkel. " 64
Theodor an das Glück. " " 83
Wahre Freundschaft. " " " 89
Romantische Verliebtheit. " " 169
Voltaire. Nach dem Französischen. " 176
An Florida. Nach Weckherlin. " 184
Timorus Ende. " " " 220
Mein Verlust. " " " 250
Hell. (Theodor) Die Blicke. " " 239

Hg. Skolie. = = = = S. 188
Die Elve. = = = = 242
Anekdote. = = = = 244
Kind. (Friedrich) Rath und That. = 102
Zeugniß für den Witwer. = = 174
Lesefehler. = = = = 188
Die Wunder des Doms. = = 214
Das Spiel: Gedanken errathen. = 238
Ueberfahrt zur Weinlese. = = 314
Krug von Nidda. (Friedrich) Die Wahlverwandten. = = = 111
An den Dichter N. = = = 183
Lebensresultate. = = = 224
Frauenstolz. = = = = 325
Langbein. Die Mitgift. = = 56
Die Ausnahme. = = = 96
Die Seelenkäufer. = = = 113
Lied von der Nymphe zu Geilnau an der Lahn. 172
Der Widerspruch. = = = 187
Guter Rath. = = = = 236
Die Bärte. = = = = 313
Lehr. Leichtsinn und leichter Sinn. = 185
Guter Rath. = = = = 311
Lep. Erläuterung. = = = 187
Der Pasquillant. = = = 240

Pfeffel. Der Distelstrauch und der Rosenstock. S. 97
Prätzel. (K. G.) Die Tiefenbacher. = 227
Dädalus in Sicilien. = = = 320
Rehfues. An Scribs Feder. = = 319
Artemisia. = = = = 326
Schmidt von Lübeck. (G. P.) Rangstreit der Sänger. = = = 53
Das deutsche Lied. Mit Compos. v. Albert Methfessel. = = = 63
Deutscher Gruß an Deutsche. = = 82
Der Schwur des Reuigen. = = 98
Unter einem Bildnisse. = = 109
Das Mädchen der Hoffnung. = = 170
An einen deutschen Freund. = = 182
Die Wunderquelle. = = = 221
Knabe und Feldblümlein. = = 241
An Lübeck. = = = = 309
Abendlied. Mit Compos. von Zelter. = 331
Schreiber. Fester Sinn. = = 88
Champagnerlied. Mit Comp. des Verf. 234
Beschränkung. = = = 317
Schütze. (St.) Der Pelzrock. = = 59
Im Walde. Mit Comp. v. Albert Methfessel. = = = = 104
Tiedge. Die Echo. = = 55

Der Sonntag. Mit Comp. v. Schneider. S. 86
Die Laute. = = = = 100
Wiegenlied. = = = = 116
Der Rosenstrauch. = = = 166
Borax. = = = = 181
Romanze. = = = = 186
Die Freude. Mit Compos. v. Schneider. 223
Alexis. = = = = 243
Das Vorrecht. = = = 312
Fragment. = = = = 332
X. Vorbehalt. = = = = 332

Charaden und Räthsel.

Die vorjährigen Charaden und Räthsel waren: 1) Schleier, Leier, Eier. 2) Alle, Halle, Haller. 3) Hochgeboren. 4) Jacobi. 5) Kammer-Kätzchen. 6) Zauberflöte. 7) Feigenblatt. 8) Augenblick. 9) Der Obstkern. 10) Peterwardein. 11) Heidenreich. 12) Menschenfeind. 13) Brandweinbrenner. 14) Emma, Amme. 15) Schnauzbart. 16. 17. 18) Wiegenfest, Glückwunsch, Freundschaft. 19) Wechselbalg. 20) Krankenbett. 21) Bachstelze. 22) Orpheus, Morpheus. 23) Geizhals. 24) Heupferd. 25) Der Theuerdank. 26) Müllereisel. 27) Nathan. 28) Taube, taub, Tau. 29) Aufruhr.

30) Hochzeit. 31) Bischoff-Essenz. 32) Stundenglas. — Die neuen Charaden und Räthsel sind von A. G. Eberhard, J. H. Dambeck, Gabriel, Hg., Theodor Hell, Fr. Kind, Lindenmeyer, Schreiber, K. v. Tischer, und Ungenannten.

Die Lieder-Compositionen sind von A. Bergt, Fürstenau, Albert Methfessel, Friedrich Schneider, Schreiber und Zelter.

Von den 13 ausgeführten Kupferblättern ist das Titelblatt Rangstreit der Sänger v. Schmidt v. Lübeck, von Ramberg gezeichnet und von W. Böhm gestochen. 2) Der Pelzrock v. St. Schütze, nach Ramberg von Jury. 3) Der Gang zur Thalmühle, von Rochlitz, nach Ramberg von Heß. 4) Ruinen von Habsburg am Vier-Waldstädter See, nach A. Zingg von Darnstedt. (Jetzt nicht mehr so erhalten, hat aber vormals für das Stammhaus der alten Grafen, jedoch mit Unrecht, gegolten. 5) Rath und That v. F. Kind, nach Ramberg v. Heß. 6) Der Unbekannte in Brachfeld von Streckfuß, nach Ramberg von Jury. 7) Blauenstein im Canton Solothurn in der Schweiz, nach A. Zingg von Darnstedt.

8) Das Mädchen der Hoffnung v. Schmidt v. Lübeck, nach Ramberg von W. Böhm. 9) Der Todte zu Roß von Langbein, nach Ramberg von H. Schmidt. 10) Das Beinhaus bei Murten, nach A. Zingg v. Darnstedt. (Dieses merkwürdige Denkmal der Tapferkeit, das einzig in seiner Art genannt werden konnte, ist während der Kriegsereignisse der letztern Zeit zerstört worden.) 11 und 12) Die Wunder des Doms von F. Kind, nach Ramberg von H. Schmidt. 13) Wilhelm Tells Capelle am Vier-Waldstädter See, nach A. Zingg v. Darnstedt.

Außer diesen Kupferblättern ist das Taschenbuch abermals mit sechs Nachbildungen berühmter antiker Statuen bereichert worden, die von dem nämlichen Meister gezeichnet und von H. Gottschick in Kupfer gebracht sind.

1. Jupiter. Diese sitzende Statue des Vaters der Götter ist die schönste unter denen, die von ihm auf unsere Zeiten gekommen sind, und von gutem griechischen Stil. Ernst und Majestät bezeichnen ihn in Formen und Ausdruck. Neben ihm ist der Adler, sein gewöhnliches Attribut. Ehe diese Statue dem vaticanischen Museum einverleibt wurde, befand sie

sich im Pallaste Verospi. Sie ist nicht ganz ohne Ergänzung und nur 9 römische Palmen und 5 Zoll hoch.

2. Juno. Eine vortreffliche colossale Statue von wahrem griechischen Stil und grandioser Ausführung. Die Großheit des Ganzen, das Diadem, die Hoheit in den schönen großen Augen und die Anmuth der Umrisse kündigen sie sogleich als Gemahlin des Jupiter an. Dieß Gewand gehört unter die besten alten Draperien und ist sehr gut erhalten. Die Arme sind aber beide neu. Ihre Höhe beträgt 13 Palmen.

3. Mnemosyne. Eine äußerst seltene, ja die einzige sichere Vorstellung von der Mutter der Musen. Ihr Name befindet sich unten am Splint. Sollte auch die Aufschrift nicht gleichzeitig seyn, so ist sie doch aus alter Zeit. Das Sinnende im Ausdruck und die gänzliche Verhüllung sind der symbolischen Vorstellung der Gedächtnißkraft vollkommen angemessen. Die Draperie verdient ebenfalls Lob. Diese Statue ward in den Oelgärten von Tivoli gefunden. Sie ist $5\frac{1}{3}$ Palme hoch.

4. Calliope. Die Muse der Poesie, besonders der epischen, daher sie auch die Amme des Homer genannt wurde: eine schöne sitzende Statue voll tiefen Nachdenkens. Sie hat ihr gewöhnliches Attri-

but, die Wachstafeln, auf den Knieen, wodurch sie sich von der Clio, der Muse der Geschichte, unterscheidet, welche eine aufgeschlagene Rolle oder Blätter hält. Sie ward ebenfalls in Tivoli gefunden, und ist $5\frac{3}{4}$ Palme hoch.

5. Urania. Die himmlische Muse, in Rücksicht auf die Betrachtung des Himmels so genannt, welche die Astronomie, die Astrologie und die gesamte Mathematik in sich begriff: eine sehr schöne Statue über Lebensgröße und vortrefflich drapirt. Der Globus und der Radius sind zwar neu, aber es sind ihre gewöhnlichen Attribute, die sie in den herkulanischen Gemälden bezeichnen, und die auch an einer andern Statue im Capitol, mit der alten Aufschrift Urania antik sind. Sie befand sich vormals in Velletri, als Fortuna, ergänzt, aber im Vatican erhielt sie ihren wahren Charakter wieder. Der herrliche Kopf hat ihr zwar nicht zugehört, aber er paßt vollkommen; man fand ihn in der Villa des Hadrian. Sie ist $9\frac{1}{4}$ Palme hoch.

6. Zeno. Nicht der Stoiker, sondern Zeno aus Elea in Unter-Italien, der Erfinder der Logik, nach einem Portrait im Farnesischen Pallast, dessen Benennung wohl eben so willkührlich ist, benannt. Die

Behandlung sowohl des Nackten, als des Philoso-phen-Mantels, zeugt von einem geschickten Künstler.

Die fünf ersten Statuen befanden sich sonst im Museum des Vatican, die sechste aber auf dem Capitol; itzt sind sie alle in Paris.

Die sinnreiche Erfindung der Vorstellungen auf dem Umschlage ist von Herrn Runge in Hamburg, und der Stich von Herrn Sprinck in Dresden. Die Vorderseite ist ein Bild der vier Jahreszeiten. Ein Mädchen auf einem Blumenthrone sitzend, stellt uns gleichsam die Blüte des Lebens, auf welches alles Uebrige bezogen ist, personificirt dar. Auf der Rück-seite ist jenes poetische Naturbild in ein poetisch-sitt-liches verwandelt, und statt der Jahreszeiten sehen wir hier die Poesie, Oekonomie, Theologie und Phi-losophie allegorisirt, die auf der Vorderseite nur leise angedeutet waren. Dort hat die Natur alles durch Blumen verbunden; hier sind die Genien von der Kunst mit dem mütterlichen Mantel umschlungen.

10858976



JUPITER

10858976

Die Jägersbräute.

Zwischen den, auf Höhen gelegenen Rittersitzen Rothenbucha und Bärenklau, breitet sich eine große, düstere Waldung aus. Seitwärts erhebt sich aus ihr der Kirchthurm des Dorfs Nottingen; in ihrer Mitte ragen die Geweihe vom Giebel eines Forsthauses.

In dieser öden Wohnung lebte der Oberförster Birkholz, ohne mit irgend Jemand, außer mit dem bejahrten Pfarrer Berger in Bärenklau Umgang zu haben. Man hielt ihn daher für einen grämlichen, menschenfeindlichen Alten, ja man gab ihm sogar insgeheim Schuld, daß er den Selbstmord eines sittsamen Mädchens auf dem Gewissen habe, und von innrer Unruhe rastlos umhergetrieben werde.

Die Frau des Oberförsters, mit welcher er nicht die glücklichste Ehe geführt hatte, war schon vor vielen Jahren verstorben, und die von ihr hinterlassenen Töchter, Lottchen und Jettchen, wuchsen unter der Aufsicht einer gutmüthigen, aber wenig gebilde-

ten Haushälterin auf. Uebrigens bestand Birkholzens Haushaltung aus einer einzigen Magd und dem Jägerpurschen Wolf, der beinahe eben so viel Jahre zählte, als sein Herr, und bei diesem leben und sterben wollte.

Die Pfarrersleute zu Bärenklau waren ein stilles, friedliches Paar, ohne Kinder, und erzogen einen älternlosen Knaben, Namens Philipp, der nach seinem Pflegevater den Zunamen Berger führte, in welchem aber das lauersame Gerücht einen Sprößling des Oberförsters aus wilder Ehe entdeckt haben wollte. Diese Vermuthung erhielt nicht bloß um deswillen einige Wahrscheinlichkeit, weil der sonst wie ein Einsiedler lebende Waidmann fast alle Sonntage auf der Bärenklauer Pfarre sein Nachmittagspfeifchen rauchte, sondern weil er auch, so streng er sonst im Dienste war, bei den täglich kecker werdenden Jagdeingriffen des zu jedem tollen Streiche aufgelegten Wildlings beide Augen zudrückte.

Mochte der alte Wolf, bei dem in Forstgerechtsamen kein Ansehen der Person galt, den jungen Wilddieb heute beim Ausnehmen der Finken und Krammetsvögel, morgen gar mit geschossenen Rebhühnern oder Schnepfen in Birkholzens Reviere antreffen; mochte er deshalb noch so oft bei seinem

Herrn Klage führen: dieser verzog keine Miene, sondern meinte vielmehr: „Es ist schon gut!“ Der ehrliche Wolf, dem dieß nichts weniger als gut dünkte, mochte den Kopf schütteln, so viel er wollte.

Der junge Freischütze trieb daher sein Wesen immer öffentlicher, und trug so wenig vor Jemand Scheu, daß er nicht nur oft mit der geladenen Flinte, die ihm doch bloß gegen die Sperlinge im Pfarrgarten anvertraut war, bis nahe vors Forsthaus streifte, sondern zuletzt auch gar die beiden Oberförsterstöchter zu seinen Sprenkeln und Dohnen abholte, und sie mit Rothkehlchen und Dompfaffen beschenkte, die, recht vor Wolfs Nase, in der zu Birkholzens Jagdbezirk gehörigen Brombeer-Brahne gefangen waren.

Der alte Wolf hatte über diese Ungebührnisse ein volles Jahr lang seinen Grimm in sich selbst schlukken müssen, als nach den Osterfeiertagen sein Brummen sich in ein treuherziges Schmunzeln verwandelte; denn der rüstige, junge Wilddieb zog nun mit Sack und Pack aus der Pfarre aufs Forsthaus, um beim Oberförster in bester Form die Jägerei zu erlernen.

Jetzt, da sich Wolf in dem bisherigen Feinde einen forstgerechten und sehr eifrigen Waidmann ver-

sprach, war aller Groll augenblicklich vergessen, und der alte Murrkopf gewöhnte sich in kurzem an Philipp so sehr, daß er ihm täglich die Flinte putzte und gar nicht mehr ohne ihn ausging, ja nach einiger Zeit sogar sein verschimmeltes Waldhorn hervorsuchte, um dem jungen Kameraden so viel lustige Jagdstückchen darauf zu lernen, als er selbst blasen konnte. Bald übertraf hierinn Philipp den Meister, lernte daneben auf dem Finger und auf dem Blatte pfeifen, alle Wild- und Vogelstimmen mit dem Munde auf das täuschendste nachahmen, alle Waidmannsliederchen auf das trefflichste singen.

Kurz, Wolf hatte nunmehr an dem Purschen seine einzige Freude. Nur eins verdroß den Alten und gab zuweilen selbst zu Zänkereien Anlaß, nämlich daß Philipp, nach wie vor, hinter den beiden Jägermädchen herlief, und besonders an die älteste wie gebannt schien.

Fast könnte man vermuthen, Philipps Entschluß, sich bei Birkholzen in die Lehre zu begeben, sei mit durch geheime Zuneigung zu den aufschossenden Mädchen geleitet worden. Denn der rasche Pursche ward, wenn er Lottchen nur von fern erblickte, lauter Feuer und Leben, und zog, ganz wider seine sonstige Art, oft das Vogelstellen der Reh- und Hasenjagd vor,

bloß weil Lottchen nicht selten auf dem Vogelheerde sich einstellte. So oft es an Feiertagen oder des Abends nur die Zeit erlaubte, blies er zu ihrem Gesang auf dem Waldhorn, oder machte ihr seine Künste vor, so daß es jetzt in dem sonst wie ausgestorbenen Forsthause zuweilen gar laut und lustig zuging.

Da Philipp achtzehn und Lottchen sechzehn Jahre alt war, und beide längst, bloß vom Zuge des Herzens geleitet, sich insgeheim ewige Liebe versprochen hatten, fing selbst der Oberförster an, auf das, so mit Eifer getriebene Vogelstellen aufmerksam zu werden. Er verbot seinen Töchtern, ohne eine Ursache davon anzugeben, mit Philipp in die Brombeer-Brahne zu gehen, und sie befolgten von nun an seinen Befehl in Betreff der Brahne aufs buchstäblichste. Dagegen vernahm er eines Morgens, da er früher, als gewöhnlich, ausgegangen war, in der Krähenhütte ein Geräusch, öffnete das Pförtchen, und sah mit großem Erstaunen Philipp und Lottchen neben einander vor dem Käfich des Buhu's stehen, die sich, nur von den gleich Feuerrädern rollenden Augen des Nachtvogels beleuchtet, zärtlich umarmt hielten und küßten.

Bei diesem ganz unerwarteten Anblick überfiel den Oberförster die heftigste Wuth. Glühend vor Zorn, riß er das erschrockene Mädchen von Philipps

Seite und schleuderte sie eine Strecke fort; Philippen selbst aber rief er mit furchtbarer Stimme: „Bube! Bube! du bist verwahrlost!“ zu, hieb den Erstaunten und sich keines Verbrechens Bewußten mit dem flachen Hirschfänger weidlich zusammen, und befahl ihm dann, nie wieder vor seinen Augen zu erscheinen.

Nach Vollstreckung dieser Strafe ging er, ohne sich weiter um das sündige Paar zu bekümmern, seiner Verrichtung nach, und murmelte nur dann und wann noch einen Fluch zwischen den Zähnen.

Auch Lottchen stahl sich, vor Furcht und Angst weinend, nach dem Forsthause zurück, erschrak aber aufs neue, als in geringer Entfernung von demselben Philipp hinter den Erlen hervorsprang und sie, einem Unsinnigen gleich, fest umklammerte.

„Wirst du mich ewig lieben, wie du mir zugesagt hast?“ — schrie der Jüngling, und sah ihr drohend ins Auge.

„Ewig, Philipp! Beruhige dich nur!“ — stammelte das zitternde Mädchen.

„Schwöre mir's bei Leben und Tod!“ — rief Philipp noch heftiger.

„Ja, bei Leben und Tod!“ — erwiederte Lottchen mit reichlicher strömenden Thränen, und legte die Hand aufs Herz.

Ohne zu antworten, drückte Philipp noch einige Küsse auf ihre Wange, und sprang dann eilend ins tiefste Dickicht.

So schlich sich denn Lottchen mit ihrem Kummer ins Haus, und konnte vor Schluchzen der fragenden Haushälterin und Schwester kaum sagen, was ihr begegnet sei.

Da der Oberförster, so oft ihm etwas im Kopfe lag, die beiden Pursche aber fast niemals, des Mittags heimkamen, so verwunderte man sich eben nicht über den leerbleibenden Tisch. Als jedoch gegen Abend Wolf, und mit einbrechender Dunkelheit auch der Oberförster, dessen Zorn indessen verraucht war, ohne Philipp zurückkehrten; als man am folgenden Morgen sein Bette noch unberührt fand; da entstand in der ganzen Försterfamilie eine ängstliche Unruhe, so daß auch Lottchen zuletzt es wagte, Philipps auffallendes, einem Abschiede ähnliches Betragen zu erzählen.

Der Oberförster sagte kein Wort dazu, pfiff, wie er bei verdrießlichen Händeln gewohnt war, ein Stückchen, schnallte das Kuppel um und nahm seine Büchse; Wolf folgte seinem Beispiel und erhielt von ihm vor der Thür den Befehl, gegen Abend und Mitternacht zu streifen und nach dem jungen Tollkopf sich umzusehen. Birkholz selbst ging nach entgegengesetz-

ten Richtungen; aber beide kehrten am spaten Abend, zwar sehr ermüdet, doch ohne den Flüchtling zurück.

Man wartete und hoffte noch einige Tage vergeblich; Birkholz pfiff und konnte es nicht begreifen, daß der junge Pursche sich so gar tief gekränkt fühlen sollte; Wolf maulte mit seinem Herrn, putzte alte Flinten und Büchsen, denen seit Jahren diese Ehre nicht wiederfahren war, und schnitt der Haushälterin und Allem, was weiblich war, grämliche Gesichter. Die Haushälterin erwähnte zuweilen des Evangeliums vom verlornen Sohne; Lottchen weinte und strickte eifriger als jemals; kurz, im ganzen Hause stand nichts mehr auf dem rechten Flecke.

Unter Allen schien jedoch das zärtliche Lottchen über Philipps Flucht am meisten bekümmert. Diese schlich herum wie ein Schatten, und so wenig sich ihr Vater überzeugen konnte, mit Philipp und ihr zu weit gegangen zu seyn, so wünschte er doch, da geschehene Dinge einmal nicht zu ändern standen, das Mädchen ein wenig zu zerstreuen und aufzurichten.

Sehr willkommen war ihm daher der bald darauf von einer reichen Verwandtin in der Hauptstadt geschehene Antrag, seine beiden Töchter, die doch nicht wie Bauerdirnen aufwachsen könnten, zu sich zu nehmen. Auch die beiden Mädchen, welchen schon

bei dem bloßen Namen der Stadt das Herz schneller schlug, konnten die gute, liebreiche Tante nicht hoch genug erheben; die Haushälterin mußte über Hals über Kopf Kleider und Wäsche in völligen Stand setzen, und fort gings nach dem schönen ****.

Noch war der Oberförster, den die Stadt anekelte, in sein nun fast ganz wüstes Waldhaus kaum zurück, als nicht bloß das leichtsinnige Jettchen, sondern auch das tief fühlende, ihres Philipps oft mit stillen Thränen denkende Lottchen den neuen Aufenthalt nie wieder mit einem andern zu vertauschen wünschte. Die reiche Tante, welche an den hübschen, frischen Mädchen, ihre noch etwas kleinstädtischen Manieren abgerechnet, großen Gefallen fand, hatte in ihrer frühen Jugend dem reichen, aber bejahrten Kriegsrathe B. ihre Hand geben müssen, und nach dessen Tode sich selbst angelobt, nie wieder ihre Freiheit einem Manne zu unterwerfen, sondern das ererbte Vermögen auf die anständigste Weise, nach eigner Willkühr, zu genießen. Sie nahm daher von Zeit zu Zeit eins oder zwei arme Mädchen zu sich, ließ diese in der Musik, im Tanzen und in andern, theils nothwendigen, theils angenehmen Kenntnissen unterrichten, besuchte in ihrer Begleitung Concerte, Theater, Bälle und andere öffentliche Gesellschaften,

und gab ihnen, wenn sich eine annehmliche Parthie für sie fand, nach Maasgabe ihrer Aufführung, eine größere oder geringere Aussteuer.

So wenig diese Anwendung ihres Ueberflusses zu tadeln war; so liebte doch die Räthin ihr eignes Vergnügen zu sehr, um auf den künftigen Stand, ja selbst auf den Ruf ihrer Gesellschafterinnen immer die strengste Rücksicht zu nehmen, und besaß selbst noch zu viel Eitelkeit, um nicht an den Huldigungen vornehmer junger Leute, gesetzt auch, daß diese eigentlich durch die Schönheit ihrer Pflegetöchter angezogen wurden, Geschmack zu finden. Sie ließ es sich daher eifrig angelegen seyn, auch Lottchen und Jettchen, die in der That alle ihre Vorgängerinnen verdunkelten, modisch herauszuputzen, und bald genug sah sie aufs neue einen Kreis der artigsten Männer um sich versammelt.

Besonders drängten sich, sobald die schönen Försterstöchter bekannt worden waren, die Gebrüder von Rothenbucha an die Kriegsräthin, wovon der ältere, Namens Franz, Jagdjunker war, der jüngere, Louis, aber bei Ausbruche des Kriegs als Fähndrich seine Entlassung gesucht hatte.

Beide waren sehr reizende und angenehme Gesellschafter; beide wußten das Recht der Nachbarschaft

geltend zu machen, und wenn schon Lottchen durch die Liebe gegen Philipp von zu weit gehender Vertraulichkeit mit dem so ziemlich in den Schranken der Bescheidenheit bleibenden Jagdjunker zurückgehalten wurde, so war sie doch zu schwach, vielleicht auch nach ihrem Verhältnisse zu der Tante, nicht immer vermögend, ihn ganz zu vermeiden. Dahingegen spann sich zwischen dem in allen Künsten der Verführung geübten Fähndrich und Jettchen ein romanhaftes Verständniß an, in welchem diese leichtgläubige, geschmeichelte junge Thörin sich nicht wenig gefiel.

Sehr unerwünscht, doch noch gerade zu rechter Zeit, traf daher nach ungefähr drei Jahren der Oberförster in der Residenz ein. Er mochte durch einen Freund von der Aufführung seiner Töchter, die freilich durch den Ruf noch etwas ins Schlimmere gemalt wurde, einige Winke bekommen haben, oder überhaupt der städtischen Erziehung, rührte sie auch von einer reichen Verwandtin her, nicht allzuviel trauen: genug, er zog in **** allenthalben Erkundigung ein, machte dann bei der Frau Tante seinen Besuch, erklärte dieser ganz kurz, daß er bei zunehmendem Alter seine Töchter in der Wirthschaft nicht länger missen könne, bat sich die Angabe ihres Kost-

geldes aus, zahlte den Betrag aus der hirschledernen Geldkatze mit blanken Kronthalern auf den Tisch, und schloß damit, daß Lottchen und Jettchen sich morgen früh zur Abreise bereit halten möchten.

Wenn der Oberförster Birkholz etwas mit dieser Bestimmtheit erklärte, so dachte Niemand daran, ihn davon abzubringen. Mochte daher die Frau Räthin ihn nach seiner Entfernung einen groben Buschvogt schelten, mochten die Gebrüder von Rothenbucha diesen Entschluß wahrhaft bäurisch nennen; mochte Lottchen verlegen hin und hergehen, und Jettchen mit ächttheatralischer Verzweiflung sich die Haare ausraufen: es blieb dabei, früh um sechs Uhr stand der Wagen vor der Thür, und die beiden Försterstöchter, für welche die Räthin aus Stolz noch einen großen Koffer mit Kleidern und Modesachen aufpacken ließ, mußten einsteigen.

Dem von ihrem geliebten Fähndrich grausam getrennten Jettchen dünkte das väterliche Haus, als sie es von fern wieder erblickte, nicht viel besser als ein Zucht- und Spinnhaus; bei Lottchen hingegen erweckte die bekannte Gegend sanfte Erinnerungen an den Geliebten ihrer Jugend, und, so wenig sie sich auch bei geringerer Bedenklichkeit vorzuwerfen gehabt hätte, so wünschte sie doch im Stillen, das Förster-

haus lieber nie verlassen zu haben. Sie übernahm gleich nach ihrer Heimkunft mit großer Bereitwilligkeit die Führung der Wirthschaft, und betrieb sie mit großem Eifer; sie bemühte sich, ihr ganzes voriges Leben zu vergessen, und war sie schon nicht stark genug, allem Flitter desselben zu entsagen, so blieb doch davon in ihrer Tracht nur so viel sichtbar, daß ihre natürlichen Reize durch geschmacklosen Anzug nicht entstellt wurden.

Ganz anders verhielt sich's mit Jettchen. Diese benutzte die jetzt erhaltene Muse bloß dazu, um sich des Tags einige Male aus- und anzukleiden, unterhielt insgeheim Briefwechsel mit einigen Städterinnen, die sie getreulich mit Neuigkeiten und Modethorheiten versorgten, suchte letztere, so weit es die mitgebrachte Garderobe erlaubte, im Kleinen nachzuahmen, und war anfänglich nur darüber fast untröstlich, daß diese Herrlichkeiten Niemanden, als die alte Magd und die Bauerweiber in der Kirche in Erstaunen setzten.

Dieser Verdruß erhielt jedoch einige Milderung, als es ihr auf einem Spaziergange gelang, mit dem auf Bärenklau hausenden Fräulein, Babet von Ilmenthal bekannt zu werden, und verwandelte sich kurz nachher in Entzücken, da ganz unvermuthet

Louis von Rothenbucha mit seinem nun zum Oberforstmeister erhobenen Bruder Franz auf ihrer väterlichen Burg eintrafen.

Die beiden Junker gaben sich auch alle ersinnliche Mühe, die seit kurzer Zeit unterbrochene Bekanntschaft mit den schönen Jägermädchen wieder in Gang zu bringen, und benutzten jede Entfernung des alten Birkholz, um sich seinen Töchtern zu nähern. Jettchen bot hiezu freudig die Hände; diese dachte von nun an Tag und Nacht auf nichts, als wie sie ihren Vater hintergehen könne, und kam mit ihrem goldenen Louis bald im Forsthause, bald wie von ohngefähr bei Fräulein Babet zusammen. Lottchen hingegen war auf keine Weise zu geheimen Zusammenkünften zu bewegen, und sah den jungen Oberforstmeister nicht anders, als wenn er in Abwesenheit des Oberförsters, seines nunmehrigen Untergebenen, nach demselben fragte, wo sie theils aus Höflichkeit, theils aus Scheu vor dem Ruchtbarwerden ehemaliger Bekanntschaft, seinen Zudringlichkeiten nicht immer auszuweichen vermochte.

An einem grauen Septembermorgen, da, trotz des scharfen Nordosts, der alte Oberförster auf die Jagd gehen wollte, und Wolf, mit den Hunden seiner wartend, bereits vor dem Hause stand, schlugen

ſich zwei Fremde in dunkeln Jagdröcken, davon der eine ein Offizier ſchien, der andere zwei Büchſen auf der Schulter trug, durchs Gebüſch. Der erſtere blickte unverwandt nach dem Forſthauſe, ſchien jedoch den dicht vorbeigehenden Weg abſichtlich zu vermeiden, ſtutzte, da er Wolfen bemerkte, ging dann trotzig auf ihn los, und fragte nach dem Nottinger Wege.

Der alte Wolf, dem dieß Schleichen und Spioniren ein wenig bedenklich vorkam, wies ihn mit nicht minder barſchem Tone den Fußſteig bei den alten Weiden vorbei, und wollte eben ein wenig Nachfrage nach Stand und Gewerbe der verdächtigen Fremdlinge anſtellen, als der Oberförſter in die Hausthüre trat, und jene, als würden ſie weggeblaſen, verſchwanden.

Birkholz zankte, daß Wolf wieder einmal wie ein altes Weib mit ſich ſelbſt ſpreche; Wolf murmelte von Wilddieben und Marodeurs, welchen er auf der Fährte geweſen ſei, und beide zogen, zwar uneins ſcheinend, doch es im Herzen ſo treu mit einander meinend, auf verſchiedenen Seiten ihre Straße.

Kaum waren ſie fort, als der Tſako des fremden Offiziers wieder hinter den Bäumen hervorguckte; kaum hatte dieſer ſich angeſtellt, als Jettchen im

modischen Morgenkleide aus dem Forsthause hüpfte, sich nach allen Himmelsgegenden umsah, ob nirgends einer von den Junkern sich zeige, und da ihre Hoffnung nicht erfüllt wurde, den Weg nach Bärenklau einschlug; und kaum hatte der Fremde sich verbergend diese vorübergelassen, als auch Lottchen heraustrat, um ihrer Schwester, wiewohl zu spät, etwas nachzurufen.

Jetzt zog der Fremde den Kopf nicht zurück. Zwar schien er, dem schon Jettchens Modetracht nicht wenig aufgefallen war, über Lottchens städtische Kleidung zu stutzen; da aber der nette Strohhut und das knappanschließende Jagdwestchen dem blühenden, gleich ihren nachbarlichen Tannen aufgeschoßten Waldmädchen gar nicht übel stand, oder er vielleicht zu ihr aus irgend einer Ursache besonderes Zutrauen verspürte; so wagte er es, näher zu kommen, und begrüßte die sich einsam dünkende Schöne mit edlem, männlichen Anstande.

Lottchen wußte nicht recht, wie ihr bei diesem Gruße geschah. Der Fremde erkundigte sich, wie es schien, sehr angelegentlich nach dem alten Pfarrer zu Bärenklau. Die Stimme, klang sie schon fast rauh, erweckte doch angenehme Erinnerungen in ihr; das Gesicht, war es gleich von der Sonne gebräunt

und bärtig, ſchien ihr doch anziehend, ja bekannt; die feurig blitzenden Augen, wurden ſie gleich von einem drohenden Federbuſche beſchattet, dünkten ihr doch höchſt ausdrucksvoll und gar nicht abſchreckend.

Mit Beklommenheit, mit hochklopfendem Buſen, antwortete ſie dem ſchlanken Unbekannten, der gute Pfarrer ſei vor einigen Jahren verſtorben, und ſeine Wittwe habe ſich weggewendet.

„Todt?“ — ſagte der Fremde mit tiefer Rührung — „Und der Oberförſter Birkholz? und Lottchen, die älteſte Tochter?“ —

Der Ton, den der Fremde auf Lottchen legte, hatte ſein Herz, hatte ihn ſelbſt verrathen. „Philipp! Philipp!“ — rief das überraſchte Mädchen, und legte, überwältigt von Entzücken, doch auch von heimlicher Aengſtlichkeit überfallen, ihr braungelocktes Köpfchen an ſeine Bruſt.

Die Wonne des Wiederſehens, die feurigſte Umarmung machte erſt nach geraumer Zeit gegenſeitigen Fragen Platz, wie es indeſſen gegangen ſei? Lottchen zog den Geliebten nach einer einſt von ihnen beiden unter den Tannen erbauten Raſenbank, nahm ihm den Hut ab, entdeckte eine lange Narbe auf ſeiner Stirn, und ließ nun nicht nach, bis Philipp zuerſt erzählte.

Der feurige, leicht zu reizende Jüngling hatte den vom Oberförster erlittenen Schimpf nicht ertragen können. Er nahm Birkholzens Drohworte, nicht ohne Trotz, für einen förmlichen Abschied an, begab sich über die Grenze, und ging bei einem andern Förster in Dienste. Einige Jahre darauf wurde, weil eben der Krieg ausbrach, ein Jägerbataillon angeworben. Philipp, der nicht nur lang und stark, sondern auch ein trefflicher Schütze war, meldete sich als Freiwilliger, und wurde mit Vergnügen angenommen. Von nun an dachte er Tag und Nacht auf nichts anders, als sich auszuzeichnen, um einst dem Oberförster Birkholz mit Stolz und seinem Lottchen mit Ehren unter die Augen zu treten. In kurzem wurde er zum Oberjäger ernannt. Der Offizier, unter dessen Befehl er nunmehr zu stehen kam, schien, aus eignem Antriebe, oder auf fremde Anreizung, einen Groll gegen ihn zu hegen. Gab es irgendwo eine gefährliche Unternehmung, so erhielt Philipp Buchen — diesen Zunamen hatte er schon früher auf Birkholzens Verlangen annehmen müssen — dazu Befehl. Doch weit gefehlt, daß ihm dieß, einige ehrenvolle Wunden abgerechnet, zum Nachtheil gereicht hätte, so beförderte es vielmehr sein Glück. Buchen und seine Untergebenen, von seinem Geiste

belebt, leisteten jederzeit mehr, als man verlangte; kein Marsch war für sie zu anstrengend, kein Wagstück zu halsbrechend; was sie erwitterten, das holten sie auch; wen sie aufs Korn faßten, der war geliefert! Bald war der Oberjäger Buchen im ganzen Bataillon zu bekannt, als daß seine Tapferkeit dem Anführer, und selbst dem commandirenden General, verschwiegen bleiben konnte. Buchen wurde Lieutenant, erhielt unter den größten Lobsprüchen den Orden, und als Ausländer nach geschlossenem Frieden seine Entlassung, mit der Versicherung bald möglichster anderweitiger Anstellung.

Dieß ungefähr, nur mit weit hinter der Wahrheit zurückbleibender Bescheidenheit, erzählte der Lieutenant; aber nun sollte auch Lottchen von der Zwischenzeit, von Bewahrung ihres Schwurs auf Leben und Tod, Rede und Antwort geben.

Das arme Mädchen war eine viel zu ungeübte Sünderin, als daß das Andenken an ihr doch höchstens nur etwas leichtsinniges Betragen in der Stadt sie nicht in die größte Verlegenheit versetzt hätte. Sie erzählte nicht ohne Stocken, daß sie und Jettchen von der Kriegsräthin erzogen worden wären; daß sie im Hause der Tante mancherlei Personen gesehen; daß unter diesen auch die Nachbarn des Forsthauses, der

Oberforſtmeiſter und Fähndrich von Rothenbucha, ſich befunden hätten, und würde dem auf alles ſcharf Acht habenden Geliebten doch ziemlich entwiſcht ſeyn, hätte ſich nicht am Schluſſe des etwas verwickelten Berichts Jacob, der Reitknecht der beiden Junker, ſehen laſſen, der ſpionirend einige Male um das Forſthaus ritt.

„Was will der Menſch?“ — fragte Buchen verwundert, erwartete aber nicht Lottchens Antwort, ſondern ſprang haſtig auf den Reitknecht zu, und redete ihn ſelbſt trotzig an: „Zu wem will er?“

Der Reitknecht ſchaute dem Lieutenant ins Geſicht, erſah, da ihm jener eben in den Zügel fallen wollte, ſeinen Vortheil, rief lachend: „Nicht zu Ihnen, mein Herr!“ und gab ſeinem Fuchs die Sporen.

Natürlich weckte dieß Benehmen, beſonders die Flucht des Reitknechts, nur noch mehr Buchens Argwohn, und Lottchen wurde aufs neue ins Verhör gezogen. So ſehr ſie alle Schuld von ſich zu entfernen ſuchte, ſo wurde doch Buchen durch ihre furchtſame Erzählung von dem Verhältniſſe, das zwiſchen ihrem Vater und dem Oberforſtmeiſter, als ſeinem Vorgeſetzten, Statt finde, nicht befriedigt. Es ſchien ihm nicht alles, wie es ſeyn ſollte. Er ſchwur

hoch und theuer, daß er dieß genauer erfahren müsse, und wurde nur durch Lottchens zärtliche Umarmungen für den Augenblick, wenn auch nicht beruhigt, doch betäubt. Er ließ sich nicht bewegen, mit ins Forsthaus zu gehen. Der Oberförster, meinte er, müsse entweder zur Versöhnung die Hand bieten, oder, da er ehedem auch Soldat gewesen, ihm Genugthuung geben. Doch versprach er auf Lottchens Bitte, die es über sich nahm, zwischen ihm und dem Vater Vermittlerin zu werden, des Abends gegen neun Uhr unter ihre Fenster zu kommen.

Hierauf pfiff er seinem Begleiter, einem Unterjäger, der aus treuer Anhänglichkeit stets an seiner Seite gefochten hatte, und auch jetzt nicht von ihm wich, und entfernte sich auf einem Holzwege.

Während sich dieß vor dem Forsthause begab, knüpfte sich zu Bärenklau eine Unterhandlung an, die auf diese Geschichte unmittelbaren Einfluß hat. Fräulein Babet von Ilmenthal, von der Natur mit nicht gewöhnlichen Reizen, doch zugleich mit sehr feurigen Leidenschaften begabt, ging im zwanzigsten Jahre an den Hof, und mußte ihn wegen eines Aufsehen erregenden Liebeshandels, auf Befehl der tugendhaften Fürstin, im dreiundzwanzigsten wieder verlassen. Es blieb ihr nichts übrig, als sich mit ih-

rer Mutter auf das väterliche, ziemlich verschuldete Guth Bärenklau zurückzuziehen, wo sie das:

„In meinem Schlößchen ist's gar fein;
Komm, Ritter, kehre bei mir ein!"

nicht umsonst so oft zur Guitarre sang.

Kaum war der Oberforstmeister und der Fähndrich von Rothenbucha, mit welchen sie schon in der Stadt bekannt worden war, auf dem Lande angekommen, als sie auch nach diesen ihr Netz auswarf. Louis, den das Verständniß mit Jettchen noch bei weitem nicht genug beschäftigte, ließ sich dieß gern gefallen, und knüpfte auch mit Babet einen förmlichen und nach seinen Aeußerungen sehr ernstlichen Liebesroman an.

So wenig das Fräulein es sich anfänglich einbildete, daß das artige Blondchen, wie sie Jettchen oft schmeichelnd nannte, ihre Nebenbuhlerin sei; so hatte doch jetzt ihr Kammermädchen durch die Dienerschaft etwas von dem zwischen Jettchen und dem Fähndrich statt findenden Briefwechsel erfahren, und diese auffallende Nachricht ihrem Fräulein sogleich mitgetheilt.

So sehr sich daher Babet freute, als Louis dießmal recht früh nach Bärenklau kam, so stutzte sie

doch nicht wenig, als er ihr, ganz unbefangen scheinend, zu wissen that, daß er aus guten Gründen Försters Jettchen durch ein Billet hieher beschieden habe, und sie zugleich ersuchte, ihn mit dem Mädchen auf einige Augenblicke allein zu lassen.

Jetzt hielt das Fräulein kaum an sich, den geliebten Ungetreuen mit Vorwürfen zu bestürmen; allein dieser merkte ihr kaum eine Veränderung ab, als er sich lachend erklärte, daß Babets Eifersucht für ihn schmeichelhaft, aber ohne allen Grund sei; daß er nothgedrungen mit Jettchen eine Komödie spiele, und sie selbst, um sich zu überzeugen, der gewünschten Unterredung, die auf ihr beiderseitiges künftiges Besserbefinden Einfluß habe, insgeheim zuhören könne.

Babet war nicht gutmüthig und unerfahren genug, um dem Schmetterlinge aufs Wort zu trauen und diese Rechtfertigung für lautere Wahrheit anzunehmen. Der Fähndrich erzählte ihr daher flüchtig, sein Vater habe einst an einem Mädchen niedern Standes Gefallen gefunden, der Griesgram von Oberförster aber der Dirne sich angenommen und mit Gewalt eine Verschreibung zu erpressen gewußt, nach welcher dem aus jener Liebschaft erzeugten Sohne das Freiguth Ullersdorf zugehören solle. Das Nämliche sei im Testamente seines Vaters, der kurz vor

dem Tode ſchwach und fromm geworden, enthalten geweſen. Bis jetzt habe man Hoffnung gehabt, daß dieſe Urkunde nie ans Licht kommen werde, auch zu Beförderung dieſes Zwecks weder Geld, noch ſonſt etwas geſchont; doch jetzt, nach Abſchluß des Friedens, ſtehe, erhaltenen Nachrichten zufolge, leider zu befürchten — —

In dieſem Augenblicke wurde Jettchen gemeldet. Von dem Fräulein mit falſcher Freundlichkeit, von dem Fähndrich öffentlich mit Höflichkeit, insgeheim mit einem vielſagenden Blicke empfangen, hatte ſich die Kleine kaum geſetzt, als ſich Babet, unter dem Vorwande des Ankleidens, entfernte.

Louis, dem es nicht wenig luſtig ſchien, vor den Augen einer lauſchenden Eiferſüchtigen ſeine, ihm gar nicht ſchwer werdende Rolle recht natürlich zu ſpielen, leitete das Geſpräch mit Händedrücken und Umarmungen ein, nannte Jettchen einmal über das andere ſeine Einzige, ſeine Göttliche, heuchelte dann Zweifel an ihrer gleich zärtlichen Liebe, und verlangte zuletzt mit ſcheinbarer Schwärmerei eine Probe ihrer Treue. Das Mädchen meinte naiv genug, daß ihr nichts mehr zu geben übrig ſei, da er längſt ihr Herz beſitze, erbot ſich jedoch zu jeder Prüfung. Jetzt rückte der Fähndrich ſeiner Abſicht näher. Es ſei,

meinte er, freilich nur eine Kleinigkeit, was er fodere; es werde für ihn keinen Werth haben, als den, es aus den Händen treuer Liebe zu empfangen; mit einem Wort, es sei eine, in blauen Umschlag eingesiegelte Schrift, die ihr, wie sie wisse, oft wunderlich eigensinniger Vater in Verwahrung habe, die bloß ihn und seinen Bruder angehe, und, wie letzterer bei Gelegenheit einer gesuchten Forstrechnung einmal bemerkt habe, in des Oberförsters Schranke, und zwar im obersten Fache rechter Hand unter andern Papieren liege.

Bei Jettchen regte sich bei diesem Antrage, ihrer Verdorbenheit ungeachtet, doch einigermaßen das Gewissen. Allein der geschmeidige Louis wußte ihr sehr bald alle Zweifel auszureden, wegzutändeln, wegzuküssen, und sie versprach ihm mit Hand und Mund, bei erster Gelegenheit die gewünschte Schrift zu entwenden. Der Fähndrich rietlh ihr, aus guten Gründen, wie er sagte, nur noch möglichste Beschleunigung an, und kaum war diese Verabredung getroffen, als Babet, sich ganz unwissend stellend, wieder ins Zimmer trat, und Jettchen, in der Hoffnung, der Vater werde heute nicht zu Tische kommen und ihr zu schneller Erfüllung ihres zärtlichen Versprechens Zeit lassen, sich wieder beurlaubte.

Kaum war sie fort, als der Reitknecht zu Bärenklau anlangte und seinen Herrn auf die Seite rief. Er rapportirte ihm, was jener freilich schon wußte, daß er Jettchen das Billet nicht habe einhändigen können, und berichtete zugleich die verdächtige Erscheinung, des mit Lottchen, wie es geschienen, in sehr vertraulichem Gespräch wahrgenommenen Lieutenants. Louis ließ sich den Fremden genauer beschreiben, befahl dann dem Reitknecht, nicht abzusatteln, und schrieb augenblicklich an Jettchen, daß sie mit dem Beweis ihrer Liebe keinen Augenblick zögern solle; er besorge, derjenige, welchen er bei dieser Angelegenheit besonders fürchte, sei in der Nähe; vielleicht schon morgen, vielleicht heute noch, könne das Bewußte abgefodert werden. Mit diesem Zettel fertigte er den Reitknecht eiligst wieder nach dem Forsthaus ab, und empfahl ihm, unter Versprechung eines sehr reichlichen Trinkgeldes, möglichste Eil und Vorsicht.

Der Lieutenant Buchen schlug, nachdem er sich von der Geliebten getrennt hatte, grübelnd über so Manches, was ihm in ihrer Erzählung bedenklich vorgekommen war, den Weg nach dem in der Haide gelegenen Dorfe Nottingen ein, und war eben ganz in sich selbst versunken, als ihn ein seitwärts fallen-

der Schuß aus dem Nachdenken weckte. Er sah sich um, erblickte in der Ferne einen Jäger, erkannte in diesem wiederum seinen ehemaligen Kameraden, hielt diesen für einen vom Schicksal zugesandten Freund, der ihn in dieser Dunkelheit am allererstem Licht verschaffen könne, und rief daher ohne weiteres den einst von ihm mit aufgezogenen Waldmann und Greif an. Die Hunde horchten auf, standen, faßten ihn ins Gesicht, und sprangen dann mit wütender Freude auf ihn zu; Wolf tief erbittert, sowohl über die Hunde, als über den Rufenden, kam gleichfalls näher. Buchen nahm den Tsako ab, breitete seine Arme gegen ihn aus, und der ehrliche Alte, von der Freude des Wiedersehens überrascht, stieß nun eiligst mit dem Fuße die Hunde auf die Seite, um die Liebkosungen des ehemaligen Zöglings nicht mit den zudringlichen Bestien zu theilen.

Zwar bat Wolf, da er sich ein wenig besann, um Verzeihung, warf, da er bemerkte, daß sein ehemaliger Kammerad nicht bloß Officier, sondern, was bei ihm für das Höchste galt, sogar Jäger-Officier war, ganz wider sonstige Gewohnheit, sogar mit gnädigen Herren herum, und wollte sich zurückziehen; allein Buchen befahl ihm, die Narrenspossen zu lassen, drohte ihm mit Verlust der alten Kame-

radschaft, und erkundigte sich dann mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach seinem Lottchen.

Bei dieser Frage stutzte der Alte, und stand wie mit kaltem Wasser übergossen. Die Treue gegen seinen Herrn, mithin auch gegen seine Töchter, foderte Verschwiegenheit über das von ihm recht gut bemerkte Ab- und Zugehen der Rothenbuchaischen Junker; die redliche Neigung zu seinem ehemaligen, so lange nicht gesehenen Liebling, strenge Wahrheit. Er suchte sich daher mit mancherlei Umschweifen und Entschuldigungen aus diesem, für sein ehrliches Herz bei weitem zu verwickelten Handel zu helfen, meinte, die Mädels wären freilich rasch, die Rothenbuchaer Junker ließen ihnen nicht Ruhe, und kurz und gut, da man sich endlich auf baldiges Wiedersehen trennte, war Buchens Verdacht weit höher gestiegen, als zuvor. Düster, vor sich hinstarrend, an den Lippen nagend, langte er im Wirthshause zu Nottingen an, und wurde in ein Unterstübchen geführt, das nur ein Bretterverschlag von der gemeinen Gaststube trennte.

Er foderte Essen, und berührte es kaum; er foderte Wein, und stürzte ihn hastig hinter. Dann warf er sich vor Ermüdung — denn er war aus grenzenloser Sehnsucht, recht bald sein Lottchen zu sehen, Tag und Nacht gewandert — auf eine an die

Wand befestigte Bank, ohne jedoch vor dem Lärm der zechenden Bauern, noch mehr aber vor innerer Unruhe, ein Auge zu schließen.

Fast bis zur Dämmerung hatte er in dumpfem Vorsichhinbrüten gelegen, als eine Stimme in der Wirthsstube ihm auffiel und seine Aufmerksamkeit spannte. Es war der Rothenbuchaer Reitknecht, der von dem abermaligen Ritt nach dem Forsthause zurückkam, und hier in der Schenke bis gegen Abend verweilen wollte.

Dieser treue Spießgeselle seines Herrn hatte seinen Auftrag, wie immer, wenn es einen schlechten Streich galt, auf das pünktlichste ausgerichtet, und das Billet, ohne bemerkt zu werden, in Jettchens Hände gespielt. Sie ertheilte ihm mündlich die Antwort: „Er solle nur mit Finsterwerden wieder bei der Hand seyn. Vielleicht gelinge es ihr, seinem Herrn das Gewünschte dann gleich überschicken zu können."

„Es ist ein Teufelsleben, auf Ehre!" — brummte er jetzt, da er sich, auf Rechnung des zu erwartenden Botenlohnes, mit einigen Gläsern Branntwein gestärkt hatte.

„Schon wieder auf dem Forsthause gewesen?" — fragte der Wirth.

„Hm! wo sonst?“ —

„Also für heute zum zweiten Male?“ —

„Wird auch zum dritten Mal Rath werden! Gegen Abend muß ich nochmals hin. Aber dafür setzt's auch dießmal, auf Ehre! wenigstens einen Ducaten!“ —

„Hm! hm! Ists denn mit der Läpperei so eilig?“ — meinte der Wirth.

„Es muß wohl!“ erwiederte Jacob. Da ist, Gott weiß, woher? ein Anderer hergestoben, so ein Stück Eisenfresser, der meinem Herrn, wie er mir selbst gesagt hat, schon im Kriege hundert Louisdor und seinen Rothschimmel gekostet hat! Der mag nicht zu unserm Spiele gehören!“ —

„Es ist doch Jammerschade um die Mädels!“ — fiel ein alter Bauer ein —

„Schade?“ — spöttelte der Reitknecht.

„Wie du's verstehst, Alter! Was fehlt meinem Herrn, he? Und läuft sie ihm nicht ordentlich nach? Sprengt sie mich nicht selbst heute zum dritten Mal hin? In der Stadt, bei der alten Räthin, da hättet ihr's mit ansehen sollen! Da war ein Leben, da war ein Abholen und Heimführen, da war ein Händedrücken und Herzen!“ —

Schon anfänglich hatte Buchen sich aufgerichtet. Jetzt sprang er aus seiner Stube, riß die andere Thür auf, und stürzte mit gezogenem Säbel, wie ein Rasender, auf den Reitknecht zu. Alle wandten sich um; alle schrieen durch einander; alle fielen dem Lieutenant in die Arme. Aber der Reitknecht, der den Officier von heute morgen augenblicklich wieder erkannte, mochte das Ende nicht abwarten, riß das Fenster auf und sprang hinaus.

Erst nach einer Viertelstunde gelang es Buchen, sich loszureißen und die Leute zu bedeuten, daß er bei Sinnen sei. — „Auf Leben und Tod!“ — murmelte er zwischen den Zähnen, da er ins Nebenstübchen zurückkam — „auf Leben und Tod denn!“ — Dann lud er seine Büchse und wollte fort.

„Wohin, Herr Lieutenant?“ — fragte besorgt sein treuer Diener. — „Laß mich, Georg!“ — antwortete er mit hohlem Tone — „der Wein, der Streit mit den Bauern, hat mich erhitzt; ich muß Blut sehen; ich will ein Wild schießen!“ — Mit starren Augen ging er davon.

In dem Forsthause hatten indessen freudige und erschütternde Auftritte mit einander gewechselt. Gegen Jettchens Erwartung, doch desto erwünschter für Lottchen, kam der Oberförster zum Mittagessen.

Lottchen hatte dem Vater so vielerlei zu entdecken. Sie wollte ihn mit der Nachricht von Philipps Zurückkunft überraschen, sie wollte Versöhnung stiften; sie hatte sich aber auch vorgesetzt, um ihres Glücks ganz würdig zu werden, ihren eignen ehemaligen Leichtsinn, und das noch fortdauernde Verständniß zwischen dem Fähndrich und Jettchen einzugestehen; doch sie zauderte damit aus Furcht und aus Angst bis nach Tische.

Nun erst sagte sie dem Vater schüchtern, daß sie ihm etwas allein anzuvertrauen habe, und ging mit ihm in ein Seitenzimmer. Sie fieng mit den ehemaligen Bekanntschaften in der Stadt an; sie erwähnte dann, daß Jettchen diese noch nicht ganz abgebrochen habe, und eben wollte der aufgebrachte Alte die Jüngste herzurufen, als Lottchen ihm mit den Worten: „Es ist alles gut, es wird alles gut werden; Philipp ist wieder da!“ um den Hals fiel.

Von Freude betäubt stand der Oberförster einen Augenblick fast ohne Besinnung. „O mein wackerer Junge! o mein verlorner Sohn!“ — rief er dann aus — „Wo ist er? wo ist er?“

Mit diesen Worten rannte er, ohne auf etwas weiter zu hören, in ein Cabinet, wo er ihn versteckt glaubte, und fand — die jüngere Tochter an seinem

seinem Schranke, die, durch Louis Brief noch mehr zur Eil aufgefodert, diesen Augenblick des Alleinseyns benutzen wollte. Das versiegelte Papier in der Hand, sank sie bei des Vaters Eintritte vor Schreck in eine wirkliche oder erheuchelte Ohnmacht, aus welcher sie der, den ganzen Zusammenhang augenblicklich errathende Vater mit Verfluchungen und Mißhandlungen weckte.

Nur mit der größten Mühe, nur durch Beschwörungen und Thränen, gelang es Lottchen, den aufgebrachten Vater einigermaßen zu beruhigen; aber, schien er auch einmal gemäßigt, so brach doch sein Zorn alle Augenblicke aufs neue aus, und er vermaß sich, das ungerathene Kind, die diebische Hure, morgenden Tages ins Spinnhaus zu bringen.

Erst die Wiedererwähnung von Philipps Zurückkunft, welcher Lottchen absichtlich gedachte, besänftigte zuletzt seine Hitze. Er stieß Jettchen von sich, und fragte nach Philipp, seinem Sohne. Auf Lottchens Antwort, daß sie seinen Aufenthalt nicht wisse, gerieth er aufs neue in Feuer, und nur die Versicherung, Philipp wolle diesen Abend ans Fenster kommen, konnte seine Ungeduld einigermaßen beschwichtigen.

So war denn der Friede im Forsthause übel und böse wieder hergestellt. Birkholz sprach unaufhörlich von Philipp, und da gegen Abend der alte Wolf mit der Nachricht, den Herrn Jägerlieutenant auch gesehen zu haben, freudig hereinstürzte, mußte er sich augenblicklich zu seinem Herrn an den Tisch setzen. Herr und Diener schwatzten nun, um nur den Abend heranzubringen, von alten Zeiten, und wie es in Zukunft werden solle; jetzt zum ersten Male schienen sie auch, was sie stets waren, ein Leib und eine Seele!

Auch dem guten Lottchen dünkte die Wanduhr nie so langsam gegangen zu seyn. Sie nahm, um nicht unaufhörlich nach dem Zifferblatte sehen zu müssen, mancherlei Arbeiten vor, sah nach der Küche, strickte, nähte, spielte auf dem Klavier, einem Erbstück des Pfarrers Berger. Endlich fiel es ihr noch ein, sich für Philipp ganz, wie ehedem, anzukleiden. Ein weißes Corset mit grünen Bandschleifen umschloß die jugendliche Brust und die schlanke Taille; ihre dichten kastanienfarbnen Flechten wurden bloß mit einigen Nadeln auf dem Scheitel zusammengesteckt.

Noch immer durchstrich Buchen, Wuth im Busen, Feuer in allen Adern, den fast ganz entblätter-

ten Forst. Der Anblick der alten Heimathsgegend, die ihn an so manchen Auftritt seiner frühen Liebe erinnerte, erhitzte ihn nur noch mehr. Die Waldvögel schrieen; die Schwarztannen knarrten, wiegend im Sturm; der kalte Wind schlug ihm ins Gesicht. — „Sie schwur mir auf Leben und Tod!“ — sagte er immer bei sich selbst — „Die Liebe zu ihr vertrieb mich von hier, die Liebe zu ihr jagte mich in Kampf und Tod!“ — Eine Verwünschung unterbrach den Gedanken.

Plötzlich vernahm er in der Ferne eine geistliche Melodie. Er stutzte und forschte, woher die Musik komme. Die Krähenhütte, in der ihn Birkholz in Lottchens Umarmung getroffen hatte, stand vor seinen Augen.

Er lachte wild auf, rannte auf die Hütte zu, und riß die Thür auf. Ein Mann mit eißgrauem Haar, zerlumptem schwarzen Mantel und einer Harfe, saß auf der Bank, und warf aus seinem Reisesack dem Buhu verschimmeltes Brod und eine aus Frost erstarrte Schwalbe vor.

„Gönnt mir dieß Nachtlager, Herr Scharfschütz!“ — flehte der Alte mit zitternder Stimme und seltsam blinzenden Augen — „ich bin der Einsiedemann vom neuen Jerusalem, und habe wohl sonst

oft in der Kirche mich hören lassen. Jetzt freilich bin ich alt und verachtet. Die Kinder werfen mich mit Steinen, und die jungen Pursche treiben ihr Gespötte mit mir. Aber erbarmt Euch über mich, und laßt mich die kalte Nacht über hier bleiben. Ich will eins singen dafür!"

„Recht, recht, Graubart, singe, singe!" — erwiederte Buchen — „Ich bin so lustig gestimmt; vielleicht singe ich mit!"

Der Alte starrte ihn an, nahm rasch die Harfe und sang:

„Wohl auf, Kameraden, durch Feld und Moor,
Das lärmende Horn hat geklungen!
Den sicheren Blitz im scharfen Rohr,
Ueber Bruch und Klippe gesprungen!
Es donnert im Nebel, durch Nacht und Kluft
Der wilde Jäger, in hoher Luft!"

Der Ton traf schmerzlich auf Buchens Herz. — „Still damit!" — sagte er — „das war sonst! Jetzt will ich, wie der Fuchs, einsteigen beim Liebchen." —

„Da hab' ich ein anderes für Euch!" — versetzte der Greis — „das Waidmannslied vom ungetreuen Mädchen, das nach dem Junker äugelte, ein

Schelmstück sonder gleichen!“ — „Das! das!“ — lachte Buchen furchtbar. — Der Alte schauerte sich, ging in eine einfache Volksweise über, und begann:

Es thät ein Jäger wohl jagen
Zwei Stündetein vor dem Tagen
Einen Hirsch, einen Hasen, ein Reh.
Er jagte auf rosiger Haide
Ein Mägdlein im fliegenden Kleide;
Das wollt' er nehmen zur Eh. :,:

„Das klingt besser, alter Zeichendeuter!“ sagte Buchen, der ehemals mit Lottchen fast ein ähnliches Lied oft gesungen hatte, mit Kälte, und stützte sich auf seine Büchse. Der Harfenspieler fuhr fort:

Er zog sie mit flüchtigen Schritten,
Er zog sie zur Tannenreißhütten,
Ließ all' seine Hündlein los;
Sie saßen mit stillem Verlangen,
Mit schneeweißen Armen umfangen,
Auf Klee und duftendem Moos. :,:

Und als nun dahin eine Stunde,
Da bellen die spürenden Hunde;
Es blies ein Schäfer ins Rohr.

„Zieh hin, zieh hin mit den Schaafen,
Mein Jäger, du hast es verschlafen;
Ich bin noch Jungfrau, wie vor!“ :,:

Sie thät den Jäger wohl fragen,
Ob sie ein Perl-Kränzlein dürft' tragen
In ihrem schwarzbraunen Haar?
„Feines Mägdelein! laß dir sagen,
Ein grün Hütlein mußt du tragen,
Wie andre Jägersfrau'n gar!“ :,:

„So will ich meine Haare lassen fliegen,
Einen schmucken Junker zu kriegen,
Dem Jäger zu Spott und Schand!“
Das thät den Jäger verdrießen;
Er lud die Flinte zum Schießen;
Sie starb von des Liebsten Hand. :,:

Der Alte, der anfänglich sehr kalt und langsam gesungen hatte, drückte beim letzten Verse mit Miene und Stimme den bittersten Hohn aus. — „Hätt' er's gethan!“ — rief er, da der Gesang aus war. — „Hätt' er!“ — Dann griff er hastig, ohne Ordnung und Takt, in die Saiten, als wollt' er sie zerreissen. — „Du hast gut gesprochen, schwarzer Engel!“ — sagte Buchen, und warf ihm seine Börse zu.

Als er aus der Hütte trat, war es völlig Abend worden. Finsterniß deckte den Wald; nur der Vollmond blickte zuweilen durch zerrißne Wolken.

Buchen gelangte schleichend dem Forsthause näher, und stellte sich hinter eine alte Eiche. Er sah Licht in den Fenstern; Lottchen spielte Klavier, eine Melodie, die sie auch einst zusammen gesungen hatten. Sein Gesicht glühte; seine Knie wurden von Frost gegen einander geschlagen. Die Erinnerung kam über ihn; eine kalte Thräne floß über seine Wange.

Jetzt raschelte es im Gebüsch; der Rothenbuchaer Reitknecht, von Jettchen zum Wiederanfragen bestellt, band sein Pferd an einen Stamm, pfiff und schlich um das Haus. Buchen zielte auf ihn; der Bube war ihm zu gering; er setzte unwillig die Büchse ab.

Jetzt zeigte sich eine weiße Hand aus dem Fenster. Ein Blatt flog herab. Der Wind erfaßte es, und führte es eine Strecke fort. Buchen trat vor. Der Reitknecht, der ihn erkannte, schwang sich zu Pferde, und jagte, von Furcht getrieben, davon. Buchen fand das Blatt. Das Mondlicht schien hell genug, ihm zu leuchten. Er las die Worte:

„Es ist Alles entdeckt. Philipp Buchen ist da. Rette mich, Geliebter! sonst bin ich verloren.“

„Verloren!“ — lachte Buchen grimmig — „ja, das bist du!“ — Er kaute das Billet mit klappenden Zähnen, und stieß es als Pfropf in den Lauft. Dann trat er wieder hinter die Eiche, legte an auf die Fenster, ahmte den Lerchenschlag nach, das ehemalige Zeichen der Liebe. Lottchen, weiß gekleidet, flog herzu, und bog sich heraus. Sein Herz stand still. Es krampfte in seiner Hand; der Knall bobberte im Walde wieder; das Mädchen war mit einem Schrei zu Boden gestürzt.

Erst nach Mitternacht kam Buchen zu sich selbst. Er hatte die Flucht ergriffen, ohne es selbst zu wissen; seine ganze Kleidung war von Reif und Regen durchnäßt; Hut und Büchse fehlte. Er warf sich auf den Boden und suchte irgend nur einen Gedanken zu erhaschen. Es gelang ihm nicht. Er riß sich wieder auf, und rannte von neuem durch den Forst. Gegen Morgen schimmerte ihm in der Ferne das Forsthaus entgegen. Jetzt erst fiel es, wie ein Blitz, in seine Seele: „Sie ist todt! du hast sie ermordet!“ — Er befand sich, ohne des Entschlusses bewußt zu seyn, im Vorplatz des Forsthauses. Der Oberförster preßte ihn heftig an seine Brust, legte ihm mit bedeutendem

Wink die Hand auf den Mund und sagte: „Schweig! Noch weiß es Niemand, als wir!“

„Niemand! Niemand!“ — antwortete Buchen, wie im Wahnsinn und schreiend. — „O sagt es der ganzen Welt! ruft die Gemeinde; übergebt mich den Gerichten! Ich selbst habe sie ermordet, ich!“ —

„Eins nur beschwöre ich dich, ehrlicher Alter!“ — setzte er heimlich thuend hinzu — „laß mich sie noch einmal sehen; zeige mir die schöne Leiche!“

„Beruhige dich, lieber Philipp!“ — erwiederte Birkholz, — „sie ist nicht todt, du hast sie gefehlt!“

„Schade um deine grauen Haare!“ — versetzte der Lieutenant. „Buchen fehlt nicht! Haha! Buchen!

Der Oberförster zog den Verzweifelnden gewaltsam die Treppe hinauf, und öfnete eine Thür. Lottchen, blaß, und doch im weiß und grünen Kleide schön wie ein Engel, den Kopf mit einem Tuche verbunden, lag auf einem Bette und streckte ihm freundlich die Hand entgegen. — „Komm zu mir, lieber Philipp!“ — rief sie zärtlich — „Ich lebe, werde für dich leben! Schlecht war ich nie, und den Leichtsinn hab' ich ja nun gebüßt. Nicht wahr?“

Philipp, in dessen Herz erst jetzt wieder Lebenswärme kehrte, stürzte neben ihr nieder. Nur die Vorstellung des Vaters, daß das Mädchen Ruhe bedürfe, konnte ihn zum Wiederaufstehen bewegen, und noch immer mußte Birkholz mit Gewalt die Liebenden trennen.

Der Oberförster sandte nun eiligst den alten Wolf ab, um Buchens Diener herbei zu schaffen, damit dieser durch seine Besorgniß keinen Verdacht errege. Ein vertrauter Wundarzt war schon vorher im Stillen herbeigeschafft worden. Die beiden Jäger fanden auf ihrem Wege nach dem Forsthause Buchens Büchse, an welcher der Riemen abgerissen war, auf einer Felsklippe. Den Tsako brachte erst nach mehreren Wochen ein Mühlknappe, der ihn am Wehr eines reißenden Bergwassers gefunden hatte.

Buchen beruhigte sich erst nach einigen Tagen; dann entdeckte ihm der Oberförster alles, was er selbst wußte. Sie redeten und stritten sich lange und heftig. „Laß mich thun, was ich will, und thue dann, was dir wohl dünkt!“ — schloß der Oberförster. Nach diesem Gespräch ging Wolf, Buchen und sein Diener, letztere beide in gewöhnlicher Jägertracht, mit einigen der besten Spürhunde in den Wald! Sie

blieben bis am andern Mittag aus, und brachten den alten Singemann mit.

Auch die holde Kranke fieng nach und nach an, sich zu erholen. Die Wunde überm linken Auge war zwar tief, doch nicht tödtlich. Buchen hatte dießmal die erste Tugend des Schützen vergessen, kaltes Blut. Die Kugel stak noch zwischen der Mauer und den Fenstergewänden, wovon sie einige Stücke abgesplittert und nach Lottchens Stirn getrieben hatte.

Die beiden Liebenden verlebten jetzt die seligsten Tage. Lottchen war die gutmüthigste, zärtlichste Kranke, Philipp der sorgfältigste Krankenwärter. Aller Streit zwischen ihm und dem Oberförster, aller Vorwurf der Untreue, alle Schuld des beabsichtigten Mords war vergeben und vergessen; nur Buchen klagte sich immer von neuem an.

Nach einigen Wochen rief der Oberförster eines Morgens Jettchen zu sich, die er zwar genau bewacht, aber bis jetzt als ein unwürdiges, von den Reinen abgesondertes Wesen behandelt hatte. — „Du sollst auch einmal etwas Gutes thun!“ — sagte er rauh — „schreib, was ich dir sage!“

Jettchen mußte Feder und Tinte nehmen, und ein Billet an Louis schreiben, worinn sie ihn und sei-

nen Bruder, unter dem Vorwande, daß ihr Vater heute verreist sei, dringend in das Forsthaus lud. Diesen Brief sandte der Oberförster durch einen vertrauten Bauer nach Rothenbucha. Die beiden Brüder stutzten. Sie vermutheten allerdings, es müsse im Forsthause etwas vorgefallen seyn; doch konnte man nichts herausbringen. Der Reitknecht hatte zwar den Schuß fallen hören, war aber auf seiner eiligen Flucht zu weit entfernt gewesen, um etwas Genaueres zu wissen. Der Oberförster und Wolf gingen wieder, wie sonst gewöhnlich, auf die Jagd. Der Wundarzt kam stets im Dunkeln. Der fremde Officier und sein Diener hatten, wie sie auf eingezogene Erkundigungen erfuhren, das Wirthshaus längst wieder verlassen.

Nach kurzer Ueberlegung beschlossen sie daher, sich im Forsthause einzufinden. Jettchen stand auf Befehl ihres Vaters am Fenster, und winkte mit der Hand. Ihr Küsse zuwerfend, stiegen sie ab, traten ins Haus, und — wurden von dem Oberförster empfangen.

„Bemühen Sie sich in die Oberstube, gnädige Herren!“ sagte der Alte trocken, und nöthigte sie hinauf. — „Legen sie ab!“ — fuhr er fort, da sie

ins Zimmer getreten waren, der Oberforstmeister und Fähndrich hat nichts bey unserer Sache zu thun!"

Sie thaten dieß ohne Widerrede. — „Setzen Sie sich" — sagte er dann, und nahm Platz zwischen Beiden." — Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um einem Rechtshandel, wo möglich in Güte, zuvorzukommen!"

Sie schienen befremdet. — „Um Ihnen dieß zu erklären," — fuhr Birkholz, ohne sich irren zu lassen, fort, „muß ich, so leid es mir thut, Ihnen eine höchst alltägliche Geschichte erzählen. Ich hatte in meinen jüngern Jahren das schönste, und was mehr sagen will, das tugendhafteste Mädchen der Gegend zur Braut. Sie war die einzige Tochter eines vom ganzen Dorfe geehrten, bis zur Ueberspannung frommen Mannes, der nach dem Tode ihrer Mutter, theils aus Gewissensdrang und Scheu vor einer zweiten Ehe, theils um der Erziehung dieses Kindes seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken, sich nicht wieder verheirathete."

„Dem gottesfürchtigen, nur leider! auch zu reizenden Mädchen, ward das unerwartete Glück zu Theil, auch Ihrem verstorbenen Vater, meine Herren! in die Augen zu fallen. Sie hing an den Vorurtheilen der gemeinen Stände, und wußte eine Aus-

zeichnung der Art nicht nach Würden zu schätzen. Doch Ihr Herr Vater" — der Forstmann lachte hier so laut und fürchterlich, daß die Wände schütterten — „ließ sich herab, das spröde Ding mit Gewaltthat eines Bessern zu belehren."

„„Sie floh mehrere Wochen meinen Anblick. Nach einiger Zeit ließ sie mich zu sich kommen, erklärte mir, vor Schaam und Angst zitternd, und mehr einem Schatten, als einer Lebendigen ähnlich, daß sie nie die Meinige werden könne. Ihr Vater lag indessen in der anstoßenden Kammer auf seinen Knieen und betete."

„Nur durch die heftigsten Drohungen erfuhr ich ihren jetzigen Zustand und das ganze furchtbare Geheimniß. Ich liebte die Arme wie meine Seele; ich bestand darauf, daß ihre Schande verborgen bleiben, daß das Kind auf meinen Namen getauft werden solle. Weder sie selbst, noch ihr Vater, waren durch meine Verzweiflung, selbst nicht durch meine Thränen, hiezu zu bewegen."

„Sie gebahr einen Sohn, den sie, ohne Zuthun ihres Unglückstifters, mit ihrer Hände Arbeit erziehen wollte. Allein die Gerichte hatten von dem Vorfalle gehört, und die Unglückliche wurde zur Kirchenbuße verurtheilt. Diese öffentliche Beschimpfung war

mehr, als das arme, durch so viele Leiden geschwächte Mädchen ertragen konnte. Man fand am Abende vorher ihren Leichnam in der Warre.

„Ich rannte, sobald ich es erfuhr, zu ihrem Vater, um mit ihm vereint der Leiche ein stilles, aber ehrliches Begräbniß zu verschaffen. Der fromme, schwärmerische Alte, der seine Tochter des Selbstmords halber für ewig verdammt hielt, war auf diese Nachricht in Melancholie verfallen und davon gegangen. Die ganze, ihn wie einen Vater liebende Gemeinde, suchte ihn mehrere Tage lang in allen Flüssen und Abgründen."

„Das arme Mädchen wurde auf mein flehendliches Bitten bei Nachtzeit nahe an der Kirchhofsmauer beerdigt. Ein Fliederbaum, den ich späterhin pflanzte, bezeichnet noch jetzt die Stelle."

„Als ich von ihrer Beerdigung kam, lud ich in finsterm Trübsinn meine Pistolen, um sie gegen mich selbst zu brauchen. Doch das Kind in der Wiege lächelte mich an. Ich sprengte nach dem Edelhofe Ihres Vaters, und nöthigte ihn aus dem Bette. Er übergab mir nach einigem Streit eine von ihm unterzeichnete Schrift, durch welche nach seinem Tode dem Unglückssohne das Freigut Ullersdorf zugesichert ward."

„Dieser Sohn, der mir aus jugendlichem Leichtsinn entfloh, ist jetzt hier. Ich hoffe, Sie, meine Herren! werden ihm sein Erbe ohne Weigerung abtreten. Ein Abschnitt im Testament ihres Vaters muß Sie bereits hinlänglich über die Richtigkeit meines Anführens belehrt haben; die eigenhändige Urkunde, die, — Sie hoffentlich auch schon kennen — ist hier!“

Er legte ihnen nach diesen Worten die Urkunde vor. Die beiden Junker zuckten die Achseln, suchten Ausflüchte, und wollten ihre Erklärung in einigen Tagen schriftlich geben.

„Das steht bei Ihnen!“ — fuhr Birkholz fort — „ein sehr sprechender Zeuge für meine Erzählung ist in unsrer Nähe.“ — Birkholz öfnete hiebei eine Thür. Der Singemann, ein Gesangbuch vor sich, die Hände gefaltet, seine Harfe zwischen den Knieen, einem Geiste der Gruft ähnlich, saß im Lehnstuhle. „Das ist meiner Braut Vater,“ — sagte der Oberförster — „der einst wie ein Vater geehrte Schulmeister zu Nottingen!“

Der Greis starrte den Oberforstmeister und Fähndrich mit hohlem Aug' an, schien eine Aehnlichkeit in ihrem Gesicht zu suchen, und zeigte ängstlich mit der Hand, sie zu entfernen.

Beide waren sehr erschrocken, und konnten ihre scheue Verlegenheit nicht verbergen.

„Uebrigens" — nahm der Oberförster wieder das Wort — „wird Lieutenant Buchen, der vielleicht noch über andere Dinge mit Ihnen zu sprechen haben dürfte, sein Recht ohne mich zu verfechten wissen."

Er öfnete jetzt eine zweite Thür. Lottchen, noch immer blaß und mit verbundenem Kopfe, saß am Fenster; Buchen stand vor ihr in voller Uniform.

„Was ist hier geschehen?" — fragte der Fähndrich furchtsam. — „Mein Gott! was ist hier vorgegangen?" — fiel der Oberforstmeister mit ungeheuchelter Wärme ein.

„Nicht viel!" — versetzte Birkholz bitter — „Wieder etwas Alltägliches! Der Wilde wollte die Braut erschießen, weil sie das Glück hatte, Ihnen, Herr Oberforstmeister! nicht zu mißfallen!"

Dieser stand tief erschüttert. — „Geben Sie mir die Urkunde; ich unterzeichne sie!" — sagte er. Er unterschrieb. Auch der Fähndrich, so schwer es ihm ward, folgte ängstlich seinem Beispiel.

Die Urkunde in der Hand, begab sich der Ober=

forstmeister zu Buchen und Lottchen. — „Verzeihen Sie mir, Herr Lieutenant!“ — rief er betroffen — „Vergeben Sie mir, gutes Mädchen! — Ich bin nicht immer gut, aber kein verhärteter Böswicht. Ich bekenne es, ich legte Lottchen Schlingen; aber — bei der Todesangst meines Vaters! ihre Tugend ist unbefleckt. Als einen kleinen Ersatz für alles, was ich mit und ohne Absicht verschuldete, biete ich Ihnen die väterliche, von uns beiden bestätigte Schenkungsurkunde über Ullersdorf an.“ —

„In der That, auch ich bin erfreut!“ — fiel der Fähndrich, tief Athem holend, ein.

Buchen nahm die Urkunde, und sah sie durch. „Sie haben Ihre Pflicht erfüllt,“ — antwortete er dem Oberforstmeister — „ich thue die meinige!“ — Er zerriß die Schrift in zwei Stücke. — „Ich besitze nichts, als dieß Ehrenzeichen und meinen Degen. Aber — nie werde ich etwas mein eigen nennen, das dem angehörte, der meine Mutter in Verzweiflung und Tod stürzte!“

Alle staunten ihn an. Der Oberforstmeister, noch heftiger ergriffen, umarmte Buchen, der die Umarmung erwiederte. Auch der Fähndrich wollte es

thun; aber Buchen wies ihn zurück. — „Noch sind wir nicht dahin;“ — sagte er fest — „ich kenne nun den Elenden, der meinen Tod fruchtlos erkaufte, und Henriette ist meiner Braut Schwester! Sie sind, ich sage es Ihnen Aug' in Aug', ein Nichtswürdiger! Haben Sie etwas dagegen, so bestimmen Sie Ort und Stunde!“

Die beiden Brüder sahen wohl ein, daß hier nichts mehr für sie zu thun war. Sie beurlaubten sich daher, Franz mit Versicherungen des redlichsten Wohlwollens, der Fähndrich, ohne ein Wort aufbringen zu können.

Eine Ausfoderung von ihm blieb aus, selbst da ihn Buchen späterhin einmal im Walde traf und ihm mit dem Ladestock einige Schläge versetzte. Auch hierauf erfolgte nichts, als daß er sich aus Rothenbuchs entfernte und sein liebes Jettchen mit sich nahm, die er jedoch nach einiger Zeit einem Spieler abtrat. Der Oberforstmeister war gleich nach dem Auftritte im Forsthause nach der Residenz abgereiset, von wo aus er dem Lieutenant Buchen die von diesem gesuchte Ernennung als Birkholzens Gehülfe, mit der Anwartschaft auf die Stelle selbst, übersandte. Oftmals küßte Buchen die Narbe über Lottchens linkem

Auge, und ihre Umarmungen dankten ihm dafür, als für eine verdiente Strafe und für das Mittel ihrer Aussöhnung mit sich selbst.

F. Kind.

Rangstreit der Sänger.

Wer ist der auserwählte Sänger?
Wer ist der Mutter liebstes Kind?
Was streiten wir darüber länger,
Und zanken ewig in den Wind!

So laßt uns doch die Göttin fragen,
Denn ihr gehört das Saitenspiel,
Das golden durch die Luft getragen
In unsre Wiege niederfiel.

Und was der Geist aus uns gesungen,
Das sangen wir auf ihr Geheiß;
Drum nehme, wer den Sieg errungen,
Aus ihrer Hand den Meister-Preis!

Die Sänger wandern auf der Stelle —
Denn klug geredet schien das Wort —
Zu der bekannten Tempel-Schwelle,
Der Göttin stillem Lieblingsort.

Sie werfen sich am Throne nieder,
Und flehn um ein geneigtes Ohr,
Und halten ihre schönsten Lieder
Zur Göttin ehrfurchtvoll empor.

Und die Göttin sieht sie wallen
Knieend um den Gnadenthron,
Und sie spricht mit Wohlgefallen:
„Keiner ist der liebste Sohn.“

Allen hab' ich zugelächelt
Und die Wiege reich beschenkt,
Euch mit Blütenduft gefächelt
Und mit Rosenthau getränkt.

Habt ihr alle nicht gesogen
An den Brüsten der Natur?
Alle hab' ich groß gezogen,
Kinder Einer Blumenflur.

Alle seid ihr auserkoren
Hochgesegneten Geschlechts;
Alle habt ihr mir geschworen,
Priester Eines Tempel-Rechts.

Und in Farben oder Tönen,
Und des Liedes Zaubergang —
Das Geheimniß liegt im Schönen —
Weiß das Recht von keinem Rang.

Drum in Einfalt müßt ihr singen,
Wie der Gott im Busen lehrt;
Wer den Preis sich will erringen,
Ist des Preises nimmer werth.

Schmidt von Lübeck.

Die Echo.

Es blühten junge Myrtentriebe
In einem Hirtenthal empor,
Wohin so gern die stille Liebe
Mit ihren Träumen sich verlor.

Die Lüfte, die vom Hügel kamen,
Verweilten im Vorüberflug,
Und horchten nach dem holden Namen,
Den sie auf leisen Lippen trug.

Den Namen Atys sang Cybele,
Der, wann er durch die Zweige klang,
Wie ein Triumph der Philomele,
Zur nachbarlichen Echo drang.

Und die verrieth ihn wilden Faunen. —
Das Heil'ge wird entweiht, entstellt,
Wenn's unter die verworfnen Launen
Der zügellosen Rohheit fällt. —

Die Liebe klagt beim Gott der Götter
Die Echo an, und plötzlich wacht
Ein Donner auf, daß mit Geschmetter
Der Fels der Echo niederkracht.

Die Faune, wie geſchreckte Schaafe,
Zerſtreun ſich in den wilden Hain;
Die Echo wird verdammt zur Strafe:
Die Knechtin eines Hofs zu ſeyn.

Zuvor wird ſie vom Sturm zerriſſen,
Und ſo vervielfacht, darf ſie nun,
Wie ein beladenes Gewiſſen,
Fortan nicht raſten und nicht ruhn.

Sie horchet am Tirannenthrone
Ganz ſeelenlos, doch immer wach,
Und ſchreiet im Poſaunentone
Die tollſte Schmeichellüge nach.

Betrug muß ſie zur Weisheit klügeln;
Der Tollſinn wird durch ſie ein Held:
So fliegt ſie dann, mit grauen Flügeln
Von Tagesblättern, durch die Welt.

Tiedge.

Die Mitgift.

Wo man Megärens Geiſt bei großem Brautſchatz trifft,
Wird oft dem Bräutigam die Mitgift wahres Gift.

Langbein.

Das Erstlingsopfer.

Von Weihrauch duftend, steigt das Opferfeuer,
Geschmückt mit Blumen ist der Festaltar;
Mit leichterm Tritt, das Auge hell und freier,
Naht ein Hellene mit bekränztem Haar,
Ein Glücklicher, er bringt mit froher Feier
Den Göttern seines Dankes Opfer dar;
Von dem, was ihm die höh're Macht gegeben,
Weiht er den Erstlingszoll mit frommem Streben.

Die Aernte fiel mit reichem goldnen Segen,
Und hochbegabt eilt Hellas frommer Sohn,
Der blonden Ceres opfernd darzulegen
Mit frohem Dank des Fleißes ersten Lohn.
Hier bringt ein Hirt sein schönstes Lamm entgegen;
Dort schallt Gesang zu Dionysos Thron;
Ein Fest erfüllt mit Jubel die Gemächer:
Den Göttern gilt des Mahles erster Becher.

O fromme Sitte! zarter Sinn der Alten! —
Die Götter schaun nicht mehr der Opfer Duft,
Doch hat in uns die Stimme sich erhalten,
Die zu der Andacht schönster Pflicht uns ruft.

Der Christen Gott, mit unsichtbarem Walten,
Sein Sonnenauge lächelt durch die Luft!
Nicht Blut der Opfer mag ihm wohlgefallen,
Nicht Weihrauchwolken, die zum Aether wallen.

O fühlst du's nicht tief in des Busens Gründen
Das Opfer, das dem Heil'gen wohlgefällt?
Der Liebe Band soll seine Welt verbinden,
Die Menschheit mit der sel'gen Geisterwelt;
Der Bruder soll den Segen mit empfinden,
Der dem Beglückten mild vom Himmel fällt.
O laßt, indem die Brüder wir erfreuen,
Den Göttern uns das Erstlingsopfer weihen!

Louise Brachmann.

Das Strandrecht.

Monolog am Ufer.

Wie sich Wog' an Woge thürmt!
Ha! wie's donnert, blitzt und stürmt!
Die Piloten, die verwegnen,
(Freudig ahnend hoffen wir)
Leiden Schiffbruch — stranden hier!
Gott will unsre Küste segnen.

Haug.

Der Pelzrock.

Um Ostern war es, als im Stillen
Zur Stadt der reiche Amtmann kam;
Es ist um seines Sohnes willen,
Von dem er lange nichts vernahm;
Er forscht, ob zur Juristerei
Der Studiosus fertig sei.

Da sieht er einen Juden wandeln
Bedächtig durch die ganze Stadt!
„Ist nichts zu schachern, nichts zu handeln?“
Frag, was er zu verkaufen hat. —
Sieh, Hans, er trägt — daß Gott erbarm'!
Des Sohnes Pelzrock unterm Arm.

Ich hab' ihn erst um hundert Gulden
Dem Sohn zum neuen Jahr gesandt,
Nun bei dem Juden! Hat er Schulden?
Ist er bei Schelmen angerannt?
Der Pelz so warm, wie Schnee so weiß!
Halt, Jude, halt, um welchen Preis?

Und sag', wer hat das Kleid getragen?
Woher hast du den Rock, von wem?
„Ei nun, ich kann es ja wohl sagen:
Er saß dem Herrn nicht sehr bequem;
Ein Pelzrock sitzt doch immer weit,
Viel besser ein Soldatenkleid."

Was? ging er unter die Soldaten?
„Ei freilich, Herr; dem Armen war
Nicht mehr zu helfen, noch zu rathen;
Ein Filz, ein Judas, ein Barbar,
Ein Tiger soll sein Vater seyn,
Da wußt' er nicht mehr aus noch ein."

Daß du in Lügen mögst ersaufen,
Du Lästermund! hör' endlich auf;
Was gilt der Rock? Ich will ihn kaufen.
„Zweihundert Gulden!" — Nimm und lauf!
Fürwahr, ich muß, sonst trägt er mir
Die Schande noch von Thür zu Thür.

Wie Jacobs Söhne werd' ich bringen
Von Joseph dieses theure Kleid. —
Hans trat hinzu und half vollbringen
Des Vaters Klag' und Herzeleid.
Sie hielten beid' in ihrer Hand
Den Rock mit Weinen ausgespannt.

Da kam ein Handwerksbursch geschlichen
So bleich und kalt von Angesicht,
Als wär' der Geist von ihm gewichen,
Er thut gar jämmerlich und spricht:
Die Krankheit nahm mir Kleid und Brod,
O Herr, erbarmt euch meiner Noth.

Halb nackt und zitternd von der Kälte
Verhieß er reichen Gotteslohn.
Der Amtmann sprach: Daß Gott vergelte,
Was ich jetzt thu', an meinem Sohn,
Bedecke deine Blößen hier
Mit diesem Rock — ich schenk' ihn dir.

Da bog sein bleiches Haupt hinunter
Der Bettler in des Pelzes Schnee,
Und — hob es wieder roth und munter,
Und rief: o weg ist alles Weh,
Verschwunden ist der Krankheit Schmerz,
Denn Leben giebt das Vaterherz.

Hell glüht er, gleich dem Abendsterne,
Wenn er durch Wolken sich erhellt,
Und auch der Jude stand von ferne,
Der ganze Handel war verstellt;
Den Vater trog Studentenlist,
Die aller Klugheit Meister ist.

Da flog er in des Vaters Arme:
Was iſt das, Bube, für ein Streich?
Zerlumpt, daß ſich ein Stein erbarme,
Nun friſch und munter — komm ſogleich!
Ein Meiſterſtück haſt du vollführt,
Komm, der Juriſt hat ausſtudirt.

St. Schütze.

Der Verlorne.

Darum kamſt du ſo ſchön, du roſige Frühe des Tages,
Daß du mit kränkendem Raub mir den Geliebten entrückt?
Sinke nur, ſinke, du herrliches Licht, und tauch' in die Wellen!
Laß aus dem Hades der Nacht ſteigend die Schatten erſtehn!
Lange durchwein' ich den Tag, nicht rührt' ich die himmliſchen Mächte,
O ſo fleh' ich zu euch, Mächte der Schatten, um ihn.

G. A. H. Gramberg.

Das deutsche Lied.

Mit Compos. von H. Methfessel.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold, noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen;
Es duftet, was das Haus bedarf,
Ist nicht, wie Rosen, dornenscharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Von allen Frauen in der Weit
Die deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von außen;
Sie schafft im Hause, was sie soll,
Die Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte;
Gesund an Leib und Geist und Herz.
Zur rechten Zeit den Ernst und Scherz,
Und Becher in der Mitte!

Es lebe die gesamte Welt!
Der Deutsche liebt, was Deutschen gefällt,
Und hält sich selbst in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts,
Weß Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren.

Schmidt von Lübeck.

Dem Theater-Chef in Krähwinkel.

Mein Stück soll ich ändern? Wie dumm!
Nein! Aendre dein Publikum.

Haug.

10858976

II



JUNO

10858976

Der Gang zur Thalmühle.

Ich stieg nicht ohne Beschwerden zwischen hervorragenden Granitblöcken und dickem Gestripp hinunter ins Thal. Mitten durch dieß hin rauscht das Flüßchen, und an diesem liegt, von alten Linden halb versteckt, die schöne Mühle. Kein lebendiges Wesen erblickte ich; der Weg zieht sich oben auf dem Berge hin. Ich setzte mich auf einen Baumsturz. Gelehnt an ein schroff herabhangendes Felsenstück, da, wo der abgeleitete Mühlbach pfeilschnell und schäumend in den Fluß zurückstürzt, überließ ich mich den Empfindungen, welche die schauerliche Umgebung in mir erregte. Endlich knüpften sich aber Betrachtungen an, die mich tiefer beugten, als ich es wünschte. Da richtete ich mich auf, zurück ins Schloß zu gehn; und indem ich meinen Ruheplatz näher betrachte, entdeck' ich ein halbverwittertes Bild, roh in das Felsenstück eingehauen. Eine Hand reichte aus Wolken und hielt ein geflammtes Schwert, darunter stand die Zahl 1473.

Die Stimmung, worin ich war, vermehrte meine Theilnahme. Ich ging in die Mühle, den Müller über das Denkmal zu befragen. Ich kenn' es wohl, sagte der Mann; aber wir wissen nichts weiter davon, als daß einmal da ein vornehmer Herr umgekommen seyn soll. Habt ihr euch nicht weiter darnach erkundigt? fragte ich. Unser eins hat den ganzen Tag zu thun, antwortete er, und kaum des Nachts seine Ruhe. Und was Einem so nahe vor Augen liegt, das wird man gewohnt, und bekümmert sich weiter nicht drum. —

Ich kehrte in das Schloß zurück. Seine uralte, klostermäßige Bauart, die Abgelegenheit und Oede in seinem weiten Gehöfe, machten jetzt noch einen weit tiefern Eindruck auf mich, als vorhin. Ich theilte dem alten verständigen Pachter mein kleines Abenteuer mit. Ja, ja, ich kenne das, sagte er, draußen an der Seite des Hauses nach jener Gegend hin, ist das Bild vollständiger zu sehn.

Er hatte Recht. Dort stand, halberhoben in eine große Steinplatte gearbeitet, außer jener Hand mit dem Nachschwert, ein Eber, der, das Fangeisen tief in der Brust, fliehend dargestellt war, und unten lag ein Ritter ausgestreckt, und, wie es schien, todt am Boden.

Ich fragte, ob man die Bedeutung dieses Denkmals nicht wisse. O ja, sagte der Pachter, sie ist im Archiv aufgezeichnet. Ich will Ihnen die alten Papiere selbst bringen. Ich mag die Geschichte nur hier den Leuten nicht erzählen; sie fürchten sich ohnehin vor dem Platze, und thäten's dann noch mehr.

Ich bekam, ich las die Papiere. Folgendes ist, was ich daraus, theils in bestimmten Angaben, theils in dunkeln Andeutungen erfuhr. Ist die Geschichte an sich auch nicht ausgezeichnet, so beschäftigt sie doch, irr' ich nicht, den Leser einige Minuten nicht ohne Interesse.

Ludolph von Westerburg und Heinrich von der Nahe hatten am Hofe des Herzogs als Edelknaben gedient, und daselbst einen so engen Bund der Freundschaft geschlossen, daß man sie heut zu Tage Orest und Pylades genannt haben würde, und nach damaliger Weise David und Jonathan nannte. Dasselbe dunkel unter sich brennende Feuer der Leidenschaftlichkeit, derselbe Muth, aber auch dieselbe treue Liebe, wie im Orest, vereinigten sich in Ludolf; derselbe leichte Sinn, dieselbe gemüthliche Lebenslust, gewandte Weltklugheit und unbefangene

Gutherzigkeit, doch nicht ohne regsame Eigenliebe, bestimmte, wie des Pylades, den Charakter Heinrichs. So waren sie geraume Zeit die Lieblinge ihres Herrn und die Freude seines ganzen Hofs.

Als sie hernach in den Ritterstand erhoben wurden, machten sie sich auf, die Welt zu sehn. Zwei bis drei Jahre scheinen sie vereinigt dahingezogen und in den gewöhnlichen Kreisen des Weltlebens mit umgetrieben worden zu seyn. Das Weltleben pflegt nun die Charaktere zwar nicht zu verwandeln; wohl aber ihre Grundzüge, gleichsam zu vererden, zu verknöchern. Und so finden wir auch die Freunde wieder am Hofe ihres vorigen Gebieters. Der farbige poetische Duft des frühern Jünglingslebens hat sich in helle Localfarben verdichtet; statt des unbestimmten idealen Strebens, sind sichere reale Punkte, als Ziele, in das Leben aufgenommen. Ludolf wählt den Krieg, Heinrich den Hof, beide ihren Anlagen und Neigungen gemäß. Doch war Ludolf noch durch ein besonderes Ereigniß früher und heftiger auf diesen Pfad gedrängt worden.

Ludolf besaß nämlich eine ansehnliche Herrschaft, zu welcher das Gut gehörte, wo ich mich so eben befand. Er war lange nicht dorthin gekommen; Grenzstreitigkeiten vermochten ihn jetzt dazu. Er verweilte

geraume Zeit, und lernte bei seinem Nachbar und Gegner das erste weibliche Wesen kennen, das ihn tief fühlen lehrte, er habe nicht nur Phantasie und Sinne, sondern auch ein Herz. Adelheid, die Tochter jenes Nachbars, war dieß Wesen. Noch in sehr jungen Jahren, aber herrlich emporblühend — von noch nicht tiefen, aber sehr lebhaften Empfindungen — das lächelnde Bild unbesorgter Heiterkeit und leichtfertiger Laune — war sie der Liebling ihres Vaters und der ganzen Gegend umher.

Sie bemerkte bald ihre Gewalt über Ludolf: das gefiel ihr; sie bemerkte auch, daß seine Nähe reizende Gefühle bei ihr erwecke, die sie bis dahin nicht gekannt: das gefiel ihr noch mehr. So überließen sich beide geheim ihren unschuldigen Neigungen, bis endlich Ludolf, durch diese aufgefordert, ihr seine Hand antrug, welche denn auch von der lebhaft aufgeregten, Veränderung wünschenden Jungfrau mit Entzücken angenommen wurde.

Jetzt sprach Ludolf mit dem Vater. Jener Streit zwischen beiden war längst beendigt; der Vater hatte Unrecht gehabt und Unrecht behalten. Aber der Mann vergiebt nur vom Andern empfangenes Unrecht gern und leicht, nicht dem Andern angethanes. Ludolf bekam die entschiedenste Verweigerung, und

alle Vergünstigungen, welche er in der Hastigkeit eines Verliebten dem stolzen Alten bot, mußten diesen nur mehr erbittern.

Nun glaubte Ludolf sich berechtigt, das Ziel seiner Wünsche mit Gewalt an sich zu reißen. Erdrang in Adelheid, mit ihm bei nächtlicher Weile zu entfliehen; und leichtsinnig, nach Neuem begierig, wie sie war, gab sie seinem Eindringen bald nach. Sie entflohen, aber nicht weit: da überfiel sie der Vater mit einem starken Trupp seiner Leute, zerstreute die ihrigen, und nahm die Liebenden gefangen. Die Maßregeln waren so sicher genommen, daß es wahrscheinlich ist, der Vater war genau unterrichtet, und ließ die Flucht absichtlich zu, um dann desto härter verfahren zu können. Ludolf ward in Gewahrsam behalten, bis Adelheid seiner entsagt hatte und weggebracht war; dann mußte er sich schwer loskaufen; die Fehde, welche er nun begann, wurde von den Kreisrichtern für ungerecht erklärt, und ihm geboten, falls sie nicht alle gegen ihn, als einen Ruhestörer, auftreten sollten, drei Jahre lang jene Gegend zu meiden.

Ludolf gehorchte, da Widersetzlichkeit fruchtlos, und überdieß Niemand unterrichtet war, was aus Adelheid geworden; und so kam er wieder an den Hof

zurück, wo er bei seinem Freunde Theilnahme und manche Erleichterung seines Schmerzes fand.

Eben hatte Kaiser Friedrich der Dritte seinen Zug nach Italien begonnen; die ersten Unternehmungen dieses raschen, aber wankelmüthigen Monarchen waren verunglückt; und er bot nun alle Mittel der Macht und der Gnade auf, reiche Unterstützung von den Fürsten Deutschlands zu erhalten. Der Herzog folgte der Aufforderung und Ludolf dem Herzog. Im Gewühl des Kriegs hoffte Ludolf Linderung oder Vergessenheit seines Kummers zu finden: doch trug er dem zurückbleibenden Freunde die sorgfältigste Wachsamkeit über Adelheid und ihr Schicksal auf.

Heinrich erfuhr im ersten Jahre nichts von Adelheid, im zweiten aber den plötzlichen Tod ihres Vaters und ihre Rückkehr ins Schloß. Nun machte er sich auf zu ihr, die Angelegenheit seines Freundes, wenn er das Fräulein dessen würdig fände, zu betreiben.

Er kam an, und erstaunte, in Adelheid eine Jungfrau zu finden, welcher er vor allen Schönheiten des Hofs die Palme reichen mußte. Adelheid hatte zeither in klösterlicher Abgeschiedenheit gelebt. Einsamkeit vertieft und festiget große Seelen; kleine reizt sie nur auf, und verflüchtiget sie gleichsam.

Das Fräulein fand gleich Anfangs an Heinrich einen willkommnen Freund und gewandten Unterhalter; bald verbarg sie sich auch nicht mehr, er sei ein schöner, er sei ein liebenswürdiger Mann. Ihre Theilnahme an Ludolf, die nur durch die Nähe seiner Person geweckt und erhalten worden war, hatte sich seit seiner Entfernung gemindert, sie hatte seiner längst entsagen müssen: jetzt gedachte sie der Zeit ihrer ersten Liebe nicht viel anders, als der Zeit ihrer Kinderspiele, die allerdings angenehm gewesen, aber nun doch ein- für allemal vorüber seien.

Heinrichen entging weder dieß, noch auch der Eindruck, den er auf die reizende und nun auch reiche Adelheid gemacht hatte. Seine Sinne und seine Phantasie waren vom ersten Anblick an gewonnen; sein Verstand trat mit diesen in den Bund, und trieb, das gebotene Glück zu verfolgen; sein Herz aber widerstrebte mit so vieler Kraft der Redlichkeit und Freundschaft, als in ihm war, und er bewahren konnte. Dieser Kampf mußte auch äußerlich sichtbar werden: Adelheid bemerkte ihn mit Vergnügen, und erklärte ihn ihren Wünschen gemäß. So glaubte sie dem Freunde immer näher entgegengehen zu dürfen, so mußte sie dem Wankenden immer gefährlicher werden.

Einmal noch raffte er sich ernstlich auf und sprach in gelegener Stunde über Ludolf und die eigentliche Absicht seiner Anwesenheit. So seid Ihr da, sprach sie, den Frühling zurückzulocken, jetzt, da es Sommer ist? ist's nur möglich, daß solch Bestreben gelinge? — Er schilderte die Vorzüge seines Freundes und seine fortwährende Neigung zu ihr: sie setzte zu den gerühmten Vorzügen Ludolfs noch manche hinzu, gestand, daß sie seiner auch ewig mit Theilnahme gedenken werde; beschloß aber: Kann und soll man jedem sein ganzes Wesen weiblich hingeben, den man hochachtet und werth hält? — Der Erinnerung an ihre frühen Zusagen setzte sie entgegen, daß sie eben zu früh gewesen, und für ein jugendliches übereiltes Wort ein ganzes Leben doch ein gar zu unverhältnißmäßiges Opfer sei; gegen die Behauptung, daß Ludolf doch noch auf sie hoffe, erwiederte sie, daß sie ihm entsagt habe, er dieß wisse, er sich durch weite Entfernung selbst getrennt, und was etwa noch in ihm für sie spreche, der allgemeinen Vermittlerin, der Zeit, übergeben habe.

Jetzt glaubte Heinrich, es nur mit sich selbst zu thun zu haben. Er wollte sich seine Obliegenheiten aufs schärfste aus einander setzen, und maß und wog mit ängstlicher Genauigkeit. Wer aber lange über

seine Pflichten grübelt, wird, wenn sie seinen Neigungen widersprechen, sicher herausbringen, was diese heischen; oder er wird wenigstens im Untersuchen die Kraft aufwenden, welche zur Ausführung nöthig war, und so aus Ermattung geschehen lassen, was ihn in der Begeisterung empört haben würde.

Wie befriedigend oder nicht befriedigend Adelheids Erwiederungen seyn mögen, beschloß Heinrich seine Erörterungen; so viel ist doch sicher, sie ist für Rudolf verloren. Rechtlich frei war sie, seit sie ihm entsagte — menschlich, seit ihre Liebe sich von ihm wendete: frei gehört sie einem jeden an, der sie zu gewinnen weiß; warum nun dir nicht, der du sie gewonnen hast? Könnte nicht leicht der schlechtere Mann ihr nahen und sie zu sich herabziehn? müßte eine Trennung von dir, jetzt, da sie ihr Inneres dir entfaltet, sie nicht erniedrigen und zu rächenden Uebereilungen an sich und mir reizen? wird nicht selbst dein Freund, was für ihn dahin, doch von ihm als der köstlichste Schatz erkannt ist, am liebsten in deinem Besitz, und an deiner Seite im Schimmer des Glücks sehen wollen?

Heinrich und Adelheid überließen sich nun dem Zuge ihrer Empfindungen, und dieser leitete sie bald zum glänzendsten Hochzeitfest. Was sich gegen jene

Ansichten zuweilen in Heinrichs Seele geregt, das war durch die Reize der liebenden Braut bald bezwungen worden. Doch wie der künstlich vermauerte Quell mit verborgen vervielfachter Kraft zu seiner Zeit plötzlich desto gewaltsamer hervorbricht, so überfiel ihn die zurückgedrängte Macht seiner bessern Seele desto unwiderstehlicher, und in denselben Momenten, wo in ihm — dem zuerst vollkommen beglückten Gemahl — das schwindelnde Entzücken der vergötternden Ruhe selig hätte an die Brust sinken müssen, da ward es plötzlich Nacht in seinem Innern; wie eine öde Wildniß, von stechender Sonnenglut ausgebrannt, erschien ihm sein Leben; schaudernd sah er durch die Nacht den Schatten des Freundes aufsteigen und zurückfordern das Kleinod, das er dem Bruder mit der Unbesorgtheit des noch nicht getäuschten Kindes anvertraut hatte: und, wie durch den Einfluß schadenfroher Dämonen, verwandelte sich in seinen Armen die liebeathmende Gattin in eine üppige Verführerin, verwandelte er sich selbst in den verächtlichsten Sklaven sinnlicher Begier und niedrigen Verraths.

Adelheit bemerkte mit Schrecken die Veränderung ihres Gemahls. Kann es für ein liebendes Weib etwas Zerknirschenderes geben, als sich in der Stunde

gänzlichen Hingebens verachtet zu sehen? Verachtet fühlte sie sich aber; doch nur auf kurze Zeit. Ihr Stolz zwang sie zu schweigen und anders zu deuten: und so schloß sie auf verborgene Kälte im innern Wesen des Gemahls überhaupt, und ein ängstender Verdacht schlich sich in ihr Herz. Heinrich, den Verdacht zu zerstreuen, und die innere Stimme, die ja nun vergebens in ihn eindringe, zu betäuben, stürzte sich aus Genuß in Genuß; Adelheid, die nagende Qual los zu werden und das Widerstrebende vielleicht zu besiegen, that ein Gleiches. Wie ihre Empfindungen einander widersprachen, widersprach sich auch ihr beiderseitiges Leben; nur in Einem trafen sie zusammen: man wollte nicht an den Hof, sondern hier des Daseyns froh zu werden versuchen. Adelheid bestand hierauf aus Mißtrauen; Heinrich aus Furcht vor dem Freunde.

So verflossen einige Jahre. Man war nichts weniger, als glücklich; desto ängstlicher verhehlte man einander, daß man's nicht sei; Eins verstand das Andere, und war nur desto sorgfältiger bemühet, daß es das Andere verstehe zu verbergen. —

Kaiser Friedrich hatte indessen den Vergleich zu Mailand geschlossen, und was von seinem Heere nicht durch Schwert und Seuchen aufgezehret war,

zog heim, des Friedens und der Erinnerung tapferer Thaten zu genießen.

An einem schönen, warmen Herbsttage saß die alte Wärterin mit Heinrichs und Adelheids einzigem Söhnchen unter jenem schroff herabhangenden Felsenstück, da, wo der abgeleitete Mühlbach in den Fluß zurückstürzt, und jetzt das halb verwitterte Bild zu sehen ist. Da kam ein Pilger langsam das Ufer herauf und gesellete sich zu ihr.

Wo kömmst du her, frommer Pilger, redete die Wärterin ihn an, und wohin willst du? Du hast dich verirret: der Weg läuft oben an den Bergen hin.

Weit, weit her führt mich meine Straße, versetzte der Pilger; doch verirrt bin ich nicht. Ich stieg herab, der Anmuth und Kühle dieses Thals zu genießen. Laß mich neben dir ruhen, gute Alte!

Wess ist das Kind, begann er hernach, das zu deinen Füßen so still mit Blumen spielt?

Es ist meines Herrn, des Edlen von der Nahe, und Adelheids, seiner schönen Gemahlin, antwortete die Alte. Willst du einkehren bei uns, so soll dir's an keiner Pflege gebrechen. Nicht weit hinter dem Berge liegt unser schönes Schloß.

„Ist dein Herr zu Hause?"

„Noch führt er die Jagd dort drüben in dem Ge-

hege, hinter den Tannen; aber mit dem Abendroth kehrt er heim. Du magst ihm und seiner schönen Gattin mit Erzählen von deiner Wanderschaft den Abend kürzen."

„Weiter muß ich und immer weiter; mag keiner Herberge mich erfreuen. Laß mich den Knaben küssen und seine Zukunft segnen."

Und er nahm den Knaben auf an seine Brust und küssete ihn innig, und legte dann dreimal die Hand auf sein Haupt mit den Worten: Wachse empor und bleibe gut. Werde tapfer und bewahre dein Herz vor Heuchelschein. Dein Gott lasse nie des Weibes Wankelmuth, des Freundes Treubruch dein Leben vergiften. Lieber stirb früh — o ja, lieber stirb früh, du möchtest sonst Böses rächen müssen, das du nicht hindern konntest. . .

Hier war die Stimme des fremden Mannes heftiger geworden. Das Kind wendete sich ab, breitete die Arme nach der Wärterin, und rief: Mutter, nimm du mich! ich fürcht' mich sehr! — Der Pilger ließ es sanft an den Boden, und sagte gelassener: Mein Segen war gut; du wendest ihn von dir! Du hast nicht Schuld: das Blut, das in deinen Adern fließt, widerstrebt meinem Segen! —

Weib, ſagte er dann freundlich, geh' nach Hauſe! Die Sonne will untergehen, und die Unſchuld muß nur im Lichte wandeln!

Ich will meine Arbeit erſt vollenden, erwiederte die Wärterin. Die Sonne ſcheidet noch nicht: ſie iſt nur hinter den Berg getreten; drüben leuchtet ſie uns noch bei der Heimkehr.

Gehe, Weib, geh', fuhr er dringender fort; ein verſprengtes Wild könnte hieher ſich wenden und dem Kinde Gefahr bringen. Bewahre ſeine Jugend vor feindlich gereizter Begier!

Fremdling, ihr macht mir bang, erwiederte die Alte; und Gutes ſpricht wahrlich nicht aus euren düſtern Blicken. Ich gehe; folgt uns nicht — auch mit den Augen nicht! und möge Gott uns beiſtehen und euch!

Amen! ſagte der Pilger, und die Wärterin ging eilig mit dem Knaben davon. —

Die Sonne ging unter, der blutigrothe Abendſchein verbreitete ſich weit am weſtlichen Himmel: Heinrich kehrte nicht zurück. Adelheid ſandte Boten aus; einige Jäger kamen mit dieſen zurück, aber Heinrich nicht. Die Jäger erzählten, ein großer, nicht ganz glücklich abgefangener Eber habe das Garn durchbrochen, und ſei nach der Thalmühle zu geflo-

hen; den Herrn hätten sie schon seit einer feinen Weile vermißt und vergeblich gesucht; vielleicht wäre er dem Thiere durch's Gestripp gefolgt und ihnen so aus den Augen gekommen.

Jetzt kam die Wärterin geängstet herbei, und erzählte, was ihr begegnet sei. Adelheid sank mit Entsetzen darnieder und rief: Zur Mühle! fort, fort, zur Mühle! —

Alles stürzte nun nach dieser Gegend hin. Ehe sie dahin gelangten, fanden sie den Eber todt am Boden, das Fangeisen tief in der Brust. An dem Platze aber, wo vor einigen Stunden der Pilger das Kind gesegnet hatte, lag Heinrich in seinem Blute. Man brachte ihn ins Schloß. Noch war Leben in ihm, auch die Besinnung kehrte zurück: da winkte er, daß alle sich entfernten, bis auf seine Gemahlin. Mit dieser blieb er einsam eine Stunde lang; dann starb er in ihren Armen.

Adelheid verbarg den Leichnam vor Jedermann; es hieß, der Eber habe Heinrichen das Leben geraubt, so wenig seine Wunden dieß zu bestätigen schienen. Aber jene Bilder mußten, nach Adelheids bestimmter Angabe, gefertiget werden, wie sie noch zu sehen sind.

Von Ludolf erfuhr man nie etwas. Adelheid übergab das Kind und die Besitzung des Gemahls einem Verwandten; sie selbst wendete sich in das nahe Kloster, wo sie schon früher verborgen worden war, und diesem schenkte sie ihre Güter, welche nun, nach Aufhebung der Klöster, landesherrlicher Besitz geworden und bis zum heutigen Tage geblieben sind.

Rochlitz.

Deutscher Gruß an Deutsche.

Vom alten deutschen Meer umflossen,
Bis an den alten deutschen Rhein,
Ihr meine Freud'= und Leid=Genossen,
Mit mir aus deutschem Blut entsprossen,
Mit euch soll deutscher Friede seyn!

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutscher Sinn fortan bestehn;
Und ob die Welt sich neu gestaltet,
So lang der Gott der Väter waltet,
Soll das Geschlecht nicht untergehn.

Und haltet treu und fest am Glauben,
Es glänzen Sterne nur bei Nacht,
Und wißt, es blühen neu die Lauben,
Und todte Reben bringen Trauben,
Wenn ihren Kreis die Zeit vollbracht.

Es soll mit Gott uns doch gelingen,
Es muß, was Treue sä't, gedeihn.
So laßt die deutschen Becher klingen,
Und Barden deutsche Lieder singen,
Und eure Herzen fröhlich seyn.

Denn hoch und herrlich wird vor allen
Erstehen deutsches Volk und Land;
Ich höre Klopstocks Stimme schallen,
Ich seh die Feuersäule wallen,
Und in der Wolke Gottes Hand.

Schmidt von Lübeck.

Theodor an das Glück.

O Glück! die Menschheit duldet sehr
Bei deinem wandelbaren Fluge.
Ich höre Klagen weit umher
Ob deinem ewigen Betruge.
Doch mir will deine Grausamkeit
Sich unnachlassend offenbaren.
Ich lieb' und klage nun seit Jahren
Ach! ungeliebt, ach! unerfreut —
Laß deine Unbeständigkeit
Mit Lust und Danke mich erfahren.

Haug.

An eine junge Freundin.

Heiter, wie der Blüten Schöne,
Lacht noch alles deinem Sinn;
Wie ein Quell durch Frühlingstöne,
Wallen deine Stunden hin.
Immer weiter hüpft die Welle,
Fröhlich, Mädchen, schwebest du
Ueber manche schöne Stelle,
Schwebst dem Lebensmeere zu.

In des Meeres Flutgetümmel
Wütet oft der Stürme Macht,
Wann dem schwarz umzognen Himmel
Blitz auf Blitz hernieder kracht.
So im Leben! — Grausam stürmet
Oft die wilde Leidenschaft,
Die uns, wenn kein Gott uns schirmet,
Unsern Frieden oft entrafft.

Auch, wann Sturm des Schicksals wütet,
Wanket oft der feste Sinn;
Aber sichre Rettung bietet
Eine treue Führerin.

Durch des Lebens ſchwerſte Leiden,
Durch des Herzens Kampf und Drang,
Führet zu dem Quell der Freuden
Die Vernunft den Pilgergang.

Darum, liebes Mädchen, weihe
Deinen ganzen Lebensſinn,
Deines Herzens vollſte Treue
Dieſer ſichern Führerin.
Ob dein Herz auch irgend ringet,
Halte ſie nur feſt im Blick:
Wag' es ihr zu traun, ſie bringet
Halb verlornes Gut zurück.

Mög' ein wonnevolles Leben
Mit der Freuden Ueberfluß
Selig deine Tag umſchweben!
Sie nur heiligt den Genuß.
Und du, ſtreue mit der Stille,
Die verborgne Tugend liebt,
Freuden dann aus deiner Fülle
Auf den Kreis, der dich umgiebt.

Eliſa.

Der Sonntag.

Mit Compos. von H. Friedrich Schneider.

Hin zur Sonntagsluft gegangen,
Bin ich noch mit heiterm Blick,
Doch ich kam so unbefangen,
Als ich hinging, nicht zurück.
Wenig mag ich nun noch taugen,
Bin vergeßlich, wie der Gram:
O das ganze Unglück kam
Von zwei hellen blauen Augen.

Oft hab' ich hinein gesehen;
Auge war es, was ich sah;
Aber nimmer ist geschehen,
Was am Sonntag mir geschah.
Fahrlos dünkte mich Adele;
Aber plötzlich aufgeregt,
Wie der Blitz in Bäume schlägt,
Schlug ihr Blick in meine Seele.

Ach! nun treibt's in mir und dringet,
Bin so träumend und so wach,
Denn der ganze Sonntag klinget
Mir im Ohr und Herzen nach.

Sagt mir, habt ihr je empfunden,
Was ein Tag, ein Sonntag kann?
Sicher war's ein Zaubermann,
Der den Sonntag hat erfunden.

Nein, ich weiß nicht, wenn ich frage,
Weiß nicht, was ich will und soll;
Und mein Herz, seit jenem Tage,
Ist so leer und doch so voll.
Viel hat mir der Tag genommen,
Ruhe nahm er, gab mir Schmerz;
Dennoch wünscht geheim mein Herz:
Möcht' er doch bald wieder kommen!

Ich vernahm von einem Munde,
Den man weise nennt und klug,
Sanfter heile manche Wunde
Durch das Wesen, was sie schlug.
Kann mir Hülfe nur geschehen,
Wo ich so verwundet bin:
Nun so muß ich freilich hin
Zu dem Sonntagsfeste gehen.

Tiedge.

Fester Sinn.

Wenn auf die Blüten, die das Leben schmückten,
Des Wechsels Sturm zertrümmernd niederfährt,
Und Freuden, die einst selig uns beglückten,
Zu schmerzlicher Erinnerung verkehrt;
Dann halte du, den uns ein Gott erkohr,
O fester Sinn, den sinkenden empor!

In wessen Geist sich deine Kraft entfaltet,
Der zittert nicht dem ungewissen Glück;
Frei ist die Brust, in der dein Zauber waltet,
Und herrschend ruht sie über dem Geschick.
So ruht der Sterne Glanz in heil'ger Stille
Hoch über der Gewölke dumpfer Hülle.

Von dir geleitet, wandeln wir entschlossen,
Wohin der Ruf der innern Stimme führt.
Aus treuem Harren muß Erfüllung sprossen,
Fern ist das Ziel, doch glaubend wird's gespürt.
Ist nicht die Kraft, mit der wir rastlos streben,
Uns Bürge schon für ein unendlich Leben?

Du biſt der Fels, an dem die Woge ſtrandet,
Die Schrecken rings gedroht und Untergang;
An der der Schwimmer kühn und ſicher landet,
Deß letztes Boot die wilde Flut verſchlang;
Und dem, wenn er dein Wolkenhaupt erſteigt,
Sich nah das Ufer ſeiner Rettung zeigt.

Schreiber.

Wahre Freundſchaft.

Pope.

Du biſt, mein alter geliebter Freund,
Nun Staatsminiſter, und London meint,
(Ich könnte darob mich herzlich grämen,)
Du werdeſt nun deines Pope dich ſchämen.

Craggs.

Würd' ich, je größer, je ſchlimmer nur,
Wie manche verächtliche Creatur,
(Allein ich bitte mich auszunehmen,)
So müßte ſich Pope ja meiner ſchämen.

Haug.

Der Peter in der Fremde.

(Nach Grübel.*)

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dieß Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was" spricht sie „willst du draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht!
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste beste Bösewicht!"

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längstgesungnes Reiselied.
Er meint, die Fremde nur macht Leute,
Nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum sucht er's gleich recht in der Weite;
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

*) Siehe Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart.

Zu Hülfe ruft man alle Basen;
Jedwede giebt dazu ihr Wort:
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Er reiste nie, und ist nicht dümmer
Als mancher weitgereiste Mann.“

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß der Vater endlich spricht:
„Nun gut! ich wünsch' dir Glück und Segen!
Fort sollst du! Doch nun zögr' auch nicht!“
Nun geht es an ein Einballiren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen,
Gleich nach dem Essen geht er heut;
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Aeltern das Geleit' ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirthshaus eben
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen,
Doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: „Wie Gott es will!“
Er muß die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt, man soll nur sitzen bleiben,
Denn weiter läßt er Keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Ob's gleich beinah ihn hätt' gereut;
Nach jedem Hundert Schritten steht er
Und denkt, wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen,
Es geht der Wind so rauh und kalt;
Er glaubt, es kann noch heute schneien,
Und schneit's nicht heut, so schneit's doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er,
Und sinnt, wie weit er heut wohl reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg — ach! da steht er!
Und Niemand, der zurecht ihn weist!
„Ach!“ klagt er, „so was zu erleben,
Gedacht' ich nicht! daß Gott erbarm!
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß' ich jetzt noch weich und warm.

Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wahrlich toll und dumm! —
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!" —
Und rasch beschließt er sich zu drehen,
Wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' es mögen sehen —
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Aeltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh,
Bekämpften ihren Gram durch Essen,
Und tranken tief betrübt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause;
Ihn reizte nur der Heimath Glück,
Drum rannt' er spornenstreichs nach Hause,
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Incognito noch in die Stadt.
Doch ist er kaum daheim gekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein er machte sich nichts draus.

Man spaßt: „du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert seyn! Drum setz' dich auch
Nun hinter'n Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch!" —
Er thut's. — Dann treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach Gott! wo mag mein Peter seyn!"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was schreit ihr denn? Hier bin ich ja!"
Die Mutter jauchzt! der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen!
Die Mutter war nur ganz verwirrt.
Ich hab's dem Kerl heut angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter betete, durchdrungen
Von frommem Dank: 's ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund daheim, deß bin ich froh!"
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit,
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen:
Ich wäre jetzt, wer weiß wie weit!"

A. G. Eberhard.

Die Friedensfeier.

Nach dem 14ten October 1809.

Ueber ſchweigende Gefilde
Tönt der hohe Lobgeſang. —
Still am Boden Helm und Schilde,
Tief verſtummt der Schlachten Klang.

Hoch und heilig ſteigt die Feier
Säuſelt durch die ſtille Luft,
Schwebt zum Thron der Gottheitfeier
Siegend über Tod und Gruft.

Jetzt in dämmernd weicher Hülle
Liegt die Flur, das Feld der Wuth,
Wo in tiefer Schlummerſtille
Mancher edle Kämpfer ruht.

Nicht um leichten Preis verſchloſſen
Ward der Abgrund der Gefahr;
Blut und Thränen ſind gefloſſen
Auf dem eiſernen Altar.

Aus dem Blute ſprießen Palmen,
Palmen, die zum Himmel wehn,
Wo im Chor der Siegespſalmen
Die verklärten Helden ſtehn.

Bei dem lauten Jubel schweige
Du, zerrißner Liebe Schmerz!
Steige mit den Palmen, steige
Auf zum Himmel, armes Herz!

Hoch und heilig tönt die Feier
Auf geliebter Todten Gruft.
Ruhe, weicher Nebelschleier,
Bis die große Feier ruft!

Louise Brachmann.

Die Ausnahme.

Ihr Deutschen machet euch vom Sprachgemenge los!
Doch mögt ihr General, statt Feldherr, manchmal schreiben.
Das hohe deutsche Wort gebührt den Tapfern blos,
Die Herr'n vom Felde bleiben.

Langbein.

Der Distelstrauch und der Rosenstock.

Ein Distelstrauch, der jüngst auf einer Matte
In seiner vollen Blüte stand,
Sprach zu dem Rosenstock, den er zum Nachbar hatte:
Gleich mir hat der Natur besorgte Mutterhand
Mit Stacheln dich bewehrt, um unsre Flor zu schützen.
Allein wie wenig sie dir nützen,
Beweiset jeder Tag. Darf der verbuhlte Fant,
Die eitle Dirne nicht selbst deine Knospen brechen?
Mir bleiben sie vom Leib; sie kämen übel an;
Ich würde jeden Schimpf mit ihrem Blute rächen. —

Wer wird sich einer Distel nahn?
Versetzt der Rosenstock, die sonst nichts kann als stechen.
Trotz ihrer Dornen wird die Rose gern gepflückt,
Weil sie durch ihren Reiz und Wohlgeruch entzückt.

Pfeffel.

Der Schwur des Reuigen.

Ich hebe meine Hand und schwöre
Zu dir, allewige Natur!
Du goldner Sternenhimmel, höre,
Vernimm, o heil'ge Nacht, den Schwur!

Und neigt sich über jenen Sternen
Der Erde noch ein fernes Ohr,
Ich schwöre zu den großen Fernen,
Und hebe meine Hand empor.

Ich will es wieder mit dir halten,
Dein reuiges, verlornes Kind,
Ich will nicht wandeln, wo die Kalten,
Nicht sitzen, wo die Spötter sind.

Und nimmer will ich von dir lassen,
Bis mir die letzte Stunde schlägt,
Will ewig das Gemeine hassen,
Und was nicht deinen Stempel trägt.

Ich schwör's! — Und sieh, da rauscht es nieder;
Wer kommt, so freund und so bekannt? —
Mein guter Engel kehret wieder,
Und reicht mir die Versöhnungshand.

Ich stehe da, wie neugeboren,
Und fröhlich springt der Quell der Zeit,
Und alle Freuden, die verloren,
Entsteigen der Vergangenheit.

Das Paradies ist wiederfunden,
Es blüht des Lebens frischer Baum,
Wie Nebel ist die Schuld verschwunden,
Und alles war ein böser Traum.

Schmidt von Lübeck.

Warnung.

Kennst du den heimlichen Feind, der unbemerkt dich umlauert,
Der dir das köstlichste Gut, was dir geworden, entführt?
Schwerlich erräthst du den Dieb im Beifall flüsternden Aufschub:
Hüte dich! dieser bestiehlt dich um das Kleinod — die Zeit.

W. G. Becker.

Die Laute.

Ein Gegenstück zu der Romanze: Der letzte Sonnenstrahl ꝛc. Vor. Taschenb. S. 249.

Ich hab' eine Laute, die ist mir nicht feil,
Nicht feil um Berge Goldes;
Sie trägt in der Brust ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Wie horchen die Thäler umher und die Höh'n,
Erschallet ihr Klang hinüber!
Und schweigender wallen bei ihrem Getön
Die Wellen des Baches vorüber.

Wer schuf meiner Laute die Zauberkraft an,
Die Wandrer fest zu bannen?
Da schleichen sich liebliche Mädchen heran,
Und können nicht wieder von dannen.

Sie ist, wenn mich Abendgesäusel umrauscht,
Das Echo meiner Lieder;
Ich kenn' eine Hirtin, die hat es belauscht,
Sie kam, und nun kommt sie oft wieder.

Sie tritt in mein duftiges Maiblumenthal
Mit ihren lieben Lämmern,
Sobald in des Tages verſinkenden Strahl
Die röthlichen Hügel verdämmern.

Und wenn nun die Laute das zärtliche Lied,
Das Lied von Marie wählet:
Dann kommt ſie nicht weiter, wie oft ſie auch flieht,
Und ſuchet ein Lamm, das nicht fehlet.

Es iſt vor undenklichen Zeiten einmal —
In Büchern könnt ihr's leſen —
In jenem geprieſnen arkadiſchen Thal
Ein herrlicher Sänger geweſen.

Der hieß durch des Liedes allmächtigen Klang
Die Bäum' und Felſen gehen.
Ich trotze dem Alten: mein Lautengeſang
Bringt fliehende Mädchen zum Stehen.

O darum iſt nimmer die Laute mir feil,
Nicht feil für Berge Goldes;
Sie trägt in der Bruſt ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Tiedge.

Rath und That.

Zur strohernen Hütte, wo die Noth
Mit sieben nackenden Kindern
Ach! jedem dämmernden Morgenroth
Die blasse Wange voll Thränen bot,
Kam oft im warmgefütterten Kleid
Ein rundes Männchen, das bittre Leid
Durch Worte des Trostes zu lindern.

Er sprach gar sänftlich: „Ihr gute Frau!
Euch hält das Glück auch zu genau;
Was machen die Kinder für Sorgen,
Bleich wie Gespenster! — In der Stadt
Wohnt ein berühmter Arzt, der hat
Schon tausend Kranke schnell curirt,
Wird auch für's Armuth salarirt —
Korn — wird schon der Edelmann borgen!“

Da nahte blühend, rasch und schlank,
Doch ohne Schuh', eine Dirne;
Sie ruhte vorm Hause auf der Bank,
Flocht sich das Haar, das zum Busen sank,
Und strich den Schweiß von der Stirne;

Die lugte durchs Fenster, sah die Noth,
Und reichte dem jüngsten Kinde ihr Brod.

Und da die Magd den Weidenstab,
Das Bündlein wieder genommen,
Da sah das Männchen bedächtig herab,
Sprach: „Wird's auch der Kleinen bekommen?
Seht, ohne Butter, schwarz und hart,
Als wär's auf der Tenne zusammengescharrt,
Von Trespe, Wicken und Raden —
Sonst schenkt man Kindern wohl Fladen!“

Da herzte Frau Noth ihr Töchterlein
Und rief: „Sie las wohl die Aehren
Mit bloßen Füßen, im Sonnenschein,
Sich kümmerlich selber zu nähren;
Leicht war es das letzte Reisebrod,
Was sie dem verschmachtenden Kinde bot —
Gott schaut auf der Leidenden Zähren
Und wird ihr Segen gewähren! —
Ihr aber — wer seid Ihr im prunkenden Staat,
Und kennt Ihr die helfende Fremde?
„Ich, Frauchen! ich bin der Herr gute Rath,
Und That hieß die Wand'rin im Hemde!“

F. Kind.

Im Walde.

Mit Compos. von H. Methfessel.

Die Nähe grünt, die Ferne rauscht,
Das Bächlein, halb verborgen, lauscht,
Der Vogel hüpft so leicht und froh,
Die Sonne scheint, ich weiß nicht, wo;
Ein Geist durchschauert jeden Strauch,
Die Luft ist wie ein Blumenhauch;
Wie ernst das Dunkel im Gebüsch!
Das scheue Wild, wie zauberisch! —

Verweil' ich? wandl' ich weiter fort?
Mich labt, mich ladet jeder Ort;
Ein Rauschen, Schweben, Duft und Schall,
Ein Fliehn und Kommen überall —
Wo still' ich mein Verlangen?
Es ruft mich her, es winkt mich hin,
O wunderselig ist mein Sinn,
Mein ganzes Seyn umfangen!

St. Schütze.

Der Kampf.

Ballade.

Die Heere stehn im Morgenschein
In funkelnder Waffen Pracht;
Bald muß das Loos geworfen seyn,
Entschieden die grausende Schlacht;
Der Helme stolze Büsche winken,
Die Augen glühn, den Tod zu trinken.

Der Marschall hatte sich abgewandt
Von seinem König und Herrn,
Der Tapfre, sonst im weiten Land
Dem Ruhm ein leuchtender Stern;
Dem guten, dem edelsten König entgegen
Zog jetzt er zum Kampf auf blutigen Wegen.

Fern hielt den König ein stärkerer Feind,
Hier schützten die Treuen sein Recht;
Entgegen hier stand der Freund dem Freund,
Ein brüderlich Heldengeschlecht;
Doch Keiner schonte des Blutes Bande,
Das Rechte zu schaffen dem Vaterlande.

Und der Marschall erschien vor der blinkenden Schaar
In siegender Hoheit Gewalt;
Ihm stellt gegenüber ein Jüngling sich dar,
Ein Engel in Männergestalt;
Er schimmert im Schmucke, die Federn winken,
Doch traurig die himmlischen Augen blinken.

Das Blut der Brüder will ich nicht,
Nahm itzt der Marschall das Wort:
Der bessern Einsicht heil'ge Pflicht,
Das Schicksal reißt mich fort;
Doch werde durch Zweikampf der Streit entschieden,
Und grausendes Morden der Brüder gemieden.

Wählt Einen, den der Kampfruhm ziert,
Zum Gegner für mich aus!
Gefiel's dem Ritter, der Euch führt,
Gern wählt' ich ihn zum Strauß.
Dem Sieger über des Gegners Leben
Sei Stadt und Kriegsmacht übergeben.

Da stürmten auf den Jüngling zu
Die Führer zweifellos,
Ja, Franz, du Edler, kämpfe Du,
An Rang und Tugend groß;
Dir sei es willig übergeben
Des Landes Heil und Tod und Leben.

Und dankbar neigte der Ritter sich,
Und zog sein treues Schwert:
„Heil mir! wohl hielt der Himmel mich
Des größten Kampfes werth!“ —
Und muthig nun trafen die Gegner zusammen,
Und weckten des Kampfes vernichtende Flammen.

Des Schwertes Blitze flogen kühn,
Es krachte Helm und Schild;
Die Sonne roth vom Himmel schien
Aufs eiserne Gefild.
Schon blutete der junge Ritter,
Der Schild des Marschalls flog in Splitter.

Vom Heer ein Angstruf ward gehört
Bei seines Kämpfers Blut;
Da hob er hoch sein gutes Schwert
Mit frommem, heil'gem Muth,
Es dröhnt' ins Gegners Herzen wieder,
Und sterbend sank der Große nieder.

Da stürzten auf den Jüngling zu
Die Brüder, hoch entzückt:
„Mit Gott, du Edler, kämpftest du,
Du hast dein Volk beglückt!
O blüh dir selbst der schönste Segen
Von deinem blut'gen Pfad entgegen!“

Doch lautlos ſtand der Ritter lang,
Und hielt die Hand aufs Herz,
Und in ſein himmliſch Auge drang
Der namenloſe Schmerz:
„Ja, Freunde, blüh' Euch Heil und Segen
Von Eures Bruders blut'gen Wegen!

Ich that, was heil'ge Pflicht gebeut,
Erwählter des Geſchicks;
Doch wißt: getödtet hab' ich heut
Den Schutzgeiſt meines Glücks!
Du, hehre Vaterlandes-Treue,
Nimm an das Opfer, das ich weihe!

Des Marſchalls Tochter, gut und ſchön,
Hält meiner Treue Schwur;
So mußt' ich heut im Kampf beſtehn
Die heilige Natur;
Dem höhern Rechte mußt' ich dienen,
Doch — Leben kann mir nimmer grünen.

Heil mir! wohl hielt der Himmel mich
Des größten Kampfes werth!
Wie Clara's Blut doch, röthe dich
Auch meines, gutes Schwert.“
Er rief's, und tief im reinen Herzen
Beſchloß der Stahl des Kampfes Schmerzen.

Und nieder sank er nun zu ihm,
Mit dem ihn Glaub' entzweit,
Der im Entrüstungs-Ungestüm
Ihn selbst zum Kampf geweiht.
Natur, die heil'ge, war versöhnet,
Und schön der schwerste Sieg gekrönet.

Louise Brachmann.

Unter einem Bildnisse.

So hat der Zufall mich gemacht,
Dieß die Geberde, dieß die Tracht
In meinen bessern Jahren;
Doch was ich still geweint, gelacht,
Was ich gestrebt, gefehlt, gedacht,
Wird nie die Welt erfahren.

Schmidt von Lübeck.

Das Bild in mir.

Was steigt im Strahl der jungen Morgensonne,
Im Schimmer der Erinn'rung vor mir auf,
Und gießt der Sehnsucht schmerzlich süße Wonne
Auf meines trüben Tages öden Lauf?

Was geht mit mir durch Fluren und durch Haine,
Was theilt Geräusch mit mir und Einsamkeit?
Was naht mir in der Sterne bleichem Scheine
Mit Zauberbildern der Vergangenheit?

Und wenn der Schlaf mein müdes Auge grüßet,
Und das Getös des Lebens mir verhallt,
Was schwebt auch dann noch vor mir, und versüßet
Mir meiner Träume düstere Gestalt?

Du bist's, o Bild, das tief in meiner Seele,
Wie ein Geheimniß, still und schweigend ruht,
Du, dem ich nicht den innern Schmerz verhehle,
Der in mir brennt mit namenloser Glut.

O sei mein Schutzgeist auf der kalten Erde!
Erhebe mich, wenn jede Hoffnung sinkt;
Und — daß mein Glaube nimmer wankend werde,
Sei du der Stern, der Muth ins Herz mir blinkt.

Charlotte von Ahlefeld,
geb. von Seebach.

Die Wahlverwandten.

Zwei Ströme, einem Gletscherhaupt entflohn,
Doch unbewußt der zartbegrenzten Nähe,
Entstürzten beide in der Wiege schon
Dem kalten Schoos der mütterlichen Höhe;
Es floß der eine in besonntem Lauf
Und mildem Wogendrang durch Blumenstellen,
Wand seine Bahn, hielt ihn ein Felsen auf,
Doch stets nach Westen rollten seine Wellen.

Viel Nebenströme lockten ihn herbei,
Doch keiner war, der ihn bezaubert hätte;
Durch breite Seen drang er stolz und frei,
Und schuldlos blieb sein jugendliches Bette. —
Dem Andern gab der Zufall steil're Bahn,
An Wälder nur und schroffe Uferküsten
Warf ihn das feindliche Geschick hinan,
Und Ruder furchten seine Wasserwüsten.

Doch ruhelos, in kühn ergriffnem Lauf,
Die Holde suchend, ihm so nah geboren,
Zog er dahin; nichts hielt den Starken auf,
Blieb auch die Schöne grausam ihm verloren:
Doch auch zum Abend neigte sich sein Fall,
Nach jenem Meer, wohin sich alle winden,
Wenn sie der Erde unwirthbaren Ball
Durchirrt, doch nimmer das Gesuchte finden.

Und nahe schon der grausen Wassernacht
Strömt ihm die jugendliche Braut entgegen;
Er fühlt den neuen Heldengeist erwacht,
Und jede seiner Wellen sich erregen:
Da wirft im Augenblick, wo sich die Glut
Der Liebenden dem schönsten Bunde nahte,
Ein Riesenfels, erzeugt von Zauberwuth,
Sich zwischen die gethürmten Wasserpfade.

Schnell dunkelte der zartbewölkte Tag,
Es schwärzten sich die blauen Aethergründe,
Und die Natur, die üppig lauschend lag,
Entfesselte die ungestümen Winde;
In schnell empörten Kampf wuchs die Gefahr,
Die Ströme brüllten durch des Sturmes Toben,
Am Nachtgewölbe ward es sonnenklar,
Und eine Götterstimme rief von oben:

„Den Reinbewährten, die aus sel'gen Höh'n
Sich treu erhielten zärtliche Gefühle,
Kann keine Macht der Erde widerstehn,
Und Liebe krönt sie am errungnen Ziele.“ —
Da beugte sich der seelenlose Stein,
Die Ströme rannen über ihm zusammen,
Die Wetterwolken sanken friedlich ein,
Und Sterne blühten aus den Feuerflammen.

Fr. Krug v. Nidda.

Die Seelenkäufer.

Sie, die im Blutkauf nicht ermüden,
Sie kommen goldbeladen über's Meer,
Und sehn bestürzt sich um: denn ach! der Markt ist leer,
Und nichts zu kaufen mehr als — Frieden.

Langbein.

Ach! damals war es anders!

Mit Compos. von Herrn A. Bergt.

Du willst mich neu umfangen,
Du junge Frühlingsluft?
Der Lenz, der erst vergangen,
Füllt nimmer meine Brust.
Ach! damals war es anders,
Ich fühle keine Luft.

Da war in Aug' und Wangen,
Dem Mägdlein unbewußt,
Der Frühling aufgegangen,
Und kindlich unsre Brust.
Ach! damals war es anders,
Ich fühle keine Luft.

Wir fühlten unbefangen,
Wir liebten unbewußt;
Es blühte das Verlangen
Unsichtbar in der Brust.
Ach! damals war es anders,
Ich fühle keine Luft.

Es ist herausgegangen,
Wir sagen uns die Lust;
Es glühen ihre Wangen,
Mir aber stürmt die Brust.
Ach! damals war es anders,
Ich fühle keine Lust.

Und küss' ich ihr die Wangen —
Sie weint in banger Lust;
Hält mich ihr Arm umfangen,
Erseufzet meine Brust.
Ach! damals war es anders,
Ich fühle keine Lust.

Wir lieben, wir verlangen,
Zum Leide wird die Lust,
Und rufen, was vergangen,
Die Kindheit in die Brust.
Ach! damals war es anders,
Wir fühlen keine Lust.

G. A. H. Gramberg.

Wiegenlied.

Entschlummre, schön Liebchen, schon flattert's im Stall!
Heut hatten wir Kränzchen, und morgen ist Ball;
Und Herzchen und Aeuglein bedürfen der Ruh:
Drum schließe, schön Liebchen, nun beides hübsch zu.

Es haben die Füßchen nur wenig geruht,
Nur selten erlosch auf der Wange die Glut;
Nun löse der Schlaf die Lebendigkeit ab,
Sonst nützet das Leben zu schleunig sich ab.

Es ist ja das Leben ein liebliches Spiel;
Wir spielen nicht lange, drum spielen wir viel.
Wohl kostet es Zeit, um die Zeit zu verthun,
Drum ist es auch billig, dazwischen zu ruhn.

Viel herrliche Siege erwarbst du dir heut;
Da ging denn das Herzchen wie Festungsgeläut.
Drum schlafe nun, Liebchen, schlaf ruhig und wohl,
Sonst klopfet das Herzchen die Seite noch hohl.

Und morgen umflattert, mit Kränzen geziert,
Das Leben uns, welches die Geige regiert.
Horch! hörst du? schon brummet der Nachtwächter elf!
Drum schlafe, schön Liebchen, bis morgen um zwölf.

Tiedge.



MNEMOSINE

10858976

Der Unbekannte in Brachfeld.

In dem Landstädtchen Brachfeld hatte sich ein junger Mann eingefunden, dessen Schönheit, Anstand und Eleganz den weiblichen Bewohnern des Orts zur angenehmsten Augenweide diente, der aber bald in allen Köpfen die peinlichste Neugier erregte. Denn der Postmeister des Orts, der in dem Rufe stand, in politicis tiefe Kenntnisse zu besitzen, erzählte kopfschüttelnd, daß bereits eine große Summe in Gold für den Fremden angekommen sei, und meinte, daß irgend etwas hinter seiner Erscheinung stecken müsse. Auch sprach die ganze Stadt davon, daß er das glänzendste Quartier am Markt für sechzig Gulden jährlich gemiethet, ja sogar einen Bedienten angenommen habe, welcher letztere Umstand ihn dem pensionirten Obrist von Balmers, dem vornehmsten Manne der Stadt, in der allgemeinen Achtung zur Seite setzte. Kurz, alles, was man an ihm bemerkte, ließ auf hohen Stand und große Reichthümer schließen.

Gleichwohl nannte sich dieser junge Mann schlechtweg Herr Feldner, und gab sich für einen Privatge-

lehrten ohne Bedienung und Prädicat aus, eine Bescheidenheit, die bald die Honoratioren der Stadt in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Es bestand nämlich in Brachfeld eine geschlossene Gesellschaft, das Casino genannt, deren Mitglieder für einen Groschen wöchentlichen Beitrags das Recht hatten, sich im Sommer in einem schattenlosen Garten, im Winter in einigen engen mit dickem Tabacksrauch angefüllten Stuben zu versammeln, und nach Befinden zu langweilen oder zu ergötzen. Ein Grundgesetz dieser Gesellschaft war es, daß Niemand darin aufgenommen werden solle, der nicht entweder ein Amt oder ein Prädicat habe, oder wenigstens Kaufmann sei.

Auch Fellner meldete sich zur Aufnahme, und erhielt vom Obervorsteher des Casino, dem Bürgermeister, seines Zeichens einem Federhändler, nach einem mit wichtiger Miene angestellten Verhöre, den Bescheid, daß er wegen seines Standes nicht dazu qualificirt sei.

Sonderbar, erwiederte Fellner lächelnd, Fürsten haben mich ihrer Gesellschaft nicht für unwerth gehalten, und in Brachfeld soll ich nicht einmal casinofähig seyn.

Während er dieß sprach, zeigte sich auf seinem Gesichte ein leiser Zug von Ironie, in welchem der

Bürgermeister etwas Wichtiges und Geheimnißvolles um so sicherer zu entdecken glaubte, als man sich im Städtchen gern mit derben Späßen begnügte, Ironie aber zu den unbekannten Dingen gehörte. Der Gedanke, daß der Fremde wahrscheinlich ein vornehmer Mann sei, daß er mit einem solchen gesprochen, ohne vom Lehnstuhle aufzustehen und seine Mütze zu rücken, durchschüttelte ihn mit Fieberfrost. Wie von einer Feder emporgeschnellt, flog er auf und entblößte sein dickes Haupt; die stolze Behaglichkeit seiner Miene machte einer zweifelnden Demuth Platz, und so versicherte er unter tiefen Bücklingen Fellnern, daß er um eines so würdigen Herrn willen einmal durchgreifen und seine Aufnahme, allen Gesetzen zum Trotz, bewirken werde.

Von tausend Vermuthungen gequält, wer denn eigentlich dieser Fremde seyn möge? versammelte der Bürgermeister sofort die Ephoren des Casino, aus den angesehensten Männern des Orts bestehend, und gewöhnlich die Wahlherren genannt, in seiner mit blankem Zinn ausgeputzten Oberstube, und trug ihnen Fellners Gesuch und die Gründe seiner Gewährung mit einer Kraft vor, die sogleich Aller Meinungen sich unterwürfig machte. Nur der Amtsactuar leistete den kräftigsten Widerstand.

Dieser letztere, der hübscheste Mann in Brachfeld, hatte kürzlich seine, wenigstens drei hundert Thaler eintragende Stelle erhalten, und Jedermann schloß daraus, daß er bald heirathen werde. Kein Wunder war es also, daß alle Väter und Mütter mannbarer Töchter mit diesen selbst wetteiferten, durch süße Freundlichkeit sein schwankendes Herz zu einer Wahl zu bestimmen. Das Aufsehen, das Fellner bei seinem ersten Erscheinen unter den Brachfeldischen Damen gemacht hatte, gereichte ihm daher zum bittern Verdruß; des Fremden Aufnahme im Casino erfüllte ihn mit Schrecken. Er hielt es für heilige Pflicht gegen sich selbst, sich ihr nach Kräften zu widersetzen, und einem tapfern Soldaten gleich, der in der Nothwendigkeit sich gefangen zu ergeben, doch noch die letzte Patrone auf den siegenden Feind abfeuert, gesellte er, von den andern überstimmt, beim Ballottiren den weißen Kugeln derselben wenigstens eine schwarze zu.

Das Gerücht von dieser denkwürdigen Begebenheit verbreitete sich noch am nämlichen Tage durch die Stadt, und mit Verlangen sah man dem morgenden Sonntage, und mit ihm der Präsentation Fellners im Casino entgegen. Ehe noch die wenig zuverlässige Uhr des Rathhauses die gewöhnliche

Stunde geschlagen hatte, waren bereits sämtliche männliche und weibliche Mitglieder im Garten im höchsten Staate versammelt, und gestanden sich wohlgefällig, daß ihre heutige Versammlung äußerst glänzend sei; bei welchem Geständnisse jedoch jede der Damen im Stillen hinzusetzte, daß sie selbst den hellsten Strahl dieses Glanzes ausmache — ein Glaube, worin die guten weiblichen Wesen in kleinen und großen Städten nicht leicht durch die ungezogene Aufrichtigkeit eines Spiegels gestört werden.

Je sicherer man aber von der Wirkung überzeugt war, die der herrliche Anblick auf Fellnern machen müsse, um desto ungeduldiger erwartete man seine Ankunft. Wie die Magnetnadel nach dem Nordpole, so waren alle weibliche Köpfe nach dem Eingange des Gartens gerichtet, ohne sich, wie jene in einigen Weltgegenden, die geringste Abweichung zu gestatten. Die Busen aller, welche ihre Schönheiten heut mit größerer Offenheit, als gewöhnlich, zeigten, fingen, wie auf ein Commandowort, gleichzeitig zu wogen an, als man endlich den Fremden mit dem Bürgermeister dem Garten sich nähern sah. Mit besonderm Erstaunen ward bemerkt, daß letzterer, welcher, wie das Publikum wohl wußte, bei dem Fremden

zu Mittage gespeist hatte, ihn zur rechten Hand gehen ließ.

Während der Bürgermeister nach hergebrachter Sitte das neue Mitglied den Wahlherren feierlich vorstellte, versammelten sich die andern Herren in einem dichten Kreis um ihn her, musterten ihn von oben bis unten, und flüsterten sich ihre Bemerkungen über ihn ziemlich laut und vernehmlich zu, ohne daß die gute Lebensart von Brachfeld hierwider das geringste einzuwenden fand. Durch die Lücken, welche von Zeit zu Zeit in dem Kreise der Männer sich bildeten, flogen stracks einige Dutzend heißer weiblicher Blicke, wie Kugeln aus Schießscharten, und bestätigten das bereits ausgesprochene Urtheil, daß unser Fremder ein allerliebster Mensch sei. Ehe er noch den engen Kreis verlassen hatte, wußte bereits der Aufwärter der Gesellschaft zu erzählen, daß er aus der königlichen Residenz komme, den König selbst gesehen, eine Reise durch Italien gemacht und auf einem englischen Linienschiffe gespeiset habe — lauter Dinge, welche durch die nicht ohne Zudringlichkeit vorgelegten Fragen erfahren und sofort weiter verbreitet, das Erstaunen der guten Leute in hohem Grade erregten.

In der Mitte dieser, wie es schien, dem Frem-

den ziemlich langweiligen Gespräche, flüsterte er dem Bürgermeister etwas ins Ohr, und ward nun von diesem zu dem Obersten von Valmers geführt, der auf einem eigens für ihn bestimmten Lehnstuhle im Schatten der Gartenmauer und bei einer Flasche Bier die weitern Nachrichten mit vornehmer Gleichgültigkeit im Aeußern und innerer Ungeduld erwartete.

Mit einem ernsten, erhabenen Blicke maaß Anfangs der Obrist den Fremden, der ihm von dem Bürgermeister nicht ohne ein geheimnißvolles Lächeln, als der Privatgelehrte Fellner vorgestellt ward. Allein die Höflichkeit des alten Soldaten vermehrte sich unendlich, als Fellner, ohne sich durch jenen Blick schüchtern machen zu lassen, ihm eine Empfehlung von des Obristen ehemaligem Chef, dem General Grafen von Börnau überbrachte, und dabei versicherte, daß er im Hause desselben als vertrauter Hausfreund Zutritt gehabt habe. In die Wahrheit dieser Versicherung war nicht der geringste Zweifel zu setzen, da Fellner nicht nur mit allen Lebensumständen des Grafen genau bekannt war, sondern auch eine kostbare goldne Dose mit einem Portrait vorzeigte, in welchem der Obrist ohne Mühe die Züge seines ehemaligen Chefs wieder erkannte.

Gleich im Anfange des Gesprächs hatte die Neu-

gier des Obersten Tochter, Fräulein Jeannetten, herbeigezogen, welche als die einzige Adliche des Orts gewöhnlich vorzugsweise das Fräulein genannt ward. Sie war einst wirklich schön gewesen, und hatte, einem angebornen schönen Triebe zufolge, besonders die Herzen der Officiere, die unter ihrem Vater standen, oft in große Unruhe versetzt. Allein man weiß, daß diese Herren sich nicht leicht umsonst und um nichts unruhig machen lassen, und wirklich hätten manche von ihnen sich bei der schönen Jeannette für diese Unruhe angenehm zu entschädigen gewußt. Da aber die Glücklichen, vom Gefühl ihrer Seligkeit zur Mittheilung gestimmt, den seufzenden Cameraden die Schilderung ihrer Erfolge nicht vorenthielten, so entstanden um ihretwillen mehrere Händel, die ihren ohnehin wankenden Ruf gänzlich zu Grunde richteten. Zu Jeannettens größtem Erstaunen vervielfältigten sich seit dieser Zeit die Unternehmungen gegen ihr Herz und ihre Tugend, ohne daß gleichwohl einer ihrer Anbeter den geringsten Versuch machte, sich ihrer Hand zu versichern.

Jetzt, in ihrem neunundzwanzigsten Jahre, war sie gewöhnlich in der traurigsten Stimmung. Wie gern hätte sie diese in den Busen eines hübschen männlichen Wesens ausgeschüttet; allein in Brachfeld, wo-

hin sie durch die grausame Entschließung ihres Vaters verbannt war, zeigten die jungen Leute vor ihren Reizen eine Ehrfurcht, die sie in Verzweiflung stürzte. Noch war es ihr hier nicht gelungen, etwas anzuspinnen, was einem Liebeshandel auch nur von fern ähnlich gesehen hätte, bis endlich der Amtsactuar, durch sein unerhörtes Glück bei den Damen ermuntert, den großen Gedanken faßte, zu versuchen, ob er mit seiner bürgerlichen Person das hochadliche Herz des Fräuleins zu rühren vermöge — ein Gedanke, den er zum nagenden Kummer sämtlicher Mamsellen seit einiger Zeit, wie es schien, nicht ohne Glück zu verfolgen bestrebt war.

Allein obgleich die reizende Jeannette seine Artigkeiten sehr zuvorkommend aufnahm, so konnte sie doch nicht umhin, den neuen Liebhaber mit manchem der vorigen seufzend zu vergleichen, und es entging ihr nicht, daß von jener süßen Kühnheit, jener reizenden Frivolität, der sie ihre schönsten Stunden verdankte, auch nicht die geringste Spur in ihm zu finden sei — auch verletzte die Bemerkung, daß die Natur den untern Theil seines ausgezeichnet langen Körpers über die Gebühr vernachlässigt habe, allzusehr ihr zartes Gefühl für Schönheit und Ebenmaaß.

Aeußerst willkommen war ihr daher Fellners Be-

kanntschaft, dessen Jugend und Gestalt, so wie der Geist, der aus seinen schwarzen Augen sprach, nichts zu wünschen übrig ließ, dessen Anstand zu vornehm war, als daß man irgend eine Art von Schüchternheit in ihm hätte suchen sollen, und der durch das Geheimniß, in welches er sich hüllte, zu einer süßen Unbestimmtheit der Erwartungen berechtigte.

Bald war Jeannette mit Fellner in tiefem Gespräche und klagte ihm sogleich mit schnell entstandenem Zutrauen, daß dieß das erste tiefe Gespräch sei, in welches sie hier mit einem Manne habe kommen können, daß sie hier keine harmonisch gestimmte Seele finde, ja sogar ein Kammermädchen, welches die zu ihrer Bedienung erforderliche Delicatesse besitze, aus — g habe verschreiben müssen, von wo das Mädchen, welches ein ganz leidliches Geschöpf seyn solle, in den nächsten Tagen ankommen werde.

Fräulein Jeannetten fiel es wunderbar auf, daß Fellner, der jene ersten Eröffnungen mit ruhiger Aufmerksamkeit angehört und die Galanterie nicht gespart hatte, bei dieser letzten Nachricht plötzlich in eine sonderbare Bewegung gerieth. Seine Augen fiengen an zu blitzen, und seine Wangen überzogen sich mit Purpurgluth. Dabei schien sein Blick, als sie die Worte Kammermädchen, Bedienung,

leidliches Geschöpf ausſprach, etwas Zorniges und Verächtliches auszudrücken, und nur mit Mühe gelang es ihm nach einer mehrere Minuten anhaltenden gänzlichen Zerſtreuung ſich in ſo weit zu ſammeln, daß er das Geſpräch fortſetzen, und ſich wegen dieſer ſonderbaren Veränderung mit einer Wallung des Blutes entſchuldigen konnte, die ihn zuweilen in den Sommertagen, beſonders im Geſpräche mit intereſſanten Perſonen, anzuwandeln pflege.

Während daß Fellner ſich auf dieſe Art den größten Theil des Nachmittags mit Fräulein Jeannetten unterhielt, hatte der Bürgermeiſter ſeine während des Mittagseſſens gemachten Entdeckungen ins Publikum gebracht.

Als nämlich der Fremde ſich auf einige Minuten aus der Stube entfernt und ſeinen Gaſt darin allein gelaſſen hatte, war dieſer durch Neugier angetrieben worden, eine unter dem Spiegel hängende Uhr zu unterſuchen, und hatte gefunden, daß dieſe Uhr von Gold, mit einer ebenfalls goldenen, ſehr ſchweren Kette verſehen war, und daß an dieſer ein in Stein zierlich geſchnittenes Wappen mit einer Grafenkrone hing, deſſen mannichfache Hieroglyphen auch dem Nichtkenner eine vornehme Familie unverkennbar bezeichneten.

Uebrigens hatte sich der Fremde nach dem Obristen und seiner Tochter, besonders nach der letztern, auf das sorgfältigste erkundigt, und alle Nachrichten über den Charakter derselben, ja, sonderbar genug, über die Lage und innere Beschaffenheit des Hauses, das sie bewohnte, und die Nachbarn desselben bis ins kleinste Detail zu erforschen gesucht — lauter Dinge, welche die Köpfe der Zuhörer fortdauernd in eine schüttelnde Bewegung brachten, und keinem erlaubten, seinen Mund völlig zu schließen, — mit deren Erklärung aber Fräulein Jeannette, als sie davon Kenntniß erhielt, sehr schnell im Reinen war.

Ihr schien es nämlich ausgemacht, daß Fellner irgendwo einen ihrer zahlreichen Verehrer angetroffen, von ihm den Ruhm ihrer innern und äußern Vortrefflichkeiten vernommen, und, dadurch in Liebe entzündet, den Entschluß gefaßt habe, sich ihr zu nähern, seinen wahren Stand zu verbergen, und zu versuchen, ob er nicht durch seine Persönlichkeit ihr Herz gewinnen könne. Ihre ohnehin poetische Phantasie, so lange bloß von Erinnerungen genährt, und durch Entbehren noch höher gespannt, zauberte ihr wieder goldene Hoffnungen vor, und sie beschloß, dem angenehmen Fremden seine Bemühungen großmüthig zu erleichtern. Als er daher einige Tage nach der

ersten Bekanntschaft eine Visite in ihrem Hause machte, ward er zum öftern Besuch auf das dringendste aufgefordert.

Zur süßesten Freude Jeannettens gereichte es, daß er diese Aufforderung fast täglich benutzte, und ihr die galanteste Aufmerksamkeit zeigte. War es ihr auch, bei der ungeduldigen Lebhaftigkeit ihres Charakters, nicht ganz angenehm, daß er auch bei dem ungestörtesten Alleinseyn seine völlige Unbefangenheit behielt, und durch ihr süßes Zuvorkommen zu keiner zärtlichen Selbstvergessenheit sich verleiten ließ, so tröstete sie sich auf der andern Seite mit der Betrachtung, daß gerade diejenigen ihrer Liebhaber, die sie als die schnellsten in Worten und Werken erfunden hatte, die wenigst beständigen gewesen waren. Aus Fellners Bescheidenheit schloß sie auf die Solidität seiner Absichten — eine Solidität, der sie seit einiger Zeit einen weit größern Werth, als während ihrer ersten Blüthe, beizulegen anfieng.

Allein bei alledem schreckte sie doch ein Gedanke oft furchtbar aus ihren süßen Träumen empor, der Gedanke, daß Fellner ungeachtet aller für das Gegentheil sprechenden Vermuthungen, doch wohl nur ein Rotürier, vielleicht gar ein Abentheurer seyn könne, und dann, wenn auch zu ihrem Liebhaber, doch

nicht zu ihrem Ehemanne qualificirt sei. Glücklicher Weise ereignete sich aber bald ein Zufall, der ihre Zweifel hierüber auf die schönste Art löste.

Es hatte nämlich der Erbprinz des Ländchens, in welchem Brachfeld liegt, sich bewogen gefunden, den Zustand der Staaten, die er bald beherrschen sollte, näher zu untersuchen, und deshalb die drei Städte seines souverainen Reichs unvermuthet in höchsten Augenschein zu nehmen. So war er auch nach Brachfeld gekommen, wo seine Gegenwart Alt und Jung auf den Straßen versammelte.

Ohne von des Prinzen Anwesenheit etwas zu wissen, kam Fellner von einem Spaziergange zurück, als eben Seine Durchlaucht höchsteigenfüßig mit Ihrem Gefolge durch die Stadt zu lustwandeln geruhten. Kaum erblickten aber Höchstdieselben unsern Privatgelehrten, der, sobald er die Ursache des Volksauflaufs erfahren, sich an den Häusern der engen Gasse unbemerkt hindrücken wollte, als Sie mit dem Ausrufe: Ums Himmels willen, wie kommen Sie hierher, lieber Graf? — auf ihn zueilten, und ihn von den Augen der erstaunten Zuschauer an Ihr Hochfürstliches Herz drückten.

Man denke, welche Gährung dieß in Brachfeld hervorbrachte, wie fortan von Fellnern schon in einer

Entfernung von zwanzig Schritten alle Hüte von den tiefgebückten Köpfen flogen, wie auch besonders Jeannettens Busen wogte, als sie die interessante Neuigkeit erfuhr. Zwar hatte der Prinz nachher gegen den Obersten, der ihm aufwartete, geäußert, er habe sich in der Person geirrt, Fellner sei kein Graf, sondern nur ein verdienstvoller Gelehrter, zu dessen Gegenwart er seiner guten Stadt Brachfeld Glück wünsche. Aber hatte man nicht gesehen, daß der Fremde dem Prinzen, nachdem er ihn ganz vertraulich wieder umarmt, etwas ins Ohr gezischelt, und dieser darauf ihn lachend um Verzeihung gebeten hatte? War der Prinz nicht Arm in Arm mit ihm durch mehrere Gassen gegangen? Hatte er ihn nicht zum Mittagessen behalten? Und würde dieß alles einem Gelehrten widerfahren seyn, da, so lange die Welt steht, keiner derselben, wären seine Werke der Unsterblichkeit noch so gewiß, — nicht einmal aus Irrthum — sich der Umarmung eines souverainen Prinzen auf öffentlicher Gasse erfreut haben dürfte.

Dieser Vorfall hatte indessen Jeannettens Neugier zu sehr erregt, als daß sie nicht alles mögliche hätte thun sollen, um sie vollständig zu befriedigen. Nach langem Hin- und Hersinnen fiel es ihr ein, daß wohl Niemand besser im Stande sei, über die

Person des interessanten Unbekannten Aufschluß zu geben, als der General, Graf von Börnau. Die Dose mit dem Bildnisse desselben, die genaue Kenntniß, die Fellner von den Lebensumständen des Grafen gezeigt, ja das Petschaft an seiner Uhr, das der Obrist gelegentlich für das Gräflich Börnauische Wappen erkannt hatte, alles dieß ließ auf eine genaue Verbindung Fellners mit dem Grafen schließen. Ob nun schon der Obrist mit diesem nie in Correspondenz gestanden hatte, und überhaupt des Schreibens wenig kundig war, so wußte ihn doch Jeannette zu einem Briefe an den Grafen zu bereden, in welchem er diesen dringend um Auskunft über den Fremdling bat, und eine genaue Beschreibung der Uhr und der Dose beifügte, die man als die hauptsächlichsten Merkzeichen ansah.

Inmittelst war auch das Kammermädchen, Leonore genannt, aus — g angekommen, und übertraf die Erwartung ihrer Gebieterin auf eine sehr unangenehme Art. Das Mädchen war so jung, schön und liebenswürdig, daß Jeannette, ihrem Selbstbewußtseyn zum Trotz, unwillkührlich erschrak, wenn sie unmittelbar von Leonorens Gesicht in den Spiegel blickte. Auch würde sie über die Ueberlegenheit derselben an Geist und Bildung nicht minder erschrocken

seyn, wenn nicht, um diese anzuerkennen, mehr Geist und Bildung erforderlich wäre, als Fräulein Jeannette besaß. Höchst aufmerksam ward sie aber, als sie bemerkte, daß die nämliche Wallung, die Fellnern bei der ersten Erwähnung Leonorens befallen hatte, jedoch noch stärker zurückkehre, so oft im Anfange das Mädchen in die Stube trat, und daß Leonore diese Bewegung theile. Zwar verlor sich dieß nach und nach, dafür sah sie ihn aber mit dem Mädchen verstohlne Blicke wechseln, so oft sich nur dazu Gelegenheit fand.

Daß Fräulein Jeannette hierdurch beunruhigt wurde, versteht sich von selbst. Wäre der Fremde schon ihr Mann gewesen, so würde sie diese Aufmerksamkeiten vielleicht übersehen, ja vielleicht darin mit Vergnügen eine Aufforderung gefunden haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Allein so lange ihre Verhältnisse mit ihm noch schwankend waren, zitterte sie vor jedem Hauche, der die Blüthen ihrer Hoffnungen zerstören konnte. Ein Abentheuer, das sich bald darauf zutrug, gab ihr noch mehr Ursache zur Bangigkeit.

Es gingen nämlich die Fenster von Leonorens Stube in ein Gärtchen, dessen Mauer an einen leeren Platz stieß. Irgend eine Veranlassung treibt einmal den Obersten um Mitternacht aus seinem Bette

in den hintern Theil des Hauses. Er glaubt im Garten leise reden zu hören, öffnet das Fenster und sieht eine männliche Gestalt durch den Garten laufen, die Mauer ersteigen und verschwinden. Auf sein Mordgeschrei: Diebe! Diebe! geräth das ganze Haus in Aufruhr. Fräulein Jeannette zeigt ihre Reize im schönsten Nachtanzuge dem, mit den Beinkleidern in der Hand, herbeistürzenden Bedienten, welcher so eben die im tiefsten Negligee dem Bett entkollerte Küchenmagd vor Schrecken fast umgerannt hatte. Man untersucht das ganze Haus, Jeannette pocht auch an Leonorens Stube. Sie wird geöffnet, aber Leonore ist noch völlig angekleidet; an ihrem Bette sieht man, daß sie eben erst sich nur leicht darauf hingeworfen haben könne, auch riecht man den Dampf eines frisch verlöschten Lichtes. Auf die Fragen, die man ihr stellt, antwortet sie verwirrt und ängstlich, und kann weder ihr spätes Wachseyn, noch den Umstand erklären, daß sie angezogen sich aufs Bette hingeworfen habe. Man ruft den Nachtwächter, der so eben die Stunde absingt, und dieser versichert, es sei alles ruhig, er habe keinen Menschen auf der Straße gesehen, außer dem fremden Grafen — so nannte man Fellnern allgemein — der vor einem Augenblicke in seine Wohnung hineingeschlüpft sei.

Von einem Diebstahle, oder auch nur einem Versuche dazu, war nicht das geringste zu verspüren.

Daß Fellner wirklich der Eingestiegene gewesen sei, ward fast zuverlässig gewiß, da Leonore bei der am andern Tag angestellten Untersuchung zwar nicht geradezu gestand, daß sie mit ihm im Garten gesprochen habe, aber eben so wenig es bestimmt abzuleugnen vermochte — da auch Fellner selbst, als Jeannette ihm die Begebenheit erzählte, und ihn dabei scharf fixirte, seine Verwirrung ganz zu verbergen nicht im Stande war.

Wie Jeannette die Sache aufnehmen und was sie thun solle? das war es, was ihr das peinlichste Kopfzerbrechen kostete. Fellnern den Zorn, der sie ganz im Stillen erfüllte, empfinden zu lassen, war nicht rathsam, denn dadurch konnte das kaum angesponnene Verhältniß gänzlich zerstört werden, eben so wenig durfte man wagen, gegen Leonoren etwas Ernstliches zu unternehmen, denn hegte Fellner wirklich für diese ein gefährliches Interesse, so mußte er durch Beleidigungen, die ihr widerfuhren, eben so sehr und noch mehr aufgebracht werden, als hätten sie ihn selbst betroffen.

Das Fräulein beschloß daher, die Sache fürs erste

auf sich beruhen zu lassen, und sich jedes Vorwurfs zu enthalten, vielmehr durch noch größere Freundlichkeit den interessanten Fremdling an sich zu fesseln, und jeden Gedanken an eine andere aus ihm zu verdrängen.

Dieser Entschluß zeugte unstreitig für Jeannettens Verstand und Männerkenntniß, seine Ausführung für ihre durch Uebung erlangte Gewandtheit; auch entsprach der Erfolg, wenigstens dem Anscheine nach, ihren Absichten vollkommen. Fellner war nie vorher so freundlich und galant gewesen, als seit diesem Vorfalle, und deutlich glaubte Jeannette nun an ihm die Symptome der Zärtlichkeit zu entdecken, die sie so ängstlich ersehnt und vermißt hatte. Sein Händedruck erwiederte oft den ihrigen, ja er hielt sogar standhaft und freundlich ihre langen Blicke aus, bei denen sonst sein Auge bescheiden zur Erde gesunken war.

Dieß veranlaßte Jeannetten einen Hauptsturm auf sein Herz zu wagen, um dadurch mit einem Male den Mühseligkeiten einer langweiligen Belagerung zu entgehen. Ein Abend, den ihr Vater im Casino zubrachte, bot ihr hierzu erwünschte Gelegenheit dar.

Fellner fand sie allein, halb liegend auf ihrem Sopha, in einem Anzuge, den man für den kühlen

Septembertag leicht zu luftig hätte finden mögen. Die zugezogenen Roulleaus wehrten den darauf fallenden letzten Strahlen des Tages den Eingang, und verbreiteten im Zimmer eine Dämmerung, welche gewisse Fältchen in Jeanettens Gesicht verbarg, und die zum Theil künstlich gerundeten Formen in natürlicher Frische und Lieblichkeit erscheinen ließ.

Ohne aufzustehen, streckte sie Fellnern beim Eintritte ihre Hand wehmüthig lächelnd entgegen, und zog ihn neben sich auf das Sopha nieder. Ein tiefer Seufzer, von einem Händedruck und einem zärtlichen Blicke begleitet, nöthigten ihn fast zu der Frage, was ihr fehle.

Tiefere Seufzer, ein festerer Händedruck, ein noch zärtlicherer Blick waren die Antwort, die jedoch deutlicher, als die bestimmteste Rede, über die Frage Auskunft gab.

Fellner schien in Verlegenheit, wie er dieß stumme Gespräch fortsetzen solle. Als er jedoch sich nicht entbrechen konnte, ihre Hand wieder zu drücken, glaubte die Schöne mit einem Schlage alle Schwierigkeiten überwinden zu müssen. Mit dem Ausrufe: Ach! mein Fellner! — öffnete sie die Lilienarme und neigte sich sanft hin zu dem Theuren.

Fellner empfand in diesem Augenblicke, daß die Rolle eines Josephs ihre großen Schwierigkeiten habe, und gewiß wird dieß jeder empfinden, der je in den Fall kommen sollte, sie zu spielen. Wenn auch diese Schwierigkeiten weder in unserm Herzen, noch in unsern Sinnen liegen, so wird sie die Galanterie in den Weg legen, die uns gar nicht hindert, die Unschuld und Treue, und mit ihr oft das ganze Glück der Weiber zu vernichten, wohl aber es uns unmöglich macht, etwas zu thun oder zu äußern, wodurch wir einen Zweifel an ihre Liebenswürdigkeit verrathen könnten. Sie hinderte jetzt auch Fellnern, dieser Scene, die ihn wenig zu ergötzen schien, durch plötzliche Entfernung ein Ende zu machen. Vielmehr verfügte er sich, jedoch ziemlich langsam und bedächtig, an ihren Busen, und ertrug mit stiller Ergebung die Heftigkeit ihrer Umarmung, ohne jedoch für zwanzig Küsse, die er empfing, mehr als einen zurück zu geben.

Das Feuer, in welches Jeannette gerieth, als sie nach langem Entbehren wieder eine männliche Brust, wenn auch nur vor Verlegenheit, an der ihrigen klopfen fühlte, hinderte sie den Zwang zu bemerken, den Fellner bei der Erwiederung sich anthat. Sie verlängerte also die ihr äußerst wohlgefällige Scene so

viel als möglich, bis endlich das Bedürfniß des Odemholens sie zu einer Pause nöthigte.

„Welche Seligkeit!“ rief sie mit wonnefeuchten Augen aus, und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. „Ach, wie liebe ich dich, mein Fellner!“

Aber dieser antwortete nicht; seine Verlegenheit wurde mit jeder Minute peinlicher, und zeigte sich so stark in seinem Aeußern, daß auch Jeannette sie bemerkte.

Wie, fuhr sie mit dem Tone zärtlichen Vorwurfs fort, kein Laut der Liebe nach dieser Scene, zu der uns beide die Gewalt des Herzens hinriß? Soll ich es bereuen, einen Augenblick von der Strenge meiner Grundsätze abgewichen zu seyn?

Verzeihen Sie, meine Schönste, antwortete Fellner, indem er um einige Linien von ihr wegrückte, wenn ich in diesem Augenblicke noch außer Stande bin, so deutlich mit Ihnen zu sprechen, als ich wohl wünschte. Meine Verhältnisse zwingen mich zu einer Zurückhaltung, die, wie ich aufs heiligste versichern kann, mir äußerst peinlich ist. Indessen wird sich wahrscheinlich meine Lage in sehr kurzer Zeit ändern, und dann verspreche ich Ihnen unbedingte Aufrichtigkeit.

Obgleich Jeannette dieser Erklärung den vortheilhaftesten Sinn unterlegte, so ward ihre Neugier, zu wissen, was es mit dem räthselhaften Unbekannten eigentlich für eine Bewandtniß habe, dadurch doch nur noch mehr erregt. Sie hoffte in ungestörter Einsamkeit doch wohl ihr Feuer auf den Freund überzutragen, und ihm dann sein Geheimniß abzulisten. Aeusserst willkommen war ihr daher die Gelegenheit, die sich ihr in den nächsten Tagen zu dem ungestörtesten Rendezvous darbot.

Ihr Vater nämlich war auf übermorgen zu einem in der Nähe von Brachfeld mitten im Walde wohnenden Oberförster zur Jagd eingeladen, und Jeannette hatte beschlossen, ihn zu begleiten. Sie wußte, daß sie, während die Männer jagten, nach Willkühr mit der alten Försters frau allein zu Hause bleiben, oder auch in der Einsamkeit des Waldes ihren Empfindungen nachhängen könne. Fellner ward daher eingeladen, etwas später, und wenn die Jagd bereits begonnen haben würde, allein nachzukommen, auch nahm dieser, obwohl ziemlich kleinlaut, die Einladung an. Ort und Stunde der Zusammenkunft im Freien wurden bestimmt, und Jeannette schwelgte im Voraus in dem Gedanken an den herrlichen Tag, der ihrer wartete.

Er erschien. — Jeannette reiste mit ihrem Vater ab, ward bald allein gelassen, und verfügte sich noch vor der festgesetzten Stunde an den bestimmten Ort, einem schönen Schattenplätzchen, an dem durch den Forst nach der Försterwohnung führenden Fußsteige, auf welchem man, ohne gesehen zu werden, jeden Vorübergehenden durch das Gebüsch bemerkte. Hier nahm sie Tiedge's Urania zur Hand, um durch diese Lectüre auch eine anziehende Zartheit des Geistes zu beweisen, blickte ohne Aufhören über das Buch hinweg nach dem Wege, und fuhr, so oft ein Frosch vorbeihüpfte, freudig erschrocken empor, in der Meinung, daß das Geräusch die Ankunft des Geliebten bedeute. Aber Stunden entflohen in vergeblichem Harren. Hoch stand die Sonne am Himmel, — noch war er nicht da — endlich erschallen männliche Tritte, ein dunkelblauer Frack zeigt sich durch die grünen Blätter — Jeannette stürzt freudetrunken hervor auf den Vorbeigehenden zu — und findet sich, bei der Rückkehr ihrer Besinnung, an der Brust — des Amtsactuarius.

Dieser Brachfeldische Adonis war seit jenem verhängnißvollen Sonntage, wo sich Jeannettens und Fellners Bekanntschaft entspann, von einem bittern Grimme zernagt worden, welchen er den unglückli-

chen Inquiſiten, die in ſeine Hände fielen, auf das kräftigſte empfinden ließ. Hatte nicht vorher das holdſelige Betragen des gnädigen Fräuleins ihn zu der ſtolzen Hoffnung berechtigt, einſt ihre Hand, und mit dieſer das hübſche Gut ihres Vaters ſein zu nennen? und hatte ſie ſeit jenem Tage nur ein Wort mit ihm gewechſelt? Hatte ſie anders, als mit ſtolzem Kopfnicken ſeinen ehrerbietigſten Grüßen, ſeinen wehmüthigſten Blicken geantwortet?

Ein Strahl von Hoffnung war wieder in die finſtern Tiefen ſeiner Seele gefallen, als das Gerücht, welches vorher Fellners und Jeannettens Verbindung als eine ausgemachte Sache verkündigt hatte, nach dem nächtlichen Abentheuer im Garten nun ganz widerſprechende Dinge von der Neigung des fremden Grafen zu dem ſchönen Kammermädchen verbreitete. Aber auch dieſer Strahl erloſch, als er nun die projectirte Jagdparthie erfuhr, und nicht zweifelte, daß es hier auf eine ungeſtörte Zuſammenkunft des verliebten Paares abgeſehen ſei. Unmöglich war es ihm, an dieſem Tage zur gewöhnlichen Stunde an ſeine Geſchäffte zu gehen. Still und wild, wie Göthe's Jäger, ſchlich er im Felde umher, den Gram und die Liebe im hoch aufathmenden Buſen. So kam er in ein Wäldchen, unfern der Stadt. Auf einem ein-

samen Fußpfade tönen leise Laute, wie Liebesgeflüster, in sein Ohr. Er theilt vorsichtig das Laub, und sieht am Fuße einer Eiche — Fellnern und Leonoren holde Worte und süße Küsse wechseln.

Aus Furcht, in ein verdrießliches Abentheuer zu gerathen, schlich er still und unbemerkt zurück, aber auf der Stelle war sein Entschluß gefaßt, hinauszueilen ins Jägerhaus, und dem Fräulein die Kunde zu hinterbringen, von welcher er die besten Wirkungen erwartete.

Man denke, wie groß und wie angenehm die Ueberraschung des holden Jünglings war, als die Göttin seines Herzens plötzlich an seiner Brust lag. Bei diesem Empfange wich auf einmal jene bürgerliche Demuth, die dem Fräulein zu so großem Aerger gereicht hatte, und er erwiederte ihre Umarmung mit einem Feuer, welches gegen Fellners vorgestrige Lauheit sehr angenehm abstach. Sie ergab sich daher, ohne den begangenen Irrthum durch Verlegenheit zu verrathen, mit vieler Besonnenheit in den Tausch, und beschloß daraus das möglichste Vergnügen zu ziehen.

Man verlor sich Arm in Arm ins Gebüsch, wo denn der Actuar zuvörderst sich seiner Nachricht entledigte. Jeannettens Wuth war grenzenlos. So

getäuſcht, ſo vernachläſſigt zu werden, um ihres eigenen Kammermädchens willen — verdiente dieß nicht die furchtbarſte Rache? — Auf welche Art das reizende Fräulein dieſe gleich hier ausübte, wagen wir nicht der Sage nach zu erzählen, die ſich nachher durch einige indiscrete Aeußerungen des Actuar verbreitete. Wie dem aber auch ſei, ſo war ſie zu ſehr Weib, um ſich daran zu begnügen. Leonore ſollte noch heut aus dem Hauſe, Fellner ihre Schwelle nicht wieder betreten. Die Ungeduld, dieſe Projecte mit möglichſter Grauſamkeit auszuführen, hieß ſie ſchleunig nach der Stadt zurückkehren. Eine vorgeſchützte Migräne beſtimmte ihren Vater, den ſie überhaupt gänzlich beherrſchte, gleich nach Tiſche abzureiſen. Der Amtsactuar, deſſen Erſcheinung durch ein in der Nachbarſchaft aufgenommenes Teſtament erklärt wurde, erhielt die Einladung, auf dem Rückſitze ihres Wagens Platz zu nehmen.

Ungefähr vier Uhr Nachmittags war es, als ſie wieder in Brachfeld ankamen. Der Actuar, der nunmehr für Jeannetten einen neuen Werth gewonnen hatte, mußte zum Thee bleiben. Mit ihm verfügte ſie ſich nach Leonorens Stube. Sie war verſchloſſen, und den ganzen Tag war, nach Verſicherung des Bedienten, die Mamſell nicht nach Hauſe gekommen.

Jeannettens Zorn erhöhte sich um so mehr, als sie noch immer keinen Gegenstand fand, ihm Luft zu machen. So ging sie in das Wohnzimmer zu ihrem Vater zurück, den man bereits von der Entdekkung des Actuar benachrichtigt hatte.

Noch schönere Nachrichten! rief er ihr entgegen, indem er ihr einen Brief überreichte, der heut morgen angekommen und ihm jezt nach seiner Zurückkunft übergeben worden war.

Er war von dem Secretair des Grafen Börnau, als Antwort auf den des Obersten. „Der Graf," heißt es darin, „sei so gefährlich krank, daß man jede Stunde sein Hinscheiden erwarte, daher er, der Secretair, die gebetene Auskunft ertheilen wolle."

„Ein Privatgelehrter, Namens Fellner, sei nie in des Grafen Hause bekannt gewesen, noch sei ihm sonst ein Mensch dieses Namens vorgekommen."

„Was die Uhr und die Dose anlange, so seien sie, der Beschreibung nach, ohne allen Zweifel, die nämlichen, welche der Graf seinem Neffen, dem jungen Grafen, Ferdinand von Börnau, bei seiner Abreise nach Frankreich geschenkt habe. Dieser befinde sich gegenwärtig in Paris, und habe noch vor zwei Tagen von dorther geschrieben. Uhr und Dose müß-

ten ihm also nothwendig gestohlen worden seyn, weil man sich sonst keine Möglichkeit zu denken vermöge, wie sie nach Deutschland in die Hände eines Dritten hätten kommen können. Auch gewinne die Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, da der Graf einen jungen Abentheurer, aus dem Niemand recht klug geworden, mit sich auf die Reise genommen habe. Höchst wahrscheinlich sei dieser selbst der angebliche Fellner, und der Dieb jener Sachen. Man bitte daher sich seiner zu bemächtigen, und ihn so lange fest zu halten, bis Jemand nach Brachfeld komme, und den Dieb sowohl, als die gestohlnen Kostbarkeiten anerkennen werde."

Diese Nachrichten, welche einen Tag früher Jeannetten in Verzweiflung gestürzt haben würden, erfüllten sie heut mit der lebhaftesten Freude, denn es ward ihr dadurch nicht nur Fellners Verlust völlig gleichgültig, sondern sie fand auch die herrlichste Gelegenheit, ihre ganze Rache für den ihr gespielten Betrug auszulassen.

Der neue Liebhaber war hierzu das schicklichste Werkzeug, und so wurde ihm denn die Neuigkeit auf der Stelle eröffnet. Die Sympathie seiner Seele mit der Geliebten zeigte sich an der Freude, die er mit pöbelhafter Offenheit laut werden ließ.

Dieser Mensch, der so vornehm über ihn hinweggeblickt und alle Mädchenaugen von ihm abgezogen hatte, sollte nun als ein Dieb, als ein ganz gemeiner Inquisit in seine Hände fallen! Mit einigen Citaten aus Carpzov und den Landesgesetzen demonstrirte er dem Fräulein, die ihn nicht verstand, daß vorliegender casus ein Obergerichtsfall sei, und folglich vor Hochfürstliches Amt gehöre. Bei der Verbindung Leonorens mit Fellnern sei zu vermuthen, daß auch sie eine Diebin sei, daher er denn bei ihr eine förmliche Aussuchung zu veranstalten vorschlug.

Auch dieser Gedanke wurde gebilligt, und der Actuar eilte nun ohne Anstand fort, um das Nöthige zu veranstalten. Um so erwünschter war ihm die Begebenheit, da sein Vorgesetzter, der Amtmann, eben verreist war, und er daher außer dem Vergnügen, seine Rache zu befriedigen, auch noch das fand, sich durch eigene Anordnungen in den Augen des Fräuleins wichtig zu machen.

Im Vorbeigehen fand er den Bürgermeister, ein Pfeifchen schmauchend, vor seiner Hausthüre. Mit wenig Worten eröffnete er diesem im Vertrauen die Sache, rannte dann, ohne eine Antwort zu erwarten, weiter, und in weniger als einer Viertelstunde

stand ein Frohn an Fellners Thür, um dessen Zurück-kunft zu erwarten, und mit einem andern war er bei dem Obersten, um Leonorens Effekten zu unter-suchen.

Die Stube und ein darin stehender Schrank wur-den eröffnet und durchsucht. Das erste, was allge-meines Erstaunen erregte, war ein kostbarer Brillan-tenschmuck, vor dessen Glanze Jeannette, ihren ei-genen Schmuck von Böhmischen Steinen damit ver-gleichend, zurücktaumelte. Der Actuar meinte, das alles zusammen möge wohl siebenzig bis achtzig Tha-ler werth seyn, während der Obrist, der sich besser auf Steine verstand, ihm einen Werth von wenig-stens tausend Ducaten beilegte. Wie konnte ein Kam-mermädchen zu einem solchen Schmuck kommen, oh-ne ihn gestohlen zu haben? — Eine Brieftasche, in der Wäsche sorgfältig versteckt, erregte noch mehr Verdacht. Es waren nämlich die darin befindlichen Briefe sämtlich in Chiffern geschrieben, aus denen kein Mensch klug werden konnte. Nur ein Zeddel-chen mit Bleistift geschrieben, und, wie es schien, sehr eilig hingeworfen, fand sich, das in gutem Deutsch verfaßt war.

Der Actuar und Fräulein Jeannette fiengen an es zu lesen. Kaum aber hatte letztere die ersten Zei-

len überſehen, als ſie es mit heftiger Wuth wegriß, und jenem auch nicht einen Blick mehr darauf geſtattete. Der Inhalt war folgender:

„Ich muß Dir eine Sünde geſtehen, mein Mädchen. So eben habe ich mich von Deinem Fräulein umarmen und wohl hundertmal küſſen laſſen, ja, ich habe ſie ſogar ein wenig wieder umarmt, und ein wenig wieder geküßt. Aber wirklich nur ein wenig, und gleichwohl hat mich dieß Wenige ſo viel Anſtrengung gekoſtet, daß Dir, wäreſt Du gegenwärtig geweſen, gewiß dieſe nothgedrungene Untreue der ſicherſte Beweis meiner Treue geweſen wäre. Zürne mir alſo nicht wegen dieſes Geſtändniſſes, das mir zu meiner Herzenserleichterung nothwendig iſt.“

Dein F —

So viel Veranlaſſung zur Wuth Jeannette auch heute ſchon bekommen hatte, ſo war doch dieſe ohne allen Zweifel die ſtärkſte; denn nichts kann ein Weib, beſonders von einem bereits etwas zweideutigen Alter, in größere Raſerei bringen, als ſich und ihre Gunſtbezeugungen gegen eine glückliche Nebenbuhlerin verſpottet zu wiſſen. Glühend ſtarrten ihre Augen aus den Höhlen hervor, die ſeit einiger Zeit an

Tiefe beträchtlich gewonnen hatten. Mit den Zähnen knirschend, mit den Füßen stampfend, zerdrückte sie das fatale Billet in der geballten Faust, und ihr Mund stammelte unverständliche Laute. So gab sie den Umstehenden ein Schauspiel, das sonst nur einigen glücklichen Ehemännern zu Theil wird, das Schauspiel einer vollendeten Furie, die ohne Rücksicht und Scheu die Schlangenhaare schüttelt und die gräßliche Fackel schwingt. Vergebens suchten ihr Vater und der neue Liebhaber sie zu beruhigen; vergebens bewies ihr der letztere wieder sehr gelehrt, daß das Billet in ihrer Hand vielleicht zur Erörterung des Corporis delicti nöthig seyn könne, und daher zu den Akten genommen werden müsse. Nur feuriger noch wurden bei dieser Vorstellung die Blitze ihrer Augen, und nichts konnte sie bewegen, es herzugeben, nichts, auch nur eine Antwort aus ihr herauszuziehen.

So standen die Sachen, als der Frohn, den man an Fellners Wohnung aufgestellt hatte, hereintrat und dem Actuar etwas in die Ohren zischelte, was diesen plötzlich in gewaltige Bewegung brachte, und ihn auf der Stelle forttrieb.

Es hatte sich nämlich der Bürgermeister besonnen, daß er dem Fremden, ohne ihn nach seiner Legitima-

tion zu fragen, den Einzug in Brachfeld gestattet, und dadurch die ihm anvertraute Polizei-Aufsicht gröblich vernachlässigt habe. Die Nasen, und, nach Befinden, Geldstrafen, die in dergleichen Fällen von Hochfürstlicher Regierung ausgetheilt und dictirt zu werden pflegten, kamen ihm in den Sinn, und erfüllten sein Gemüth mit Schrecken. Ueberdem mußten die Gerechtsame E. E. Rathes, der in der Stadt die Erbgerichte ausübte, gegen Eingriffe geschützt werden, und es war dieß in gegenwärtigem Falle um so rathsamer, da man sich versprechen konnte, einen Theil der Louisd'ors, die, nach des Postmeisters Versicherung, an den Fremden angekommen waren, in die Rathssportulkasse zu leiten. Dieß alles vermochte den Bürgermeister, sogleich nach dem Stadtschreiber und dem Rathsdiener zu schicken, und sich mit diesen in Fellners Wohnung zu begeben, um ihn bei seiner Zurückkunft in Empfang zu nehmen.

Unglücklicher Weise fanden sie aber die Thür bereits von Seiten des wohllöblichen Amtes besetzt, dessen Frohn durch keine gütlichen Vorstellungen zu bewegen war, den ihm anvertrauten Posten zu verlassen.

Durch diesen Widerstand erhitzt, befahl der Vater der Stadt seinem Rathsdiener, Gewalt zu gebrau-

chen; er selbst nebst dem Stadtschreiber legte hülfreiche Hand an, und so gelang es ihnen bald, den Vorposten des Feindes zu verdrängen. Allein der Zurückgetriebene eilte zu seinem Chef, dem Actuar, und kam bald in dessen Begleitung zurück.

Alle Köpfe waren exaltirt, und so war es kaum zu vermuthen, daß man sich mit freundschaftlichen Erklärungen lange aufhalten werde. Auf Fellners Vorsaale kamen die streitenden Mächte in Gegenwart des erstaunten Bedienten an einander. Beide Frohne wollten sich auf Befehl ihrer Obern von dem eingenommenen Posten verdrängen, und geriethen dadurch in ein ernsthaftes Handgemenge, während die weisen Herren selbst sich mit großem Geschrei die angenehmsten Sachen von der Welt sagten, und zur größten Unterhaltung des zahlreich versammelten, von der Gasse bis an den Kampfplatz vorgedrungenen Pöbels, von Worten zu Thaten überzugehen, im Begriff waren.

In diesem Augenblicke kam Fellner zurück, und bemerkte mit Erstaunen, welche Menschenmenge vor und in seiner Wohnung versammelt sei. Mit noch größerm Erstaunen aber blickte das Publikum, von der projektirten Arretirung des Fremden bereits unterrichtet, diesen an, als er mit seinem gewöhnlichen

vornehmen Anstande die ihm im Wege Stehenden auf die Seite schob. Auf die Frage: was es hier gebe? wagte Niemand zu antworten, und so drängte er sich, unbekannt mit der Veranlassung des sonderbaren Auftritts, bis auf seinen Vorsaal.

Was unterstehst ihr euch in meiner Wohnung? — rief er mit kräftiger Stimme den balgenden Frohnen und schimpfenden Richtern zu.

Ein allgemeiner Waffenstillestand erfolgte auf einen Augenblick unverabredet bei seiner Erscheinung.

Ich werde mir gleich noch mehr unterstehen, mein Herr Privatgelehrter, schrie der Actuar nach einer kurzen Pause.

Nicht Er hat sich hier zu unterstehen, fiel der kurze und dicke Bürgermeister heftig ein, und erhob sich auf die Zehen, um mit der geballten Faust in der Entfernung einiger Linien von der Nase des Feindes zu manövriren.

Die Debatten begannen auf die lustigste Art von neuem, so daß es Fellnern, der nun die Wuth seiner Feinde gegen sich selbst gekehrt sah, unmöglich war, ein lautes Lachen zu unterdrücken.

Erstaunt und entrüstet blickte der Bürgermeister und Amtsactuar auf den Ruchlosen hin, der auf diese Weise ihr beiderseitiges Ansehen verspottete, und ihre

Wuth vereinigte sich gegen den Verächter obrigkeitlicher Würde.

„Was lacht man?“ wendete der Bürgermeister sich schäumend an Fellnern. „Man ist ein Landstreicher! Wo ist ein Paß oder eine Legitimation!“

Mit einem mitleidigen Blicke sah der Fremde den Bürgermeister an. Wenn ich Sie nicht für wahnsinnig hielt, erwiederte er kalt, so würde ich mich bald auf eine Art legitimiren, die Sie Ihre jetzigen Sottisen bereuen machen würde. Aber ich verspreche Ihnen Verzeihung, wenn Sie sich allerseits auf der Stelle fortpacken.

Unerhörte Unverschämtheit! polterte hier der Actuar heraus. Kann Er's leugnen, daß Er dem jungen Grafen von Börnau Uhr und Dose gestohlen hat?

Bei diesen Worten schien Fellner so betroffen zu seyn, daß er nicht auf der Stelle einer Entgegnung mächtig war.

Aha! fuhr der Actuar jubelnd fort, hab' ich das rechte Fleckchen getroffen? Wissen Sie was, Herr Bürgermeister, wendete er sich an diesen, wir werden uns nachher schon vereinigen, nehmen Sie jetzt nur den saubern Patron mit, um seiner Unverschämtheit ein Ziel zu setzen.

Das Anerbieten wurde angenommen, und Fellner erhielt Befehl, dem Rathsdiener zu folgen, widrigenfalls man Gewalt gebrauchen würde. Der Triumpf der Herren vermehrte sich unendlich, als der Fremde nun wirklich äußerst verlegen schien.

Meine Herren, fing er sehr höflich an, ich versichere Sie, Sie irren sich. Wahrscheinlich aber haben Sie zu diesem Verfahren einige scheinbare Gründe, und so erbiete ich mich, Ihnen durch eine beträchtliche Geldsumme Caution und das Versprechen zu leisten, mich nicht von hier zu entfernen. Nur ersparen Sie mir ein Aufsehen, das mir auf jeden Fall unangenehm seyn muß.

Diese Höflichkeit vermehrte nur die Grobheit des Bürgermeisters, der nur dann höflich zu seyn pflegte, wenn er eines dummen Streichs überführt wurde. „Eine Geldsumme," schrie er, „die man auch gestohlen hat! Nichts, fort auf die Frohnveste!"

Schon wurden Anstalten gemacht, Gewalt zu brauchen — aber ein Posthorn ertönt, ein glänzender Wagen, mit vier Pferden bespannt, rollt vor Fellners Thor, ein vornehmer Mann, von mehrern der Umstehenden für den fürstlichen Hofbanquier, den geheimen Kammerrath Rudolph, einen der wichtig-

sten Männer im Ländchen, erkannt, steigt aus und fragt, ohne sich an den Volksauflauf zu kehren, nach dem Fremden. Er wird auf den Vorsaal gewiesen, bemerkt hier mit einigem Erstaunen die sonderbare Gesellschaft, und nähert sich ehrerbietig dem Unbekannten. Dieser, sobald er ihn erblickt, eilt mit einem Ausrufe der Freude auf ihn zu, und umarmt ihn. Alle Verlegenheit ist plötzlich verschwunden.

Vortrefflich, daß Sie kommen! ruft Fellner ihm entgegen, diese Herren haben im Sinne, mich als einen Dieb zu arretiren.

Der Banquier lacht, zweifelhaft, ob nicht Fellner mit ihm scherze. Aber das Stillschweigen und die Verlegenheit der Herren, welche den geheimen Kammerrath wohl kannten, bezeugt die Wahrheit der sonderbaren Versicherung.

Würden Sie sich wohl entschließen, für mich zu haften? fährt Fellner lächelnd fort.

Mit meiner Person und meinem ganzen Vermögen! erwiedert jener.

Die Bürgschaft wird angenommen; stillschweigend gebückt, in Verlegenheit schleichen die Herren fort. Es ahnet ihnen, daß ihrer Weisheit hier etwas Menschliches begegnet sei. Auf des Bürgermeisters wehmüthigen Befehl geht das Publikum, sich

umsonst über den Zusammenhang der Sache den Kopf zerbrechend, still aus einander. — Allen ist es bange, als schwebe über der Stadt eine Gewitterwolke, die auf das Haupt der lieben Obrigkeit sich entladen solle.

Doch es wird endlich Zeit, den Lesern, die von unserm Unbekannten bis jetzt nicht mehr wissen, als die guten Bewohner von Brachfeld, über seine Person und Verhältnisse die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

Fellner war Niemand anders, als der junge Graf Ferdinand von Börnau, Neffe des Generals gleiches Namens, und Erbe seines ungeheuren Vermögens.

Während er in —g studirte, hatte er Leonoren, die Tochter eines Predigers, kennen und lieben gelernt, und den Entschluß gefaßt, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Allein Graf Ferdinand war arm, und seine gegenwärtige und künftige Existenz hing lediglich von dem Oheime ab, der seine Einwilligung zu dieser Verbindung nie gegeben haben würde. Der Tod desselben, den eine Brustwassersucht bald herbeizuführen versprach, mußte also erwartet werden.

Von einer Reise, die Ferdinand nach einem längst entworfenen Plane durch Italien machte, rief ihn eine Verschlimmerung der Gesundheitsumstände des

Oheims zurück. Aber er fand ihn beſſer, als er erwartet hatte, und da der General ſich durch dieſe Beſſerung für gänzlich wiederhergeſtellt hielt, ſo drang er in den Neffen, nunmehro ohne Anſtand die Reiſe nach Frankreich anzutreten. Ein junger Künſtler, der durch die geniale Sonderbarkeit ſeines Weſens ihn anzog, dem Publikum in — n aber zu den ſonderbarſten Vermuthungen Anlaß gab, begleitete ihn.

Inmittelſt waren ſchnell hinter einander Leonorens Aeltern geſtorben, und das arme Kind ſah ſich dadurch in die hülfloſeſte Lage geſetzt. Zwar bot Ferdinand, der Leonoren in — g beſuchte, ihr bis zur unauflöslichen Verbindung die reichlichſte Unterſtützung an, zu welcher ihn des Oheims Freigebigkeit in den Stand ſetzte. Allein das Zartgefühl des edlen Mädchens geſtattete ihr nicht, von einem Manne, am wenigſten von dem Geliebten, Geſchenke anzunehmen, und nur dadurch, daß er ihr den Werth des Schmuckes, den man unter ihren Sachen fand, als ganz unbedeutend ſchilderte, gelang es unſerm Ferdinand, ſie zu deſſen Annahme zu beſchwatzen.

Ihr Entſchluß, durch Dienen ihren Unterhalt zu erwerben, konnte durch keine Gegenvorſtellungen des Geliebten erſchüttert werden, und ohne Bedenken

nahm sie die ihr angebotene Stelle bei Fräulein Jeannetten an. Aber auch Ferdinands Entschluß stand fest, bis zum Tode des Oheims, unter angenommenem Namen, in Brachfeld in Leonorens Nähe zu bleiben, um bei jedem Ereignisse ihr den Beistand leisten zu können, dessen sie etwa bedürfen möchte.

Er ließ also den jungen Künstler, seinen Freund, allein nach Frankreich reisen. Um jedoch dem Oheim jede Ahnung der Wahrheit unmöglich zu machen, schrieb er ein Dutzend Briefe, die er aus den vorzüglichsten Orten Frankreichs datirte, und dem Freunde mit dem Auftrage überreichte, sie in Frankreich nach und nach auf die Post zu geben, daher war denn wirklich vor wenig Tagen ein Brief von ihm aus Paris angekommen, obschon er bereits mehrere Wochen in Brachfeld gelebt hatte.

Uebrigens wurde kein Mensch in das Geheimniß eingeweiht, als der Hofbanquier Rudolph, der vom Oheim den Auftrag hatte, dem Neffen die nöthigen Summen anzuweisen, und der es übernahm, den letztern von jeder in seinen Verhältnissen vorgehenden Veränderung schleunig zu unterrichten.

So reiste denn Ferdinand vor Leonoren nach Brachfeld ab, um das Terrain kennen zu lernen, und

seine Aufnahme im Casino hatte keinen andern Zweck, als die Bekanntschaft des Obersten und seiner Tochter.

Wider Erwarten traf ihn der Erbprinz von ***, in dessen Gesellschaft er einen Theil Italiens in sehr vertrauten Verhältnissen durchreis't hatte. Entdeckt, wie er war, hielt er es für das beste, den jovialen jungen Prinzen in den Besitz seines ganzen Geheimnisses zu setzen, und ihn um Verschwiegenheit zu bitten — eine Bitte, die von diesem redlich erfüllt ward.

Daß Ferdinand nun Gelegenheit fand, Leonoren Briefe zuzustecken, daß er über die Gartenmauer stieg, um sich von ihrem Fenster aus mit ihr zu unterhalten, daß er, bei einem solchen Gespräch entdeckt, nun sein Möglichstes that, Jeannetten zu schonen, die ihm leicht alle Gelegenheit, die Geliebte zu sehen, hätte abschneiden können — war natürlich. Daher die Umarmung und die Einwilligung zu dem Rendezvous.

Allein am Morgen des Tages, wo dieses verabredet war, kommt ein Brief Rudolphs an, worin dieser meldet, der Onkel sei so krank, daß man mit jeder Stunde sein Hinscheiden erwarte. Diese Nachricht machte die zeitherige Vorsicht unnöthig. Ferdinand ging daher ohne Umstände zu Leonoren, entdeckte ihr, wie nahe seine Hoffnungen ihrer Erfüllung

wären, und bewegte sie durch diese Vorstellung, und durch die Gewißheit, die sie nach den erhaltenen Beweisen von der Rechtlichkeit seiner Gesinnungen haben mußte, zu einem Spaziergange im Freien.

Der Tag war schön, die Herzen unsers Paares waren erheitert durch schöne Aussichten. Kann man es ihnen verdenken, daß Jeannette aufgeopfert wurde, und daß Leonore dem Geliebten die unschuldigen Freiheiten gestattete, die der Amtsactuar belauschte? daß sie auch so spät als möglich sich trennten? — In einem Bauernhause nahmen sie ein frugales Mittagsmahl ein, und kehrten Nachmittags in die Stadt zurück, in der Ueberzeugung, daß Jeannette und ihr Vater noch auf dem Lande seyn würden.

Wir wissen, daß sie in dieser Rechnung sich betrogen, und was unterdessen vorgegangen war.

Die Veranlassung, welche Rudolphen zu so gelegener Zeit herbeiführte, war keine andere, als der Tod des Oheims. Durch eine Staffette hiervon benachrichtigt, konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, der Ueberbringer einer so frohen Botschaft zu seyn.

Indessen war auch Leonore nach Hause gekommen, und arglos in ihr Stübchen emporgestiegen. Mit Schrecken fand sie den Obersten, Jeannetten, den

Bedienten, die Magd und den Frohn darin versammelt, und beschäfftigt, ihre Sachen zu durchwühlen. Wie der Lavastrom, wenn er nun die Seite des Berges gesprengt hat, so brach Jeannettens Wuth, die bis jezt nur in Blicken, Gebehrden und abgerissenen Tönen sich gezeigt hatte, bei Leonorens Anblick in Wort und That aus. Schäumend stürzte die Gnädige auf sie zu, und würde sie die Schärfe ihrer Nägel haben empfinden lassen, wenn nicht plötzlich ein Retter, wie vom Himmel gesandt, erschienen wäre. Kein anderer war es, als — ein im Wege stehender Spucknapf. Er kommt der Feindin zwischen die verfolgenden Füße, sie schwankt, stürzt — ihr zornentglühtes Antlitz küßt den kühlen Boden — ihre schlanke Gestalt, der Länge nach, hingestreckt, verrammelt die Thüre, durch welche Leonore sich bereits eilig zurückgezogen hatte, und so gelang es dieser, unverfolgt und ungemißhandelt zu entkommen.

Aber wohin soll die Erschrockene fliehen? Keinen Freund, keinen Schutz hat sie hier, als den Geliebten! — Da ist keine Wahl, aus Schrecken keine Besinnung — sie eilt hin in Ferdinands nahe Wohnung.

Kaum tritt sie in sein Zimmer, als er ihr mit Entzücken entgegenfliegt. „Du bist mein!“ ruft er

mit tausend Küssen, ohne nach der Ursache ihres Erscheinens zu fragen.

Endlich erklärt man sich. Die Erzählung von dem, was beiden begegnet ist, erregt in den Glücklichen mehr Lachen, als Unwillen. Einer Wittwe, die ein Stübchen des Hauses bewohnt, wird Leonore für heut übergeben. Dann geht Rudolph zu dem Obersten, um das Uebrige ins Reine zu bringen.

Man hört und staunt, der Oberste lacht, Jeannette weint. Durch den Schmerz einer Beule, die ihr Fall ihr zugezogen, hat sich ihr Zorn in eine Art von ärgerlicher Wehmuth verwandelt, die um so tiefer wird, als sie hört, daß es mit dem Grafen seine Richtigkeit habe, und daß es ihr gleich unmöglich sei, ihre Rache und ihre Liebe zu befriedigen. Der Schmuck und die übrigen Sachen werden ausgeantwortet, nur das fatale Billet bleibt zurück, das, in tausend Stücken zerrissen, am Boden liegt.

Am andern Morgen reist unser Paar in Rudolphs Wagen in die fürstliche Residenz. Hier bleibt Leonore in des Letztern Hause, bis Ferdinand von — n zurückkommt, und in kurzer Zeit wird ihre Verbindung vollzogen. Noch jetzt erinnert sich das frohe Paar oft lachend der Abentheuer, die ihm in Brachfeld begegnet sind.

Welches Aufsehen die unerhörte Begebenheit in dieser guten Stadt machte, kann man leicht denken. Seit jenem unvergeßlichen Tage, an welchem der Bürgermeister mit dem Oberpfarrer, welcher ihn von der Kanzel geworfen, auf offnem Markte in einen wüthenden Faustkampf gerathen war, hatte sich nichts zugetragen, was sich diesem Ereignisse an Merkwürdigkeit vergleichen ließ. Wie gewöhnlich, wenn es etwas Neues zu bereden gab, so strömte auch diesen Abend alles ins Casino, nur der Amtsactuar wagte nicht, sich sehen zu lassen. Der Bürgermeister aber fand sich mit niedergeschlagenem Blicke und weit vorhängenden Lippen dort ein, und versammelte die Wahlherren, um mit ihnen zu berathen, wie man die Beleidigung, welche den hochgebornen Grafen in Brachfeld betroffen, wieder gut machen könne.

Nach vielen Berathschlagungen, in welchen man durch mancherlei Sticheleien dem Obervorsteher eine freundnachbarliche Schadenfreude zu bezeigen nicht ermangelte, wurde beschlossen, es solle sich dieser am andern Morgen mit einer Deputation zu dem Grafen begeben, und ihm das in Schweinsleder gebundene Buch, worin jedes Mitglied des Casino sich einschrieb, mit der unterthänigen Bitte überreichen, seinen wahren hohen Namen, zum ewigen Ruhm der

Gesellschaft, eigenhändig darin aufzuzeichnen. In einer Rede, die der Stadtschreiber, ein starker Poet, sofort entwarf, und an welcher der Bürgermeister die ganze Nacht memorirte, wollte dieser den hohen Fremden wegen seiner gestrigen officiellen Ungeschliffenheit demüthig um Verzeihung bitten.

Als aber die Deputation den Grafen bereits abgereist fand, kehrte sie niedergeschlagen um, und verfügte sich in den Rathskeller, wo der Secretair der Gesellschaft über den ganzen Vorgang ein Protokoll in obgedachtes Buch abfaßte, und solches von den Wahlherren unterzeichnen und untersiegeln ließ.

Sollten die Leser an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln, so rathen wir ihnen, nach Brachfeld zu reisen und sich im Casino vorstellen zu lassen, wo ihnen unverlangt dieses wichtige Document vorgezeigt und unsere Glaubwürdigkeit dadurch einleuchtend werden wird.

Carl Streckfuß.

Der Rosenstrauch.

Ich weiß wohl, was ich weiß,
Euch, Schwestern, will ichs nicht verhehlen.
Kommt her und schließet einen Kreis,
Will mein Geschichtlein euch erzählen.

Ihr kennt den Sinnibald,
Den Sänger wundersüßer Lieder;
In meinem ganzen Wesen hallt
Der Liebeston des Sängers wieder.

Sein Ton, so silberrein,
Er mag nun schmeicheln oder flehen,
Er dringet tief ins Herz hinein,
Man kann, man kann nicht widerstehen.

Er saß im Abendhauch
Der frischen thaubesprengten Blüte;
Ihm nahe stand ein Rosenstrauch,
Der hell im Abendstrahle glühte.

Weiß nicht, wie mir geschah,
Als ich den Schäfer dort erblickte,
Der mir so tief ins Auge sah,
Und freundlich guten Abend nickte.

Er rief mir zu: woher?
Und wiederholte sein Willkommen.
Ich stotterte: von ohngefähr
Hab' ich den Weg durchs Thal genommen.

Komm, sprach er, setze dich
Hier unter meine Rosen nieder.
Und ich — nun ja! ich setzte mich.
Er sang das liebste seiner Lieder.

Das Lied vom Rosenstrauch —
Vernehmt, ob mir es wird gelingen,
Doch ohne jenen Zauberhauch,
Der drinnen weht, es nachzusingen.

Schau, diesen Rosenstrauch,
Behangen mit des Thaues Tropfen,
Umweht die Luft wie Seufzerhauch!
Fängt nicht das Herz dir an zu klopfen?

Der Strauch verräth die Spur,
Daß hier die schönste Hirtin blühte,
Doch Schade war es, daß sie nur
Für ihre eigne Schönheit glühte.

Ihr guter Licidas,
Der lauschte, wie ein treuer Späher,
Auf ihren Blick ohn' Unterlaß;
Nie kam er ihrem Herzen näher.

Er bringt ihr Opfer dar
Von schönen Bändern, Rosen, Myrten;
Doch Iris kalt, so wie sie war,
Verschmähet achtlos ihren Hirten.

Der Arme will entfliehn;
Ein Blick, so muß er wieder bleiben.
So lockt sie ihn, so neckt sie ihn,
Mit ihm ein stolzes Spiel zu treiben.

Doch endlich rief sein Schmerz:
Ihr Götter, kann ichs nicht erwerben,
Nicht rühren dieses harte Herz,
So laßt den armen Schäfer sterben!

In Einen Seufzerhauch
Zerfließe dieses lange Sehnen,
Und in den Thau am Rosenstrauch
Verwandelt, Götter, meine Thränen!

Die Götter sind ihm nah,
Sie hören seines Herzens Flehen,
Und Niemand mehr den Schäfer sah,
Denn die Verwandlung war geschehen.

Fortan umweht ein Hauch
Wie Seufzer eines Hoffnungslosen
Hier den bedornten Rosenstrauch,
Und Thränen thauen seine Rosen.

Denn sie, die grausam hart
Ein Herz der Liebe so mißhandelt,
So weggeworfen hatte, ward
In diesen Rosenstrauch verwandelt.

Nun schwieg der Sänger still,
Dann sprach er, um mich anzuschrecken:
Wer nicht verwandelt werden will,
Der muß ein treues Herz nicht necken.

Ich weiß, was ich empfand,
Kaum barg ich's hinter Ernstgeberden,
Ich drückte zärtlich ihm die Hand,
Bloß um kein Rosenstrauch zu werden.

Tiedge.

Romantische Verliebtheit.

O gefahrenvolle Lust!
Feinde wirken ja zusammen,
Molly's Augen, Molly's Brust,
Hier der Schnee und dort die Flammen!

Haug.

Das Mädchen der Hoffnung.

Am Walde hing die Morgenröthe,
Ich saß am Hügel ganz allein,
Und blies ein Liedchen auf der Flöte,
Und schaute traurig thalhinein.

Da stand ein Mädchen auf der Wiese,
Wie Gottes Engel lieb und schön,
Wie Lilien im Paradiese,
Wie Rosen jung auf Sarons Höhn.

Es war im Thale nicht geboren,
Man sah es an der fremden Tracht.
Doch schien es nicht, als ob verloren
Der Zufall es hieher gebracht.

Das Mädchen zeigte nach der Ferne
Und winkte mir geheimnißvoll;
Ich sah das Mädchen gar zu gerne,
Und wunderbar das Herz mir schwoll.

Drauf lief ich eilends nach der Stelle,
Wo winkend ich es wandeln sah,
Ich flog dahin mit Flügelschnelle,
Doch ach! das Mädchen war nicht da.

Und als ich nun nach jeder Seite
Die Blicke wende, sieh, da stand
Es wieder in gemeßner Weite,
Und winkt und zeigt das ferne Land.

Ich folge sonder Rast und Weile,
Das Mädchen schreitet stets voran,
Daß ich, so viel ich streb' und eile,
Es nimmer doch erreichen kann.

Es schwebt voran Berg auf und nieder,
Und wenn ich fast ermattet bin,
So winkt es wunderseltsam wieder,
Und deutet in die Ferne hin.

Und ach, von neuem unverdrossen,
Verfolg' ich die geliebte Spur;
Darüber ist der Tag verflossen,
Und Abend wird es auf der Flur.

So fahre wohl, wir müssen scheiden,
Ich muß zur Heimath nun zurück,
Es blüht daheim auf stillen Weiden
Das nahe, das gewisse Glück.

Doch sieh das Mädchen in der Ferne,
Es traurt und winkt geheimnißvoll,
Und deutet auf die goldnen Sterne —
Wer sagt mir doch, wohin ich soll?

Schmidt von Lübeck.

Lied von der Nymphe zu Geilnau an der Lahn. *)

Der Weingott, der mächtig die Herzen bezwingt,
Ist immer, wie Fürsten, von Schmeichlern umringt,
Und Hofdichter hat er in Menge.
Doch, Freunde, die göttlichen Nymphen der Flut,
Die blühenden Mädchen, so sanft und so gut,
Entbehren noch Ehrengesänge.

Sie tränken, zerstreut durch des Erdkreises All,
Aus strömenden Urnen mit Wellenkrystall
Die dürstende Blume des Lebens.
Ein wüster Bacchant, dem ihr Nektar nichts gilt,
Erwartet das Heil, das den Urnen entquillt,
Von Aeskulaps Söhnen vergebens.

Und dieser urälteste, heilige Trank
Wird, wie ein gezwungner Tribut, ohne Dank
Vom König und Bettler genossen.
O wären die Mädchen nicht wundersam hold,
Sie hätten schon lange darüber geschmollt,
Und uns ihre Quellen verschlossen!

*) Gesungen für einige Liebhaber derselben zu Offenbach am Mayn.

Versöhnt sie geschwind, sonst erwachet ihr Zorn:
Denn Undank ist wahrlich ein stechender Dorn,
Und soll uns hinfort nicht beschimpfen.
Wir alle bewohnen des Weingotts Gebiet,
Doch, trotz der Vasallenschaft, singet ein Lied
Der Wasserwelt lieblichen Nymphen!

Ihr Ruhm sei unsterblich! Und allen voran
Geh strahlend die Nymphe, die sich an der Lahn
Ein freundliches Wohnplätzchen wählte.
Sie hält in dem Schoos einer Wiese still Haus,
Und reicht ihren Heiltrank dem Siechling heraus,
Der schon zu den Schatten sich zählte.

Die gräßlichen Geier der Hypochondrie
Sehn neidisch, mit drohenden Klauen, auf sie,
Voll Wuth ob entrissener Beuten.
Doch Bacchus ist froh, daß sie Priester ihm heilt,
Die kläglich, von Zipperleins Krücken ereilt,
Des Gottes Altardienst bereuten.

Auch liebet die Nymphe sein Goldsohn vom Rhein,
Und, traun! sie ist werth, seine Gattin zu seyn:
Drum lasset uns beide vermählen!
Ha! ihrer Umarmung entblühet ein Kind,
Das wie der Champagner zu rauschen beginnt,
Doch Kraft hat, die Nerven zu stählen.

Dieß Eigenthum ſtammt von der Mutter ihm an,
Die tief im Geklüft ihrer einſamen Bahn
Von Wurzeln des Eiſens ſich nähret.
Seht, wie dieß Metall, das mit Donnergewalt,
Vom Menſchen geſchleudert, das Blutfeld durchhallt,
Im Urſtand uns Wohlſeyn gewähret!

Hehr, gütig und hülfreich iſt Mutter Natur!
Ach! folgte der Menſch ihrer blumigen Spur,
Wo Selbſtſucht und Tücke nicht walten!
Stoßt an auf Veredlung der eiſernen Welt!
Und uns mag bis dahin, wenn Gott es gefällt,
Die Nymphe von Geilnau erhalten!

Langbein.

Zeugniß für den Wittwer.

Dankbar auf dem Sterbebette
Sprach die ſchlaue Henriette:
„Guter Mann! mag dich die Zukunft lohnen;
Du verdienſt von allen Weibern — Kronen.“

F. Kind.

Der mächtige Hammer.

Mit Compos. von H. Zelter.

Was schweigen der Sänger, die sonst wohl gesungen,
Was schweigen der fröhlichen Sänger so viel?
Ist irgend ein Schlag mit dem Hammer erklungen,
Dem Frohsinn zu setzen ein plötzliches Ziel?

Ja wohl! ach! es führet den mächtigsten Hammer
Ein furchtbarer Meister zu strengem Gebot!
Ein einziger Schlag, und zum Schweigen — o Jammer! —
Bringt plötzlich den fröhlichsten Sänger der Tod.

Ihn rühret kein Bitten, kein Schmerz, keine Tugend,
Ihn rühret kein Lied, so vergnügt es auch klingt!
Auf immer verstummet das Alter, die Jugend,
Sobald er zum Schlage den Hammer nur schwingt.

Drum eilig, ihr Brüder, die Gläser geschwungen!
Drum eilig ein Lied noch gesungen recht froh!
Nur Der hat die Krone der Weisheit errungen,
Der weise das Leben genoß, eh's entfloh.

Die Erde, wohl hat sie unzähliche Mängel,
Doch bietet unzählliche Freuden sie auch;
Und freundlich ermahnt zum Genuß uns ein Engel
Aus jedem von Rosen umblüheten Strauch.

Und ruft uns der Tod mit dem mächtigen Hammer,
So folgen wir hoffend und fürchten uns nicht.
Zwar schickt er uns fort in die dunkelste Kammer,
Doch bald aus dem Dunkel blüht himmlisches Licht.

Triumph den Geweihten am heiligsten Throne,
Wo endlich vom Auge die Bind' ihnen fällt!
Was gleicht für ein Lohn dem zu hoffenden Lohne,
Zu schauen den ewigen Meister der Welt!

A. G. Eberhard.

Voltaire.

Nach dem Französischen.

Man hätt' ihn angebetet in Athen,
Und mit August wär' er zu Tisch gesessen.
Doch Kaiser Joseph wollt' ihn gar nicht sehn. *)
Und Beaumonts Groll versagt' ihm Seelenmessen.

Haug.

---

*) Allerdings hat ihn der Kaiser Joseph besucht.

Leichter Sinn.

Mit Compos. v. H. Fürstenau.

Gar viele Ding' auf Erden sind
Von wandelbarem Sinn,
Das treibt sich, fährt sich, wie der Wind,
Weiß nicht, woher und hin.

Es liebt sich wohl manch junges Herz,
Schwört Treu bis in den Tod;
Doch ist die Lieb' ein Morgenscherz,
Währt nicht zum Abendroth.

So hab' ich oft in junger Zeit
Manch feines Herz geliebt,
Da haben wir uns oft erfreut,
Und wiederum betrübt.

Drum, Herzchen, weiter! wie der Wind
Nicht weiß, wohin er zielt;
Und bleibe nur ein loses Kind,
Das mit dem Leben spielt.

G. A. H. Gramberg.

Der Befreite.

Romanze.

Blühend standen die Orangenhaine
In des Königs Gartens Lustgebiet,
Und die Mandeln und die Rosen alle,
Und am Springquell und am Wasserfalle
War der ganze Blumenflor entglüht.

Doch was ist des Lebens höchste Fülle
Ohne Freuden süßer Harmonie?
Bagdads Herrscher saß im goldnen Saale,
Müßig leer beim üppich reichen Mahle,
Weil ihm nichts des Lebens Geist verlieh.

Horch, da klang der Zauber-mächt'ger Saiten
Von dem Eingang, weckend Muth und Lust;
Und ein Sänger naht' in fremder Hülle,
Glanzlos, schon ergrauend, doch die Fülle
Süßen Wohllauts wohnt' in seiner Brust.

Wonne stieg in alle Herzen nieder
Bei des Liedes Himmels-Melodie.
„Fordre, süßer Sänger! rief der König,
Jeder Lohn ist deiner Kunst zu wenig.
Nur — zu scheiden, Fremdling, denke nie!“

Du gebeutst, o König! sprach der Sänger,
Wohl, ein volles Jahr verweil' ich hier;
Aber jetzt in deiner Großen Mitte
Schwöre mir Gewähr dann einer Bitte!
Meine Kunst, sie weih' ich treulich dir.

Und der König schwur, von Freude trunken,
Und der Sänger weilt' ein volles Jahr,
Werther stets dem König und den Großen.
Aber fest, als nun die Zeit verflossen,
Stellt er mahnend sich zum Abschied dar.

„Wohl, ich weiß den Eid, den ich geschworen,"
Sprach der König: „nimm denn Gut und Gold! —
„Gut und Gold kann deinen Schwur nicht retten;
Doch ein Ritter ist in deinen Ketten,
Seine Freiheit sei der Lieder Sold!

Kennst du ihn? sein Gang ist hoch und edel,
Ist er gleich des Unglücks armer Sohn;
Seine Wange glich der Rosenblüte,
Seine Brust bewohnte Muth und Güte,
Aber Schmach war seiner Wunden Lohn."

So der Alte; brach des Ritters Bande,
Doch den Dank verschmäht' er stolz und hehr.
Eh der Arme Worte noch gefunden,
War sein edler Retter schon verschwunden,
Und der Freie sah ihn nimmermehr.

Und der Jüngling stürzt' aufs Antlitz nieder:
„Dank, o Freund vom Himmel mir gesandt!
Meines Landes ferne, theure Höhen,
Die Geliebte werd' ich wiedersehen,
Und den Sohn, der Liebe heil'ges Pfand!" —

Ueber Meer und Land und Thal und Hügel
Zog der Ritter zu der Heimath Schoos.
Jetzt erblickt er im bekannten Thale
Seine Burg im rothen Abendstrahle,
Trat entzückt in seiner Väter Schloß.

Und von aller Reize Macht umgeben,
Schloß die schöne Gattin ihn ans Herz,
Führt' ihn an des kleinen Schläfers Wiege,
Der Beglückte fand die eignen Züge,
Und vergaß der bittern Tage Schmerz.

Glücklich wär' ihm so sein Loos erschienen,
Hätt' er nicht der Freundschaft Wort gehört;
Doch die treuen Freunde, streng und bieder,
Schlugen bald den Traum von Wonne nieder,
Der so süß ins treue Herz gekehrt.

„Ha! ich Schwacher!" rief empört der Ritter,
Als er heim vom Mahl der Freunde kam,
„Schöne Schlange, konnt' ich je dir trauen?
Kehrt' ich nie doch zu der Heimath Auen! —
Flieh! und laß mich der Verzweiflung Gram!

Während mich des Elends Bande drückten,
Schweiftest du mit Buhlen weit und breit,
Höhntest selbst den heiligsten der Triebe,
Dachtest nicht des Kindes treuer Liebe!
Sprich! wo war'st du in der langen Zeit?" —

„O du, mein Geliebter! theures Leben!
Du verbannst von deinem Antlitz mich?
Wohl, ich geh; doch nur noch einmal wieder
Senk' auf mich die lieben Augen nieder!
Harr' ein Weilchen, hier begrüß' ich dich."

Sie verschwand; er blieb, den Kampf im Busen,
Sieh! der graue Sänger trat herein,
Riß die Hülle von der Locken Golde:
„Kennst du mich, mein Liebling?" sprach die Holde,
Und — ein Himmel schloß die Treusten ein.

Louise Brachmann.

Vorax.

Herr Vorax wird nicht mehr so kühn die Wahrheit sagen:
Man hat ein Aemtlein ihm vertraut,
Wobei sein freilich bedürftiger Magen
Nun seinen Charakter gemächlich verdaut.

Tiedge.

An einen deutschen Freund.

Es bleibt auf Erden doch beim Alten,
Drum lebe, weil der Becher schäumt,
Und laß die Sterne droben walten!
Vergiß, was dir bei Nacht geträumt,
Wenn Morgenroth den Himmel säumt!

Es träumt sich wohl in jungen Jahren,
Da baut man Schlösser hoch und bunt;
Doch leider! hab' ich bald erfahren,
Wo Menschen bauen, ist der Grund,
Wie das Gestell des Glückes, rund.

Was schmücken wir die Zauberwelten
Phantastisch, wie die goldne Zeit?
Ach! das Gewünschte trägt so selten,
Gereift zur armen Wirklichkeit,
Des Wunsches buntgewirktes Kleid.

Doch ob das Auge nichts als Scherben,
Und jenen Engel Gottes sah,
Der an Geberde, wie Verderben;
So war das Gute dennoch nah,
Unkenntlich stand es vor uns da.

Und brannt' uns nicht das Herz im Leibe?
Und muß es nicht also geschehn,
Daß aus Verwesung Blüte treibe?
Das Todte muß zu Grabe gehn,
Soll neu das Leben auferstehn.

Es webt die Hoffnung ihren Bogen
Aus Regen und aus Sonnen-Licht;
Sie hat ihn tröstend aufgezogen,
Und sieht uns lächelnd an und spricht:
Kleingläubige, verlaßt euch nicht.

Schmidt von Lübeck.

An den Dichter N.

Nicht die Wahl leicht bildsamen Stoffs in epischer Gattung,
Sondern Geniuskraft, die sich im Aufflug verräth,
Hebt zur Apotheose. So schlang dem Sänger der Laura
Selbst das karge Sonett ewigen Lorbeer ins Haar.

Fr. Krug von Nidda.

An Florida.

Nach Georg Rudolph Weckherlin. 1618.

Ach, wie lang' ich liebe, leid' und klage,
Florida, wie lang' ich hülflos zage,
Weiß ich nicht.
Daß mich aber im liebenden Herzen
Meine von dir gebotene Schmerzen
Doch erfreuen, ist kein Gedicht.

Ach, warum du grausam stille schweigest,
Und der Liebe Muth so niederbeugest,
Weiß ich nicht.
Daß ich aber vom Schicksal erkoren,
Dein, Erkorene, bin, und geboren,
Dich zu lieben, ist kein Gedicht.

Ach, warum du meine Pein noch mehrest,
Und der Liebe Hoffen ganz verwehrest,
Weiß ich nicht.
Daß sich aber kein Märtertod findet,
Der mein heiliges Lieben entgründet
Und erschüttert, ist kein Gedicht.

Ob dich Andre mehr, denn Alles, lieben,
Und sich, ohne Hoffnung, mehr betrüben,
Weiß ich nicht;
Daß mir aber die glänzende Reihe
Aller, die lieben, an Lieb' und Treue
Müßte weichen, ist kein Gedicht.

Meiner Seele Trost! Wie du mit Qualen
Meine Huldigungen magst bezahlen,
Weiß ich nicht;
Daß sich aber, dich endlos zu ehren,
Schmerzen und Liebe zugleich vermehren,
Ich gelob' es, ist kein Gedicht.

Ob du, meines Lebens Qual zu enden,
Willst noch Herz und Liebe zu mir wenden,
Weiß ich nicht;
Kann ich aber nicht Huld erwerben —
Daß ich vor Gram und Liebe muß sterben,
Ich gelob' es, ist kein Gedicht.

Haug.

Leichtsinn und leichter Sinn.

Leichter, fröhlicher Sinn belebt das Todte im Leben,
Aber der Leichtsinn giebt jeglichem Leben den Tod.

Lehr.

Romanze.

Lange hatt' ich meinen Lieben,
Meinen Wilhelm, nicht gesehn;
Heut, als hätt' ich ihn verschrieben,
Sah ich ihn vorübergehn.

Alles ließ ich stehn und liegen,
Wie bezaubert, mußt' ich fort
An das offne Fenster fliegen,
Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter, mit Gezänke,
Schalt mich: Mädchen, bist du blind?
Siehst ja weder Tisch, noch Bänke;
Sag' mir, was mit dir beginnt. —

Mutter, sprach ich, in den Jahren,
Wo man sich nicht recht besinnt,
Habt ihr manches Leid erfahren,
War't ihr nie ein wenig blind?

Weiß ich kaum doch, wo ich stehe,
Weiß nicht, was die Augen deckt;
Doch ich weiß wohl, was ich sehe,
Wenn's auch hinter Bergen steckt.

In Gedanken tief vergraben,
Seh' ich's hell, wie angeblitzt;
Ja, ich muß ein Auge haben,
Welches hier im Herzen sitzt.

Tiedge.

Erläuterung.

„Glaubet mir, prahlet Rusin,
Daß ich die Lust der Brünetten
Und der Blondinen bin." —
Ja, sie empfangen ihn,
Wie den Volant die Raquetten.

Lep.

Der Widerspruch.

Ein Zoilus der heut'gen Welt
Sagt von der Dichtkunst frech und trocken,
Es lasse sich damit kein Hund vom Ofen locken,
Und sieh, er selber kommt und bellt!

Langbein.

Skolie.

Schlürfet den labenden
Sorgebegrabenden
Nektar hinein.
Lüftet's den Fröhlichen,
Wonne der Seligen
Herzubefehligen,
Lehrt's ihn der Wein.

Heil zum Vereine hier!
Wohl uns! Im Weine hier
Leben wir neu.
Traulich ergießet euch
Brüderlichtreu.

H g.

Lesefehler.

Das heut'ge Stück, von Schiller oder Lessing,
Heißt doch curios! — Wie so? — Hihi! die Braut
von Messing! *)

F. Kind.

*) l. Messina.

Lied eines wandernden Indianers.

Nach Chateaubriand.

Beglückt, wer nie aus fremder Hütte
Aufsteigen sah des Festes Rauch!
Sein Leben zählt nur wenig Schritte,
Wo es begann, da endet's auch.

Nach eines heißen Tags Beschwerde
Streckt sich der Wandrer auf die Erde;
Er sieht der Menschen Hütten stehn,
Es droht die Nacht mit Sturm und Regen,
Und er hat nicht sein Haupt zu legen!
Er klopft, er wagt's hinein zu gehn;
Den Bogen stellt er an die Thüre,
Er schüttert sich, als ob ihn friere,
Und wartet auf ein freundlich Wort;
Doch der Bewohner winkt ihn fort.
Er seufzt und denkt an seine Brüder,
Nimmt Pfeil und Bogen in die Hand,
Und kehret in die Wüste wieder,
Und fühlt sich hülflos und verbannt.

Beglückt, wer nie aus fremder Hütte
Aufsteigen sah des Festes Rauch!
Sein Leben zählt nur wenig Schritte,
Wo es begann, da endet's auch.

Ihr wunderbaren Abenteuer,
Beim Heerd erzählt am hellen Feuer,
Und mit Erstaunen angehört!
Ihr sanften Regungen der Herzen,
Die ihr uns seufzen bald vor Schmerzen,
Bald vor Entzücken weinen lehrt!
Nur die der Heimath treu geblieben,
Die wissen, was es sei, sich lieben.
Der Ort, der ihnen alles gab,
Giebt den Entschlafnen auch ein Grab;
Des Freundes Hand bestreut's mit Laube,
Und weint der Sehnsucht Thränen drauf,
Und, Wunder ahnend, hebt der Glaube
Des Geisterreiches Vorhang auf.

Beglückt, wer nie aus fremder Hütte
Aufsteigen sah des Festes Rauch!
Sein Leben zählt nur wenig Schritte,
Wo es begann, da endet's auch.

Bürde.

10858976



CALLIOPE

Der Todte zu Roß.

Novelle.

Wehe dem, den Amor zum Spielwerke seiner Launen wählt! Sein Schicksal gleicht den Leiden eines armen Vogels, der in die Gewalt eines unartigen Kindes gerieth. Es liebkoset ihn Anfangs; aber bald rupft es ihm die Federn aus, bindet ihn an einen Faden, stutzt ihm die Flügel und quält ihn zu Tode.

Folgende Geschichte wird dieses Gleichniß erläutern.

Der Herzog Roderigo von Girona, der vor undenklichen Jahren in Spanien lebte, ward allgemein, wegen seines Reichthums und seiner übrigen angenehmen Verhältnisse, für einen der glücklichsten Menschen gehalten. Man beneidete ihm besonders seine junge, schöne Gemahlin, die Krone der Frauen von Madrid. Doch vergebens baute ihm das Geschick einen Himmel auf Erden. Er verirrte sich in die Hölle der Eifersucht, und litt Pein in ihren Gluthen.

Allerdings hatte die reizende Frau viel geheime

Verehrer; aber sie schmachteten nur in der Ferne, weil der feurige Herzog die Ehre seines Hauses mit flammendem Schwerte bewachte. Er wies einige kühne Paladine, die ihr zu nahe treten wollten, tapfer zurück. Das verbreitete Schrecken, und man scheute sich nachher vor dem furchtbaren Manne und seinen Argusaugen. Doch was Fürsten und Ritter nicht mehr wagten, dessen unterfing sich — ein Mönch.

Der Pallast, den der Herzog in Madrid bewohnte, lag in einer etwas einsamen Gegend, und grenzte mit den weitläuftigen Gebäuden eines ansehnlichen Franziskanerklosters. In diesem nahm einst ein junger Ordensbruder aus Salamanca sein Absteigequartier, um Gastpredigten in der Hauptstadt zu halten. Pater Isidor — so hieß er — war ein Mann von Geist und als Kanzelredner berühmt. Auch sein Körper bezeichnete ihn als einen Günstling der Natur. Man konnte seine hohe, herrliche Gestalt nicht sehen, ohne sie zu beklagen, daß sie in eine unförmliche Mönchskutte gebannt war. Er that indessen sein Möglichstes, sie aus ihrer düstern Umgebung trefflich hervorleuchten zu lassen. Mit allen Putzkünsten der Zierlinge seiner Zeit gründlich bekannt, schmückte er sich wie der eitelste Geck.

Seine Klostergesellen nahmen daran ein Aergerniß, und ließen ihm bei jeder Gelegenheit ihren Unwillen empfinden; doch das kümmerte ihn wenig. Er fand sich durch Frauengunst für Mönchshaß reichlich entschädiget.

Verschiedene seiner Liebesabenteuer in Salamanca waren dem Guardian seines Klosters zu Ohren gekommen. Das bewog den strengen Sittenmeister, ihn auf der Reise nach Madrid von einem Aufseher begleiten zu lassen. Er wählte dazu den Pater Sylvester, den steifsten Pedanten des Klosters. Dieser Murrkopf war Isidors heftigster Widersacher. Darum hoffte der Guardian, daß er den jungen Ausschweifling scharf im Zügel halten werde.

Sie begaben sich mit einander auf den Weg. Die Klosterpforte war kaum hinter ihnen geschlossen, so öffneten sie den Mund, um sich zu zanken. Diesen Zeitvertreib setzten sie bis Madrid fort. Isidor sprach und scherzte mit jedem artigen Mädchen, das ihnen begegnete. Der finstere Hofmeister schalt darüber. Er ward, wie billig, verlacht und verspottet. Das verdroß ihn; er trotzte auf die ihm übertragene Gewalt, und unterstand sich einst sogar, seinen Untergebenen, wie ein zorniger Schulmeister, auf die Finger zu klopfen, als er eben die blühenden Wangen

einer jungen Dirne liebkosend berühren wollte. Der dadurch gestörte zärtliche Wangenschlag verwandelte sich nun in einen schmetternden Backenstreich, den der Mentor empfing. Die Folge war ein Handgemenge, in welchem Isidor die Oberhand gewann. Der Besiegte schwor in seinem Herzen, sich nachdrücklich zu rächen.

In dieser Stimmung kamen sie nach Madrid, kehrten in jenem Kloster ein, bezogen jedoch abgesonderte Zellen, weil sie sich nicht beisammen vertragen konnten. Dieser Trennung ungeachtet führ Sylvester fort, sein Aufseheramt nach Möglichkeit zu verwalten.

Er setzte vor allen Dingen einen hämischen Klagebericht an den Guardian auf. Aber die nächsten Tage lieferten seiner Feder keinen neuen Giftstoff. Isidor, mit Ausarbeitung einer Predigt beschäftigt, hielt sich eingezogen in seiner Zelle, und bestieg bald darauf die Kanzel.

Der Ruf seiner Beredtsamkeit war ihm vorangegangen, und hatte die Kirche gefüllt. Man versprach sich ein Meisterstück. Der ruhmbegierige Franziskaner war auch ganz darauf vorbereitet, die Erwartung nicht zu täuschen. Mit dem zierlichsten Anstande betrat er den Rednerstuhl, und begann seinen

Vortrag. Aber er hatte kaum fünf Minuten lang durch seiner Stimme melodischen Ton die Zuhörer entzückt, als er plötzlich, mit verwandelter Gesichtsfarbe, den Faden der Rede verlor, und stammelnd nicht wußte, was er sagen wollte.

So aus der Fassung brachte ihn die Ankunft der schönen Herzogin von Girona, die jetzt, der Kanzel gegenüber, in einem erhöhten Bethzimmer erschien. Ihr Anblick wirkte auf ihn wie ein lähmender Zauberschlag. Der geistvolle Mann gab der staunenden Versammluung das klägliche Schauspiel eines verblüfften Dummkopfs. Er schnappte mit offenem Munde, wie ein Fisch, nach Luft, und hustete ängstlich, um seine Verwirrung zu bemänteln, und Zeit zur Besinnung zu gewinnen. Umsonst! er fand sich nicht wieder ins rechte Gleis. Es half ihm sogar nichts, daß er zum Concept der Predigt seine Zuflucht nahm. Er war, gleich einer in die Sonne blickenden Eule, vom Glanze der Schönheit völlig geblendet, und die Buchstaben wimmelten vor seinen Augen auf dem Papiere, wie Ameisen, durch einander. Doch stumm konnte er auf seinem Posten nicht bleiben; er stotterte also ein Galimatias hervor, das selbst die alten Mütterchen auf den gemeinen Kirchenstühlen für ein elendes Gewäsch erklärten.

Noch unzufriedner mit ihm waren die höhern Klassen. Einige junge Schulfüchse, die sich, mit Griffeln in der Hand, unter der Kanzel gelagert hatten, um den erwarteten Honigstrom seiner Lippen in ihre Schreibtafeln zu leiten, sprangen mit frechem Geräusch auf, und liefen hohnlachend aus dem Tempel. Andere unartige Leute durchbohrten ihn gleichsam mit den Augen, zuckten verächtlich die Achseln, und plauderten zwanglos mit ihren Nachbarn, um öffentlich zu zeigen, daß er ihnen lange Weile machte. Kurz, er sah und hörte um sich her nichts als Ausbrüche der Ungeduld und des Mißvergnügens.

Er wäre allenfalls des verfehlten Beifalls der großen Menge ohne vielen Kummer verlustig gegangen, hätte er sich nur als möglich denken können, daß er der Einzigen gegen über gefalle. Aber wie vermochte seine zerrüttete Seele diese Hoffnung zu fassen? Er stand als ein gar zu jämmerlicher Stümper vor seiner Göttin; sie mußte ihn, wie der übrige Troß, verachten. Dieses Gefühl zerknirschte ihn ganz. Er wünschte sich auf der Stelle den Tod. Aber die edle Herzogin zeigte sich als eine Frau von feiner Bildung und Herzensgüte. Weit entfernt, den unglücklichen Prediger durch eine spöttische Miene zu kränken, sah sie mit der Sanftmuth eines Engels

bescheiden vor sich nieder; und als sich die hinter ihr stehende Dienerschaft erlaubte, über den geistlichen Wirrwar leise zu kichern, wies sie das ungezogene Völkchen durch einen strafenden Blick zur Ruhe.

Isidor bemerkte diese schonende Huld. Sie goß Balsam in sein wundes, von Angst und Schaam zerrissenes Herz, und er versäumte nicht, sich dafür erkenntlich zu bezeigen, als er die glühenden Kohlen verließ, auf welchen er eine halbe Stunde gestanden hatte. Er beugte sich gegen die Herzogin so tief, daß die Spize seiner Adlersnase das Kanzelpult berührte; und so trat er ab, ohne die Gegenden der Kirche, wo die Spötter saßen, eines Scheideblicks zu würdigen.

Mit gesenkten Augen, als ob er die Pflastersteine zählte, floh er in seine Zelle, und schloß einem Mönch, Namens Urban, der ihm als dienender Bruder zugesellt war, sein Herz auf. Nach einem freimüthigen Geständniß, daß er auf der Kanzel wenig Ehre eingelegt hatte, schilderte er die Urheberin dieser Verwirrung mit der Leidenschaft glühendsten Farben, und brach zulezt in Klagen aus, daß er ihren Namen nicht wisse.

„Wer kann's anders gewesen seyn, als die Her-

zogin von Girona?“ sagte Urban. „Eure Beschreibung paßt in ganz Madrid nur auf sie.“

„O, daß es eben eine Herzogin seyn muß!“ seufzte Isidor. „Ich wollte, sie wär' eine arme Bürgerin, damit ich mich furchtlos ihr nahen, und ihr sagen könnte, daß ich sie liebe.“

Unruhig ging er auf und ab. Sein Blick fiel in einen Wandspiegel. Er blieb stehen, betrachtete mit Selbstgefallen seine Gestalt, und faßte Muth. „Freund,“ sprach er, „ich bin entschlossen, mit der Herzogin Bekanntschaft zu machen.“

„Schlagt Euch diesen Gedanken aus dem Sinne!“ rief Urban. „Eine Fürstin, und besonders eine solche Fürstin, ist kein Bissen für einen Mönch.“

„Die Mönche sind verschieden, mein Freund!“ versetzte Isidor mit stolzem Hohnlächeln. „Die Rose und das Angerblümchen sind Blumen; aber welcher Unterschied! — Ich hoffe, du verstehst mich, wenn du nämlich gesunde Augen und einen Begriff von männlicher Wohlgestalt hast.“

Urban erstaunte über die Eigenliebe des Menschen, und schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich werde, natürlicher Weise, nicht ungeschickt zu Werke gehen,“ fuhr Isidor fort. „Es scheint

mir der anständigste Weg, mich durch einen Brief bei der Herzogin einzuführen.“

Er wartete auf eine beifällige Antwort; doch Urban blieb bei seiner stummen Geberdensprache.

„Ewiger Kopfschüttler!“ fuhr Isidor auf. „Du kennst die Weiber nicht! Mögen sie Königinnen oder Hirtenmädchen seyn, man läuft keine Gefahr, wenn man ihnen sagt, daß sie schön sind. — Diese Gunstangel will ich auch bei der Herzogin getrost auswerfen, und ihr ungefähr in folgenden Ausdrücken schreiben: Gnädigste Frau, ich war heute auf der Kanzel so unglücklich, Ew. Hoheit Ohren zu beleidigen. Mich entschuldiget nichts, als daß ich durch den Wunderglanz Ihrer überirdischen Schönheit in das Irrgewinde meines Vortrags gerieth. Dieser Umstand erhebt meinen Fehler zu einer Tugend; doch bin ich so lange trostlos, bis ich unmittelbar aus Ihrem Munde ein holdes Wort der Begnadigung vernommen habe. — Nun, Freund Urban, was meinst du? Müßt' es nicht ein steinernes Weib seyn, das solchen Schmeicheleien widerstehen könnte? — Ich wette, daß ich Zutritt erhalte, und dann giebt sich das Uebrige von selbst.“

Urban schwieg verstockt. Isidor brüstete sich wieder vor dem Spiegel, forderte feines Papier, und

ermahnte den stummen Mönch, sich bereit zu halten, daß er den Brief, sobald er geschrieben sei, in den herzoglichen Pallast tragen könne.

„Sucht Euch einen andern Boten!“ sprach Urban mürrisch. „Ich danke für diesen Auftrag, wenn Ihr mich auch mit der päpstlichen Krone dafür belohnen könntet.“

„Warum versagst du mir einen so leichten Freundschaftsdienst?“ fragte Isidor.

„Weil der Herzog ein Teufel von Eifersucht ist,“ antwortete Urban. „Ich möchte mich von ihm nicht um alle Schätze der Welt mit einem Briefchen an seine Gemahlin ertappen lassen. Er bliese mir auf der Stelle das Lebenslicht aus, und Euch erging' es nicht besser! Ein Paar arme Mönche niederzumetzeln, wär' ihm ein Kleines, und es krähte, wahrlich! kein Hahn darüber: denn der Herzog ist reich und ein Liebling des Königs.“ —

Isidor lachte über diese Warnung, und wies den ehrlichen Urban aus der Zelle, um ungestört schreiben zu können. Es glückte ihm auch, als der Brief fertig war, ein verschlagenes Weib zu finden, das die gefährliche Botschaft übernahm, und sie, als wandernde Modehändlerin, ausführte.

Die Herzogin erbrach das ihr eingehändigte Schrei-

ben, in der Erwartung eines gewöhnlichen Almosengesuchs. Kaum aber ersah sie aus dem zärtlichen Inhalte, daß hier ein anderer Wunsch die Feder geführt hatte, so legte sie das Blatt erröthend aus der Hand, und sagte mit gemäßigtem Unwillen: „Wie komm' ich zu diesem Briefe? Es muß ein Irrthum vorgegangen seyn. Ich verbitte dergleichen Zuschriften, die für den Sender und Ueberbringer schlimme Folgen haben könnten." — Hiermit befahl sie der verstummten Gelegenheitsmacherin, sich zu entfernen, und den Pallast nicht wieder zu betreten.

Voll Ungeduld lauerte der verliebte Mönch auf die Rückkunft seiner Botin, und sein Dünkel sicherte ihm die erfreulichsten Nachrichten zu. Als er aber die unholde Aufnahme des Schmeichelbriefes erfuhr, stand er bleich und starr wie ein Landmann vor seinem Felde, wo er die Hoffnung einer nahen goldenen Aernte durch Hagelstürme vernichtet sieht. —

Isidors Bestürzung dauerte jedoch nur wenige Minuten. Die treue Eigenliebe griff seinem sinkenden Muthe unter die Arme, und stellte ihn wieder fest auf die Füße. So ermannt, haderte der geistliche Stutzer mit sich selbst. „Dummkopf!" sprach er: „du hast die Sache falsch angegriffen, und dir bloß dadurch einen schiefen Erfolg zubereitet. Wie konntest

du erwarten, durch todte Buchstaben zu siegen? Geh, zeige dich selbst! Die Herzogin sah dich bis jetzt nur im engen Gefängniß der Kanzel, und in der Jammergestalt eines bedrängten Schulknaben, der seine Lection nicht aufsagen kann. Wie war's möglich, ihr in diesem Nothstande zu gefallen? Aber auf der Straße, vor den Fenstern ihres Pallastes, wird das Ebenmaaß deines Körpers und das freie Spiel seiner Glieder einen unwiderstehlichen Eindruck auf sie machen."

Nach diesem Selbstgespräche kleidete er sich so nett als möglich, und ging auf Eroberung aus.

Mehr als funfzigmal des Tages durchstrich er die Straße der Geliebten, und blickte mit unverwandten Augen nach der langen Spiegelreihe ihrer Fenster empor. Zur Abwechslung stand er auch Stundenlang an den Ecken der Quergäßchen, um die Dame seines Herzens ausfahren zu sehen, und ihr einen Gruß in den Wagen zu werfen. Die Nachbarschaft und der herzogliche Thürsteher zogen den unermüdeten Pflastertreter und Eckenwächter bald in Betrachtung, und machten allerlei Glossen über ihn; aber die Herzogin, der des Gemahls Eifersucht nur selten einen kurzen Aufenthalt am Fenster vergönnte, übersah in diesen Momenten den rastlosen Straßenläufer

um so mehr, da sie ihn in der Kirche kaum angeblickt hatte, und sich seiner Gestalt nicht mehr erinnerte.

Erst nach zwei oder drei Tagen war er so glücklich, einen flüchtigen Strahl ihrer Augen auf sich deuten zu können. Er blieb stehen, und machte eine Verbeugung, die sich, wegen ihrer außerordentlichen Tiefe und langen Dauer ungemein possirlich ausnahm. Die Herzogin konnte sich eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten, und trat mit einer leichten Kopfneigung vom Fenster zurück, indem ihr eben ein neuer Bückling, der seinem Vorgänger nichts nachgab, zugefertiget wurde. Der höfliche Mönch richtete langsam sein Haupt von der Erde wieder auf, sah den Polarstern seiner Wünsche verschwunden, und gerieth darüber in ein kleines Schrecken; doch das vorher bemerkte Lächeln und Dankniken schien ihm durch die vergrößernde Brille der Eigenliebe so wichtig und glückverkündend, daß er zum Anfange damit zufrieden zu seyn beschloß. Er flog ins Kloster, mit der süßen Erwartung, bald einen Ruf in den Pallast zu erhalten.

Und den erhielt er wirklich! Aber man höre, wie das zuging.

Sylvester, der ihn bisher nicht aus den Augen

gelassen hatte, sah ihn auf der Kanzel mit Schande bestehen; doch die Ursache dieses angenehmen Vorfalls war dem Schadenfroh nicht klar, und er wollte und mußte sie wissen. Er kirrte deßhalb Isidors Aufwärter an sich, und forschte ihn aus. Urban, ein unvorsichtiger Plauderer, entdeckte ohne Bedenken alles, was ihm bekannt war, um sich nur seiner weisen Warnung vor dem eifersüchtigen Herzog rühmen zu können. Die Kunde von der Gemüthsart dieses Mannes erfreute den horchenden Ränkeschmidt. Er suchte die Briefträgerin auf, verhörte sie, beobachtete Isidors Gänge, und war Zeuge seiner lächerlichen Reverenze. Frohlockend sah er sich nun im Besitz eines reichen Stoffes zu Ohrenbläsereien, wodurch er den Eifersüchtler in den Harnisch treiben konnte; und das zu thun, war sein brennender Vorsatz. Er bedachte zwar, daß ein solcher Schritt ernsthafte Folgen nach sich ziehen, und von seinen Obern in Salamanca nicht gebilliget werden würde: denn der wohlgesinnte Guardian hatte ihn in der besten Absicht zu Isidors Ehrenhüter bestellt, und er handelte folglich den empfangenen Verhaltungsbefehlen schnurstracks entgegen, wenn er den jungen Mann, den er vor Unfällen bewahren sollte, selbst hineinstürzte. Doch was half's, daß ihm ein guter Genius diese

Vorstellungen zurief? Die Rache, sagt Shakespear, ist tauber, als Ottern gegen die Stimme der Vernunft.

Sylvester wählte den dunkeln Weg, den die Verleumdung gern wandelt: er schrieb an den Herzog einen namenlosen Brief, worin er ein Körnlein Wahrheit unter einem Schwall boshafter Erdichtungen mischte.

Roderigo las diese Zuschrift mit glühenden Augen, stürzte fort zu seiner Gemahlin, hielt ihr in einer Hand des Verräthers Anklage, in der andern einen gezückten Dolch vor's Gesicht, und forderte mit schrecklichen Worten ein Geständniß der ihr angedichteten Liebschaft. Die Schuldlose betheuerte die Reinheit ihrer Tugend; doch in der Todesangst gestand sie, einen verworrenen Brief von einem ihr unbekannten Mönch erhalten zu haben. Der Herzog drang auf Vorzeigung dieses Blattes. Es fand sich unglücklicher Weise noch unter ihren Papieren. Er durchlief es mit wilden Blicken, und befahl: sie solle den Mönch sogleich zu einer geheimen nächtlichen Unterredung in den Pallast schriftlich einladen. Fußfällig, aber vergebens, bat sie um Schonung. Der Dolch zwang sie zum Gehorsam. Sie schrieb, was ihr der Wütherich in die Feder sagte. Isidor ward in

schmeichelhaften Ausdrücken beschieden, sich mit dem Glockenschlage der eilften Stunde an der Hinterpforte des Pallastes einzufinden. Diese giftige Lockspeise überbrachte ihm ein vertrauter herzoglicher Diener; und eben derselbe empfing nachher in der Nacht, als Kammerfrau verkleidet, den verblendeten Thoren an der Pforte, und führte ihn eine Schneckentreppe hinauf in ein schwachbeleuchtetes Gemach, wo er, dem Vorgeben nach, die Herzogin erwarten sollte.

Einsam träumte er sich fünf Minuten lang in ein Paradies der Liebe. Die seligsten und — letzten Augenblicke seines Lebens! Der Herzog und ein Mordgehülfe, der schon die Rollen des Briefträgers und der Kammerfrau gespielt hatte, stürzten ins Zimmer, warfen sich über den Unglücklichen her und erdrosselten ihn.

Sie hatten schon vorher im gehaltenen Blutrathe beschlossen, was sie mit dem Leichnam beginnen wollten. Der Mordknecht trug ihn in einem Sacke nach dem nahen Franziskanerkloster, worin er jeden Winkel kannte. Er öffnete mit einem Nachschlüssel einen öden Hinterhof, setzte den Todten, als schlief er, auf eine steinerne Bank, und schlich unbemerkt wieder zurück.

Aus diesem Hofe lief ein langer gewölbter Kreuz-

gang in das Innere des Klosters, und zunächst nach den Gastzellen, von welchen jetzt Sylvester eine bewohnte. Es war, wenn er aus- und einging, sein gewöhnlicher Weg; und ein Besuch, den er an diesem Tage außerhalb des Klosters gemacht und bis gegen Mitternacht verlängert hatte, leitete ihn bald nach der Ankunft der Leiche dahin. Mit einer Laterne in der Hand durchschritt er ruhig den Hof; aber einige Schritte vor dem Kreuzgange erblickte er auf der hart daneben befindlichen Bank den ewigen Schläfer, beleuchtete ihn, und trat scheu zurück, als er sah, daß es Isidor war. Er stellte sich vor, der so oft von ihm beleidigte Mönch habe hier feindlich auf ihn gelauert, und sei über dieser Wegelagerung eingeschlafen. Rachsüchtig ergriff er einen großen Stein, warf ihn mit aller Macht dem Todten an den Kopf, und entfloh in den Kreuzgang.

In der Mitte desselben blieb er horchend stehn. Es wunderte ihn, daß er vom Hofe her keinen Laut hörte. Er ging sacht auf den Zehen zurück. Isidors Körper, durch den Steinwurf von der Bank geschleudert, lag auf der Erde. Sylvester umschlich ihn, berührte ihn, und Schrecken durchbebte seine Glieder, als er ihn erstarrt fand. „O ich Unglücklicher, ich hab' ihn getödtet!“ rief er händeringend.

„Gott und alle Heiligen, steht mir bei! Ich bin verloren — das ganze Kloster kennt unsere Feindschaft — des Mordes Verdacht fällt sogleich und einzig auf mich!“ —

Rathschlagend, was er anfangen wollte, kam er auf den Gedanken, die Blutthat dem Herzog aufzubürden. Schnell entschlossen belud er sich mit der Leiche, trug sie hin vor den Pallast, legte sie im Säulengange nieder, und entkam glücklich, ohne daß ihn ein Auge gesehen hatte.

Unruhig wälzte sich indessen Roderigo auf seinem Lager. Die Nattern des Gewissens verscheuchten den Schlaf von ihm. Er sprang auf, und befahl seinem Spießgesellen, am Kloster zu spähen und zu lauschen, ob er ungewöhnliche Bewegungen darin vernehme. Der Diener ging. Im Säulengange strauchelt' er über den Leichnam. Er eilte mit Grausen zurück zu seinem Herrn, und meldete ihm den schauderhaften Fund, der beiden ein schreckliches Räthsel war.

Sie sannen mit einander auf ein neues Mittel, sich der Leiche zu entledigen. Der Diener schlug vor, sie im Garten hinter dem Pallaste zu vergraben; allein der Herzog wollte sich diesen Lustort nicht durch ein Denkmal eines Verbrechens auf immer verleiden.

Er drang auf Rath und That, den Ermordeten mögs lichst weit zu entfernen. Der verschlagene Diener gerieth nun auf den ungewöhnlichen Einfall, den Körper auf ein wildes Pferd zu binden, und es dann ins Freie zu jagen. Der Herzog hatte in seinem Stalle einen jungen unbändigen Hengst, von dem man sich versprechen konnte, daß er, wenn man ihn ungezügelt laufen ließ, nicht in der Nähe bleiben werde; und ward er endlich aufgefangen, so wußte Niemand, in welchen Stall er gehörte, weil er erst Tages vorher von einem durchreisenden Roßhändler gekauft, und folglich der ganzen Hauptstadt noch unbekannt war.

Der Herzog billigte den Vorschlag, und gab zu dessen Ausführung dem Diener volle Gewalt. Dieser war ein so gefühlloser Unmensch, daß ihm nicht graute, mit blutigen Händen einen Scherz auszuführen. Er legte dem Leichnam, um ihn auf dem Rücken des Renners in aufrechter Stellung befestigen zu können, einen alten eisernen Harnisch an, hob ihn in den Sattel, und verband ihn durch Riemen und Stricke so haltbar mit dem Rosse, daß er wie der tüchtigste Reiter aussah. Dann setzte ihm der rohe Meuchler einen Helm mit geschlossenem Visir auf den Kopf, schnallte ihm noch zum Ueberfluß und

aus Muthwillen eine Lanze an den rechten Arm, und vollendete so die Gestalt eines turnierfertigen Ritters.

Es war die leichteste Sache von der Welt, den geharnischten Todten ohne Aufsehen abzusenden. Roderigo's Pallastgarten erstreckte sich bis an die Stadtmauer, und durch diese hatte der Herzog schon vor mehrern Jahren, mit Erlaubniß des Königs, eine Pforte brechen lassen, um bei Spaziergängen des Umwegs durch das Stadtthor überhoben zu seyn. Der Hengst ward also den Garten entlang geführt, erhielt außerhalb der Pforte einige Peitschenhiebe, und stürmte brausend fort, als wollt' er den Wind überfliegen.

Indem man auf diese Weise geschäftig war, Sylvestern von aller Gefahr zu befreien, zitterte er in seiner Zelle vor Verhaftung und dem Blutgerüste. Die Fantasie der Angst ließ ihn von Zeit zu Zeit vor seiner Thür ein Getümmel von Schergen hören. Er glaubte, diesen Schrecknissen nur durch eine schleunige Flucht entrinnen zu können. Mit diesem Entschlusse ging er, als der Morgen anbrach, zu dem Klosterverwalter, und erbat sich ein Reitpferd, unter dem Vorgeben, daß er einen Freund auf dem Lande besuchen wolle. Es ward ihm eine Stute gesattelt. Er schwang sich darauf, ritt vor einen Schwertfeger-

laden, und kaufte einen scharfgeschliffenen Säbel, um sich damit gegen jeden, der ihn festhalten wolle, auf's äußerste zu wehren.

Wie froh war er, als Madrid hinter ihm lag! Er verließ, sobald man ihn von dort nicht mehr sehen konnte, die Landstraße, und jagte einige Stunden lang auf Kreuz- und Querwegen blind umher. Indem er nun so am Saume eines Waldes hintrabte, hört' er das Wiehern eines Pferdes. Scheu sah er sich um, und erblickte einen geharnischten Reiter, der aus dem Gehölz hervor in gestrecktem Galopp auf ihn zukam. „Himmel! ein Häscher von der heiligen Hermandad!“ ächzte der Flüchtling leise, und spornte heftig sein Thier, um dem Lanzenreiter zu entfliehen. Doch im Hui war ihm dieser auf dem Nakken. Der Hengst eilte, wie geflügelt, der Stute nach. Schon berührte die Spitze der Lanze die Mönchskutte: da zog Sylvester den Säbel, warf sein Roß herum, und mit Riesenkraft der Verzweiflung führte er auf die einzige verwundbare Blöße, die er am Halse des Gegners zwischen Helm und Harnisch entdeckte, einen so gewaltigen Streich, daß der Kopf vom Rumpfe flog.

Sieg und neue Flucht waren Eins. Aber noch immer donnerten ihm Hufschläge nach. Er schielte

zurück; der Ohnekopf war dicht hinter ihm. Mit Grausen stieß er seinem Gaul beide Fersen in die Flanken, und sprengte auf das Thor eines vor ihm liegenden Städtchens zu. Er wollte lieber in Menschenhände fallen, als sich dem Satan ergeben: denn dafür hielt er nun seinen Verfolger. Die Schildwache am Thore warf vor Schrecken ihre Hellebarde weg, und entlief. Er stürmte hinein in die Stadt, und ritt alles nieder, was ihm in den Weg kam. Der kopflose Unhold hetzte ihn aus einer Straße in die andere. Wie versteinert sahen die Einwohner dem gräßlichen Schauspiele zu. Endlich stürzte Sylvesters entathmetes Roß unter ihm. Er raffte sich geschwind wieder auf, und lief schreiend: „ich bin ein Mörder!“ zu einem nahen Wachhause, wo man ihn gefangen nahm.

Isidors Kopf, den ein Reisender auf dem Kampfplatze gefunden hatte, ward kurz nachher in die Stadt gebracht, und der gefangene Mönch noch an demselben Tage dem peinlichen Gerichte zu Madrid überliefert. Sein Einzug, in Begleitung des Todten, den man unverrückt auf seinem Hengste sitzen ließ, verursachte einen ungeheuern Zusammenlauf. Der Herzog erfuhr sofort den wunderbaren Vorfall. Er übersah schnell, daß nun sein Meuchelmord nicht un-

entdeckt bleiben konnte; daher warf er sich ohne Verzug dem Könige zu Füßen, gestand sein Verbrechen, und bat, mit Anführung aller mildernden Umstände, um Begnadigung. Der Monarch ertheilte sie seinem Liebling, und verwies ihn bloß einige Monate lang, als Gefangenen, auf eine Festung. *)

Roderigo's Geständniß setzte Sylvestern in Freiheit. Aber die ausgestandene Höllenangst, die innerhalb zwölf Stunden sein schwarzes Haar grau färbte, hatte seine Gesundheit so zerrüttet, daß er nach wenigen Tagen starb. Niemand beklagte ihn, weil er als ein Opfer der eigenen Bosheit fiel, und sein schneller Tod eine Strafhandlung der gerechten Nemesis war.

A. F. E. Langbein.

---

*) Es läßt sich, wegen mangelnder Nachrichten, nicht ausmitteln, welcher König von Spanien dieses gelinde Urtheil sprach. Nur so viel ist gewiß, daß es nicht Philipp der Dritte war. Unter dessen Regierung wäre der Mörder eines Mönchs nicht so straflos geblieben. Das hätte die heilige Inquisition nicht geduldet: denn Philipp war selbst in einem so hohen Grade ihr Sclav, daß der Oberketzerrichter ihm eine Thräne des Mitleids, die er einst bei einem Auto da Fé vergessen hatte, zum Verbrechen machen, und sein eigenes Blut dafür fordern durfte. Der König mußte sich eine Ader öffnen lassen, und sein Blut — ward verbrannt.

Die Wunder des Doms.

Ja, ich muß die Fürſtengruft —
Berg' und Thal und Auen
In des Abends Purpurduft
Hoch vom Thurme ſchauen!
Sagt, wo hauſ't der Sacriſtan? —
„Klopft an jenem Pförtchen an!"

Traun! ich ſpürte keinen Groll,
Als die Angel rauſchte,
Und ein Weibchen, jung und voll,
Durch das Pförtchen lauſchte.
„Seid willkommen, Junggeſell!
O ein Stündchen bleibt's noch hell."

Welch Gebild, gebaut zum Kuß,
Sanft, mit blonden Haaren,
Nett vom Wirbel bis zum Fuß,
Kaum von zwanzig Jahren!
Und das ſeidne Roſentuch
Barg mit Müh', was drunter ſchlug.

Gaffend ſtand ich, hielt den Hut
Tief in beiden Händen;
Blauer Augen Liebesglut
Kann wohl Greiſe blenden,
Wenn ihr Strahl aus ſchwarzem Sammt
Eines Sonntaghäubchens flammt!

„Eben ſchlich mein Alter aus,
Mahnt um Taufgebühren;
Doch — man iſt im Gotteshaus
Sicher vorm Verführen“ —
Flüſterte gar ſüß der Mund;
Sie ergriff das Schlüſſelbund.

Wie ein Reh ſprang ſie dahin
Auf den hohen Stiegen.
„Ei gemach! Frau Glöcknerin;
Denkt Ihr, ich kann fliegen?
Tappend ſtoß' ich an die Wand“ —
„Nur getroſt! Faßt meine Hand!“

Ach, die Hand war zart und warm,
Seidengleich zu fühlen;
Oftmals ſchien ihr bloßer Arm
Mir vorm Mund zu ſpielen;
Denkt, ſie ging auf ſteiler Bahn
Stets ein Stufchen mir voran!

Neben Eul' und Fledermaus,
Glockenstrang und Schelle,
Aus des Feuerbodens Graus
Traten wir ins Helle,
Und durch Blicke, reich an Sinn,
Zollt' ich Dank der Führerin.

In der freien Gottesluft
Wehten Tuch und Bänder;
Unter uns schwamm Silberduft;
Ueberm Thurmgeländer
Stand, zwei Fühlenden nicht fern,
Schmelzend grün der Venusstern.

Westwärts war der Sonnenglanz
Längst in Gold zerflossen;
Wie mit ros'gem Strahlenkranz
Stand sie ganz umgossen.
Ach! das Athmen ward mir schwer —
Nun! das kam vom Steigen her.

„Seht die dunkeln Wälder all —
Seht hier auch die Glocken,
Halb von Silber, halb Metall —
Dort liegt auch der Brocken — —
Glaubt Ihr wohl an Hexen noch?" —
„Jezuweilen — heute doch!"

Sittsam schlug die Zauberin
Ihre Augenlieder,
Als erwägte sie den Sinn,
Aufs bewegte Mieder;
Als sie — seufzend — sich bedacht,
Sprach sie: „Kommt, sonst wird es Nacht!“.

Sie verschloß die niedre Thür
Wieder flink und munter;
Höflich bot ich nach Gebühr
Ihr die Hand bergunter;
Oftmals strich ihr heißer Hauch
Mir an Lippe, Stirn' und Aug'.

Nah am Schluß der steilen Bahn
Gab's fast gar ein Küßchen;
Denn ein Schelm aus Saffian
Glitt vom kleinsten Füßchen,
Und wir stürzten uns im Nu
Beide auf den Flüchtling zu.

Schauervolle Dämmrung fiel
Nun durch bunte Scheiben;
Nur der Zugwind schien sein Spiel
Spukend hier zu treiben;
Zürnt ihr wohl, daß meine Hand
Ihre Hüfte leicht umwand?

Weiland vor dem Hochaltar
Kos'te die Sirene:
„Seht, wie hold im langen Haar
Kniet die Magdalene!
Schön war doch die Sünderin!
Nicht?" — „Gewiß, Frau Glöcknerin!"

„Schaut! dort war ein tiefer Gang.
Wo verliebte Nönnchen,
Schmachtend unterm Klosterzwang,
Schlüpften zu den Mönchen.
Eine, abgemalt im Chor,
Schwebt mir oft in Träumen vor.

Denkt, mit einem Wasserkrug
Ward sie eingemauert,
Weil ihr Busen zärtlich schlug —
Fort — o fort! mich schauert.
's ist doch hart, so ganz allein,
Jung, und nicht geliebt zu seyn!"

Weiß nicht recht, was ich empfand,
Sie an mich zu ziehen;
Doch sie suchte meiner Hand
Sittig zu entfliehen.
Schwer wird mir's zu beichten — ja!
Wie ein Schulkind stand ich da.

„Doch, wie schön, wenn Mann und Weib
Fromm, wie Tauben, leben!
Hier ruht Markgraf Wilhelms Leib,
Adelheit daneben;
O! die haben sich geliebt,
Wie's kein Paar auf Erden giebt!"

Wieder stahl in meine Hand
Sich die Hand der Schönen;
Sanft drückt' ich dieß Gnadenpfand,
Ließ mich gern versöhnen,
Brannte gleich noch vom Verweis
Meine Wange glühendheiß.

Zärtlich fiel das Mondenlicht
Durch der Särge Grauen —
„Sanfter Jüngling, glaubt Ihr nicht,
's giebt auch jetzt wohl Frauen,
Werth, mit Glut geliebt zu seyn?" —
„Ihr seid streng; drum sag' ich — Nein!"

Ob dieß Nein zu rauh und hart,
Sanft, wie Ja! getönet,
Wer erräth's? — Ihr Auge ward
Wie von Thau verschönet,
Als sie, knitternd mit dem Band,
An dem Thor des Domes stand.

Wie ein Nachtgespenst der Gruft,
Trat durchs trübe Düster,
Rabenschwarz, — der ärgste Schuft,
Ach! der alte Küster,
Schob sein Weibchen weg vom Thor,
Hielt die — krumme Faust mir vor.

„Zieht mit Gott! und grüßt die Braut!“
Hört' ich's scheidend schallen,
Und — ich hatte nichts geschaut
Von den Wundern allen,
Als mit wonnetrunknem Sinn
Magdalenchen — Glöcknerin!

F. Kind.

Timorus Ende.

Heut starb der tollste Zelot,
Timorus, dem schwarze Galle
Gesundheit und Lachen verbot,
Sehr unzufrieden mit Gott,
Erbost auf die Menschen alle,
Und ärgerlich über den Tod.

Haug.

Die Wunderquelle.

Es rinnt und rauſcht behende
Das Thal hinab der Bach.
Durch Sand und Blumen-Ränder;
Da rinnt er ſonder Ende,
Und dehnt ſich allgemach.

Und wunderbarer Segen
Das ſtille Waſſer ſchafft,
Wenn ſich in leiſen Schlägen
Die Wellen fortbewegen;
Es hat geheime Kraft.

Getaucht in das Gewäſſer
Erbleicht der todte Baum;
Was krank iſt, das wird beſſer,
Die Roſe freilich bläſſer,
Doch grün der Trauerſaum.

Wenn mit gebognem Rücken
Der Arme traurig ſchleicht,
Vergoldet es die Krücken,
Und Laſten, die da drücken,
Die macht es federleicht.

Und trinkſt du von der Quelle,
So ſchafft es neues Glück,
So ſinkt, wie Nebelwelle,
In Dunkel aus der Helle
Vergangnes Leid zurück.

Es ſchlägt die Wallung nieder,
Und kühlt den wilden Muth;
Den Glauben ſtärkt es wieder,
Und wäſcht ſo weiß, wie Flieder,
Die Schuld ſo roth, wie Blut.

Wir tanzen oder hinken,
Wir müſſen trinken gehn;
Wir bücken uns und trinken,
Wir trinken ſatt und ſinken,
Und ſind nicht mehr geſehn.

Schmidt von Lübeck.

Der Schleier der Unſchuld.

Lieblich kleidet das Mädchen die Lilien-Farbe der Unſchuld,
Himmliſch aber erſcheint es in dem Schleier der Schaam.

W. G. Becker.

Die Freude.

Mit Compos. von H. Friedrich Schneider.

Mit meiner Laute in der Hand
Begrüß' ich das Gebiet der Freude,
Wohin den Weg kein König fand,
Was auch für ihn das Glück vergeude;
Fern liegt vom Thron ihr stilles Land.

Den Thron erschuf die kalte Hand,
Die nimmer in geweihten Stunden
Mit einem leichten Schäferkranz
Der Grazien Altar umwunden;
Sie gab ihm Kälte mit und Glanz.

Da steht er nun im Schimmer-Kranz,
Allein die Freude, die in Hallen
Des Frühlings ihre Krone flicht —
O da, wo weder Nachtigallen,
Noch Herzen schlagen, wohnt sie nicht!

Sie wandelt gern im Abendlicht;
Die Unschuld ist ihr Herzensglaube;
Ihr Tempel ist die weite Flur,
Der Wald ist ihre Himmels-Laube,
Und ihre Gottheit die Natur.

Tiedge.

Lebens-Resultate.

September 1809.

Des Daseyns Freuden ziehn im Maskentanz,
In Proteus wechselnder Gestalt vorüber.
Früh reizt den Knaben schon des Schönen Kranz,
Er wirft ihn unbesorgt ins Leben über.
Der Jüngling schweift nur den Idolen nach,
Die Sinnlichkeit und eitler Ruhm ihm gaben;
Der Mann ringt nach dem eignen Hüttendach,
Und wird als Greis am Pilgerweg begraben.

Nicht Einen sättigte der Augenblick,
Sie hofften Alle auf der Zukunft Walten;
Ihr Blick drang vorwärts, oder floh zurück,
Und haschte Dunst und nichtige Gestalten.
So schmilzt des Lebens schöne Glut hinab,
Und unbefriedigt stirbt der Freudenlose,
Verschmäht die Wonne, die ein Gott ihm gab;
Ihm unbeachtet sinkt das Ewiggroße.

Oft weilt verloren
Des Jünglings Auge
Auf Berggestalten
Und Felsenthoren,
Die, blau gehalten,
Nach Westen ziehn;
Zu fernen Gauen
Drängt's ihn, zu reisen,
In Fiebergleisen
Der Phantasie'n.

Er läßt die Blüten
Der Heimath-Fluren,
Und sucht den Frieden
Auf fremden Spuren;
Sein Stern verglühte
In düstern Gründen,
Doch ohne Zaudern,
Das Licht zu finden,
Stürzt er mit Schaudern
In tiefre Nacht.

Zum fernen Lande
Zieht's ihn hinüber;
Dort winkt ihm Liebe,
Dort strahlt ihm Ruhm:

Doch immer trüber
Wird die Gestaltung,
Und düstre Waldung
Umflort sein Ziel.

Sein Haar erbleichet,
Die Rosen schwinden,
Die Jugend weichet,
Nie wird er finden,
Was er begehrt —
Was seinen Thränen,
Was seinem Sehnen
Ruhe gewährt.

So stürmt das Leben wie ein Feentraum
In ruheloſem Wolkenflug von hinnen;
Der Freude Chöre fliehn wie leerer Schaum,
Und Unmuth malt sich in erkrankten Sinnen.
Entsagung lerne, wer genießen will,
Daß rein're Lüft sich ihm im Busen gründe,
Und schleudert einst das Schicksal ihn ans Ziel,
Er, was er hier verlor, auch jenseits finde.

Fr. Krug v. Nidda.

Die Tiefenbacher.

Städt' und Flecken sah ich vor mir stehen,
Fremder Weis' und Sitte spürt' ich nach;
Doch vor allen, die mein Blick gesehen,
Lob ich einzig mir mein Tiefenbach!
Mag ein Troß von schnöden Widersachern
Mir des Städleins schlichte Sitten schmähn;
Dennoch wird's mit seinen Handschuhmachern
Freundlich stets mir vor der Seele stehn.

Ehe noch, sein blendend Werk zu leisten,
Helios sich hebt aus Thetis Schoos,
Schlägt mein Nachbar mit Cyklopenfäusten
Schon auf seine Eisenstangen los.
Bald vernehm' ich seines Hammers Schläge,
Bald der Holz-Pantoffeln rüst'gen Tanz;
Mit Gewalt wird alles um mich rege,
Alles wird zur lust'gen Resonanz.

Und zum Frühkauf der Levant'schen Bohne
Oeffnet klingelnd sich des Krämers Thür,
Jung und Alt strömt nach dem süßen Tone
Und die Waage züngelt für und für.
Still bewahrend den erkauften Segen,
Wallet jeder seine Straße hin;
Nur des Knieriems Zögling leckt verwegen
Aus dem Syruptopf der Meisterin.

Gleich dem Götterboten, durch die Straßen
Fliegt mit seinem Scheersack der Barbier,
Und die Gänse fangen an zu grasen
Auf dem grünbewachsenen Revier.
Bang vor Erbsensack und Nasenstüber,
Dreht der Schulknab' ämsig sich den Zopf,
Und der Zolleinnehmer gegenüber
Schaut durchs Fenster mit dem Meerschaumkopf.

Durch den Bibelspruch das Herz zu rühren,
Strebt der Bettler, und der Haushund bellt,
Und die herrschaftlichen Ochsen führen
Fetten Schlamm und Dünger auf das Feld.
Weberschifflein gehn im stillen Gleise,
Ruhig bleibts auch in des Töpfers Haus;
Nur der Kürschner klopfet wechselsweise
Bald sein Weib, bald seine Pelze aus.

O es ist ein Leben wie im Himmel!
Wenn wir Morgens zum Conditor ziehn,
Und, beseelt von edlem Doppelkümmel,
Bald für Frankreich, bald für Oestreich glühn;
Wenn wir sinnend auf das Heil der Staaten,
Patriotisch, eh' wir's uns versehn,
In die Hahnenkämme uns gerathen,
Um in Frieden wieder heim zu gehn.

Denn hieher mag gern sich alles wenden,
Was zuvor gehämmert und gesägt;
Einen Brotkeil hält man in den Händen,
Mit Geknöch' und kaltem Speck belegt;
Jeder sucht das große Wort zu haschen,
Das am kräftigsten der Grobschmidt führt,
Der, mit angefüllten Backentaschen,
Fast zum Greifen bildreich demonstrirt. —

Frohen Lärms, in regellosen Haufen
Kömmt die Jugend aus der Schule her,
Und es giebt ein Balgen und ein Raufen,
Und ein Rennen in die Kreuz und Quer.
Nach dem Apfelbaume fliegt der Knüttel,
Und die Mütze nach dem Vogelnest,
Bis des Städtleins dienstgeschäft'ger Büttel
Drohend sie zerstreut nach Ost und West.

Senkt die Sonne sich am Nachmittage,
Geht's zum Gastwirth auf die Kegelbahn.
Blick' umher, geweihte Muf', und sage,
Welche Tiefenbacher siehst du nahn?
Erst erscheint im Zwillichrock der Krämer,
Dann der Stadtchirurg im Puderzopf;
Ihnen folgt der wackre Zolleinnehmer
Mit dem braungerauchten Meerschaumkopf.

Auch der Amtmann naht, der Ungewandte,
Den beim Wurf des Leibes Fülle quält;
Der Justiziar, der stets die Kante
Richtig hält und nie das Ziel verfehlt;
Und der Cantor, der auf halber Fläche
Seiner Kugel nachzulaufen pflegt,
Und der Küster, der, bei freier Zeche,
Rechnung haltend sich den Kopf zerschlägt.

Doch man läßt kein graues Haar sich wachsen,
Müßte selbst der letzte Dreier her;
Herrlich schmeckt ein Pfeifchen Blühe-Sachsen,
Und der Bierkrug wird in Freuden leer.
Mahnt die Dunkelheit nach Haus zu wandern,
Greift man ruhig nach dem Kleiderpflock;
Und es fährt, zum großen Spaß der Andern,
Die Justiz oft in des Krämers Rock.

Traulich wechselndes Gespräch zu führen,
Setzen sich zur Abenddämmerung
Alle Tiefenbacher vor die Thüren,
Und die Rede geht in stetem Schwung.
Kaum minutenlang hast du gesessen,
Und du bist aufs beste schon belehrt,
Was der Bürgermeister heut gegessen,
Und was Frankreich jetzt für Plane nährt.
Hält ein Schatz das Schätzchen auf dem Schoose,
Dann geht's freilich ziemlich bunt und kraus;
Schier ans Grobe grenzt das Liebgekose,
Und ein Fremder wird nicht klug daraus;
Denn sie möchten nach den Späßen allen,
Nach den doppelseit'gen Neckerein,
In die Haar' und an die Brust sich fallen;
Beides würd' ihm ganz natürlich seyn. —

Welch ein Geist voll Lust und Wohlbehagen
Herrscht nun erst beim Pfingst- und Kirmeßfest,
Wo der Tiefenbacher, so zu sagen,
Jedem Wunsch den Zügel schießen läßt!
Gar nicht satt kann sich das Auge schweifen,
Wenn die Schützengild, ins Glied gestellt,
Beim Getön der Trommeln und der Pfeifen,
Vor des Hauptmanns Thür Parade hält.

Alles glänzt in ungewohntem Lichte;
Nach Genüssen strebt der Neigung Lauf;
In Naives wandelt sich das Schlichte,
Und das Muntre steigt zur Anmuth auf.
Eines Staats und einer Fronte Glieder,
Hält man Waffenruh mit Groll und Haß;
Auf dem Schießplatz sind wir alle Brüder,
Denn wir trinken all' aus einem Faß.

Frohen Muths im Tanze sich zu drehen,
Ziehet heim das scheckigbunte Heer;
Bei der Schützenscheibe, voll Trophäen,
Geht der Chef mit waagerechtem Speer;
Dann die Gild' in feierlichem Schritte,
Taktgemäß und kräftig angeführt,
Und des Festes König in der Mitte,
Wie ein Pfingstochs prächtig ausstaffirt.

Glücklicher! nimm meine Huldigungen!
Deine Herrschaft währt ein kurzes Jahr;
Doch die Glorie, die du errungen,
Stralt um deine Scheitel immerdar.
Mießbrauch übst du an der Herrenwiese,
Dünnes Bier zu schenken, steht dir frei,
Unversteuert treibst du der Accise
All dein königliches Vieh vorbei. —

Kein Gefühl des Unmuths beugt uns nieder!
Ist der Jubel eines Fests verhallt,
Freun wir schon uns auf das nächste wieder,
Und vergessen unsre Knechtsgestalt.
Jeder treibt sein altgewohntes Wesen,
Und die Weiber fegen, um und an,
Bald auf eignem Boden mit dem Besen,
Bald auf fremdem mit dem Klatsch-Organ.
Bei der Kirmeß ruhen Speer und Flinten,
Doch nun zeigt die Eßlust ihren Fleiß;
Lustig quellen Aepfel und Corinthen
Aus der Martinsgänse braunem Steiß!
Und so ist's, wie alte Bücher sagen,
Aus der grauen Urzeit hergebracht:
Bei der Kirmeß dominirt der Magen,
Bis er selber sich zum Sklaven macht!

Fremde Weisheit ist uns nicht vonnöthen,
Denn sie brächt' uns aus dem Gleise nur;
Mosen haben wir und die Propheten,
Und den Regelruf der Kirchenuhr.
Wie die Väter handelten und sprachen,
Drücken wir uns aus in That und Wort;
Auf der Bahn, die sie in Ehren brachen,
Schreiten wir in süßem Frieden fort.

K. G. Prätzel.

Champagner-Lied.

Mit Compos. vom Herrn Verfasser.

Einer.

Ehre dem Purpur der goldenen Rebe,
Die uns getränket mit Lust;
Auch der gediegene Rheinwein lebe,
Der uns gestählet die Brust! —
Aber nun laßt uns entsiegeln die Quelle,
Feurigen Taumels und trunkener Kraft,
Daß sie den Geist mit Entzückungen schwelle,
Und den Busen mit Lebenskraft.

Chor.

Auf! und entsiegelt die feurige Quelle,
Die uns des Geistes Entzückungen schafft.

Einer.

Seht, kaum noch hält die krystallene Hülle,
Innen da regt sich's und kreist,
Noch ein Druck, und in strömender Fülle
Bricht seine Bande der Geist.
Nahet, im Sprudel den Flücht'gen zu nippen,
Denn er ist schnell, wie ein lieblicher Traum;
Aber wir weihen mit durstigen Lippen
Eilig schlürfend den köstlichen Schaum.

Chor.

Nahet, o nahet mit durstigen Lippen
Eilig zu schlürfen den köstlichen Schaum.

Einer.

Frei aus der langsam gährenden Stille
Ging er zur Klarheit hervor.
Frei auch strebe der menschliche Wille
Seiner Verklärung empor.
Daß nur das Schöne geschaffen werde,
Segnend walte das himmlische Glück,
Und in die Formen der freundlichen Erde
Kehren die alten Götter zurück.

Chor.

Kehret zurück in die Formen der Erde,
Götter, und bringet das himmlische Glück.

Einer.

Ha, wie er flammend die Adern durchrinnet,
Kühn die Gedanken entengt!
Fort, was mit Regeln das Leben umspinnet,
Was es mit Fesseln beschränkt!
Wo sich in Freiheit die Kräfte begegnen,
Schließet die schönere Sitte den Bund;
Göttliches wollen die Götter segnen,
Und die Begeisterung thut es kund.

Chor.

Göttliches wollen die Götter segnen,
Und die Begeisterung thut es kund.

Einer.

Trinket, und stoßet die Gläser zusammen,
Heil der Begeisterung!
Denn sie setzet die Jugend in Flammen,
Machet das Alter jung,
Schmückt uns mit Blumen das wandelnde Leben,
Krönet der Wünsche geflügelten Lauf;
Heil ihr! und was sie uns Schönes gegeben,
Blüh' uns getreu in der Wirklichkeit auf.

Chor.

Ja, was sie Schönes und Gutes gegeben,
Blüh' uns getreu in der Wirklichkeit auf.

Schreiber.

Guter Rath.

Um seltne Namen ist jetzt oft bei Taufen Noth;
Wer aber einen wünscht zu haben,
Bei dem ihm nicht Nachäffung droht,
Der nenne seinen Knaben
Judas Ischarioth!

Langbein.

Juliens Landhaus.

Kleine Hütte, wo die Güte wohnet,
Wo der Eintracht milder Segen weilt,
Wo die Liebe jedes Opfer lohnet,
Wo die Treue jede Sorge theilt,
Kleine Hütte — ach, mit bangem Sehnen
Denk' ich an den Kreis, der dich umschließt,
Wenn mein Auge von den bittern Thränen
Nie erfüllter Hoffnung überfließt.

Vom zerstreuenden Geräusch geschieden,
Liegst du da, wie eine kleine Welt,
Wo des Herzens ungetrübten Frieden
Eine heil'ge Stille rein erhält.
Nicht die Stille, die der Leere gleichet —
Oeder noch als lärmendes Gewühl —
Sondern jene, die aus Fülle schweiget,
Zart belebt vom innigsten Gefühl.

Heiterkeit schmückt unter deinem Dache
Jeden engen, vielbeschränkten Raum,
Und in deinem traulichen Gemache
Ahnet man des Lebens Stürme kaum.

Ruhe glänzet dir des Mondes Klarheit,
Hoffnung strahlet dir des Morgens Licht,
Denn dem Heiligthum der Lieb' und Wahrheit
Nahen sich des Schicksals Sorgen nicht.

Möchten sie dir ewig ferne bleiben
In des Glückes freundlichem Asyl!
Möchte nie der Zeiten wüstes Treiben
Einst verrücken dein bescheidnes Ziel!
Immer — selbst in bunt verworrnen Scenen,
Folgt dein Bildniß meinem innern Sinn,
Und zu dir zieht schmerzlich mich das Sehnen
Meines tiefbewegten Herzens hin.

Charlotte von Ahlefeld,
geb. v. Seebach.

Das Spiel: Gedanken errathen.

Das schönste Räthsel ward mir zugewandt,
Amanda's Flechten aufzuwinden;
Die Lösung war sehr leicht zu finden;
Der Schlüssel fiel mir lastend in die Hand.

F. Kind.

Die Blicke.

Hinauf den Blick! wenn sich zu hohen Thaten
Dein Herz, der Thaten werth, entflammt,
Hoch oben steht, was rühmlich ist gerathen,
Was aus des Lebens bessern Theile stammt.
Den Augen unerreichbar ist der Gipfel,
Zu dem der Geist sich muthig schwingen mag,
Wo hoch sich streckt des Lorbeers Kronenwipfel
Hinein in der Vollendung Strahlentag;
Doch ahnen kann die Seele, was verborgen,
Und ihre Flügel hebt sie kräftig auf,
Und zu dem goldnen glutumglänzten Morgen
Lenkt sie entflammt der Zeiten trägen Lauf.

Hinab den Blick! wenn deines Daseyns Stunden
Die Jahre nur des bittern Kummers sind,
Wenn aus den tiefen niegeheilten Wunden
Die Kraft des Lebens dir ermattend rinnt.
Hinab den Blick zu denen, deren Leiden
Das brennende Gewissen ewig macht,
Die, knirschend, gern von diesem Leben scheiden
In des Vergessens fürchterliche Nacht;
Zu jenen, die die Hände trostlos ringen,
Wenn eine Schaar von Kindern Hunger schreit,
Die jammernd noch die letzte Rinde bringen —
Und heller wird dein Blick von Dankbarkeit.

Doch um dich her mußt du die Blicke wenden,
Und neben dir die Menſchenbrüder ſchaun,
Wenn ſie, des Kummers bange Nacht zu enden,
Dir, Mann von Kraft, ſich hoffend anvertraun.
Dann mußt du fühlen, daß zu Einer Kette
Als Glieder uns die Sortheit eng verband.
Der Mann auf faulem Stroh zum Leidensbette
Iſt dir ſo nahe als Könige verwandt.
Laß um dich her die Blicke helfend ſchweifen,
Wie ſich ein Bach erquickend rings ergießt,
Und eile ſchnell die Palme zu ergreifen,
Die aus dem Segen guter Thaten ſprießt.

Theodor Hell.

Der Pasquillant.

Bavs Recenſionenſchock,
Voll Perſönlichkeit,
Lehrt uns neben manchem Bock,
Daß er weniger den Stock,
Als den Hunger ſcheut.

Lep.

Knabe und Feldblümlein.

Knabe.

Woher so vornehm und so dreist
In meinen Blumengarten?
Und darf man fragen, wie du heißt,
Und weß du hier zu warten?

Feldblümlein.

Ich weiß auf Erden nicht Bescheid,
Bin über Nacht geboren;
Ich thue Niemand was zu leid,
Und bin noch halb erfroren.

Knabe.

Für deinesgleichen ist der Ort
Im dunkeln Waldgehege;
Ich sage dir, du mußt hier fort,
Du stehst mir hier im Wege.

Feldblümlein.

O sieh, ich bin so still und klein,
Und will mich gerne bücken;
Für einen Zoll breit Sonnenschein
Magst du mich morgen pflücken.

Knabe.

Was buhlst du mit dem Schmetterling,
Und kleidest dich in Seiden?
Du bist ein aufgeblasnes Ding,
Ich will dich hier nicht leiden.

Feldblümlein.

O schöner Knabe, bitte sehr,
Du wollest mich nicht hassen;
Es ist wahrhaftig nicht um Ehr',
Ich kann das Blühn nicht lassen.

* * *

Der Knabe reißt, die Stirne kraus,
Das Blümlein aus der Erde,
Und wirft es übern Zaun hinaus,
Daß es zertreten werde.

Da muß in stiller Morgenluft
Vorbei die Gräfin wallen;
Sie steckt das Blümlein an die Brust,
Und sieht's mit Wohlgefallen.

Schmidt von Lübeck.

Die Ehe.

Nach dem Lateinischen.

Weise doch zählt der Papist zu den Sacramenten
die Ehe:
Ach! wie lastet ihr Joch! Göttlicher Hülfe bedarf's.

H. S.

Alexis.

Alexis ſtand im Hirtenkreis;
Was ſich begab und was geſchahe,
Das weiß ich nicht, allein ich weiß,
Daß ich vor Allen ihn nur ſahe.

So ſeh' ich ihn nun immerdar:
Das Aug', als ob es zünden wollte,
Die hohe Stirn, das dunkle Haar,
Das von der Scheitel nieder rollte.

Und ihm entfiel ein grünes Band,
Und, vor den Schäferinnen allen,
Fiel mir es flatternd in die Hand;
Gewiß, er ließ für mich es fallen.

Mich blickt' er an ohn' Unterlaß.
Glaubt nicht, daß mich ein Wahn bethörte.
Er ſchwieg, doch ſo, als ſprächʼ er was,
Das ich mit beiden Augen hörte.

Wohl manches hört das Auge nur.
Ich kann's, ihr Schweſtern, euch beſchwören;
Wohl weiß ich, was mir wiederfuhr,
Ich weiß, daß meine Augen hören.

Nur was er ſprach, das kann man nicht,
Man kann es nicht ſo wiederſagen;
Es klang — doch nein! es klang wohl nicht —
Genug, ihr müßt nicht weiter fragen.

Tiedge.

Anekdote.

Du zwingſt mit deinen Plackerei'n
Zur Eheſcheidung mich — Wohlan!
Doch, Weib! du ſollſt es hoch bereu'n!
Und dieß ſoll meine Rache ſeyn,
Ich hänge, (rief der Ehemann)
Dir noch ein Dutzend Kinder an.
„Gut!" rief die Gattin ärgerlich:
„Erſt halte Wort! dann packe dich!"

H g.

I.

Die Quelle.

Wenn ich sonst in Thales Gründen
Von dem Tag ermüdet ging,
Einen Quell wußt' ich zu finden,
Der mich sanft mit Kühl' umfing.
Mit den schönsten Blütenzweigen,
Brechend halb des Abends Glut,
Webte hier der Wald sein Schweigen
Um die reine Silberflut.

Und die Blumen, welches Feuer,
Welcher tiefe Farbenbrand!
Schöner blühten sie und freier
An des grünen Ufers Rand.
Und ich fand die liebe Quelle
Immer innig treu und rein;
Mit der klaren Aetherhelle
Trank ich Himmelslabung ein.

Alle meine Züge nahmen
Ihre Wellen freundlich auf;
Lieber und verwandter kamen
Sie mir dann vom Grund herauf.

Strahlen wallten durchs Gefilde
Und so schmeichelnd hold und licht,
Neigten sich zu meinem Bilde
Rührende Vergißmeinnicht.

In der Ferne mußt' ich weilen,
Sehnend flog ich zu dir her;
Doch mich grüßt im Vorwärtseilen
Nicht dein holdes Flüstern mehr.

Kömmst du nicht mir traut entgegen,
Meine Freundin? Bietest hier
Nicht mehr auf den öden Wegen
Die verwandten Züge mir?

Armer! So des Wechsels Schnelle!
Die sonst liebend dein geharrt,
Grüßt dich nicht die holde Quelle!
Schau, sie ist im Frost erstarrt.

2.

Die Najade.

Idylle.

Die Nymphe.

O mein Geliebter, so fremd, so lautlos eilst du vorüber?
Kennst du die Freundin nicht, deine Vertraute nicht mehr?

Kennst du die Stätte nicht mehr, du holder Erwählter der Liebe,
Wo uns die Stunden so schnell flogen im heiligsten Bund,
Wenn du ermattet von Artemis Dienst, von den Gluten des Tages,
Kühner Liebling, herabstiegst von der felsigen Höh?
Sieh, da empfing ich dich sanft in meiner belebenden Kühle,
Und du brachtest der Treu zärtliches Opfer mir dar.
Liebliches Wechselgespräch, süß täuschend die eilenden Stunden,
Gab es nicht inniger stets Eines dem Andern uns hin?
Deine lieblichen Züge, den Schimmer der zaubrischen Augen,
Sage, wenn spiegelte treu nicht sie die Welle zurück?
Kennst du die Stätte nicht mehr? die heiligen Eichen? sie wölben
Eben so schützend sich noch über dem Silber der Flut.
Zärtlich noch lispelt die Welle dir zu, und wo sie hervorströmt
Ueber der Grotte, so frisch duften die Ranken noch jetzt.
Alles redet dir noch von der Freundin schöneren Tagen,
Holder Gespiele, nur du, hast du die Liebe verlernt?

Der Jüngling.

Schweige, bezaubernde Stimme! Sirenengelispel der Liebe!
Falsche Stimme! so falsch du, wie das falsche Geschlecht!
Grausame! warum verheißt ihr uns Treu? was täuscht ihr mit süßer
Ahnung des Himmels ein Herz, das ihr dem Schmerze nur weiht?
Edler glaubt' ich die Lieb' in deinem ätherischen Busen,
Ach, und mit offnem Vertraun gab ich zum Opfer mich hin.
Selbst in der Göttinnen Brust herrscht weiblich der trügrische Leichtsinn,
Heilige Treue, sie kennt einzig ein männliches Herz.
Ja, wohl glaubt' ich an Glück; ich traute dem himmlischen Spiegel,
Traute dem süßen Geschwätz deines bezaubernden Tons.
Thörichter, konntest du glauben, daß fern auch fest dir die Huld sei?
Daß, wer dem Auge verschwand, bleib' in der Frauen Gemüth?
Monden verflogen; mich hielt in grenzlos weiter Entfernung
Heiliger Ruhm, mich hielt herrschend die männliche Pflicht.
Endlich der Heimkehr Glück verliehn mir die Götter; da eilt' ich
Nicht den lockenden Reiz achtend des schöneren Lands,

Achtend nicht Wetter und Stürme, zu ihrer gefeierten Heimath —
Sieg frohlockt nicht die Lieb' in der entsagenden Müh?
Treuer nur flog ich zurück, tief schmachtend nach ihrem geliebten
Anblick, nach dem Vertraun innigen Herzens-Vereins.
Weh mir! da fand ich die Quelle, die liebe, mit eisiger Rinde
Dreimal umpanzert; verstummt war sie des Liebenden Flehn.
Glühend vom Aug' mir stürzten die schmerzlichen Thränen; sie flossen
Glühend aufs fühllose Eis nieder, es thaute nicht auf!
Ach, da wucherte zehnfach mir die vergangene Wonne
Mit verzweifeltem Gram, der mir das Leben zerstört.
Rufe nun nicht mich zurück zu deinem verderblichen Traumglück! —
Traue den Weibern, wer leicht liebt und noch leichter vergißt.

Die Nymphe.

Ach, mein Geliebter, nicht zürne dein armen verrathnen Geschlechte,
Das oft mit tödlichem Schmerz opfert sein schönstes Gefühl!
Sahst du den Winter denn nicht, der auf der schneeichten Flur lag,
Starrende Felsen, den Hain schauernd im blinkenden Reif?

Schweigend ſtanden und ernſt die Bäume, die nahen; die Luft zog
Ueber das weiße Gefild ſchweigend und ruhig und kalt.
Ach, mich hatte verdammt mein ſtrenges Verhältniß zum Schweigen;
Götter des Hains und der Flur, kennt ihr die Liebe denn nicht?
Deinen Jammer vernahm ich, doch hielt mich der eiſige Zwang feſt;
Ach, mein Geliebter, wie ſchwer ward er der zärtlichen Bruſt!
Zürne der Liebenden nicht, und glaube: Je ſchüchterner ſtille
Weibliche Liebe ſich birgt, dauert je feſter ſie fort.

Louiſe Brachmann.

Mein Verluſt.

Durch Minna's Grauſamkeit
Verlor ich — o Geſchick! —
Zwei volle Jahre Zeit,
Ruh, Hoffnung, Frohſinn, Glück,
Und — meine Zärtlichkeit.

Haug.

10858976



URANIA

10858976

Geständnisse eines Weiberfeindes.

Flügel, weiter nichts als Flügel wünscht' ich mir, da ich noch ein junger Fant war, und mit harmlosen Blicken in die Welt und die Zukunft schaute. Keinen Krösus beneidete ich um seine Schätze, keinen Paris um seine Helena, keinen Sokrates um seine Weisheit. Nur die Vögel beneidete ich um ihre Flügel, und ich kannte kein größeres Glück, als ihr freies Dahinflattern in blauer Luft, über Berg und Thal, über Wald und Strom. Oft träumte ich, daß mir dieß Glück zu Theil geworden wäre, daß meine Arme sich in Flügel verwandelt hätten, daß mein Weg durch die Luft ginge, hoch über Land und Meer. Ich erwachte von meinen Träumen; mein wunderherrliches Glück war entflohn; nichts als eine sehnsuchtsvolle Erinnrung blieb mir zurück.

Meine Aeltern waren frühzeitig gestorben; ich erinnre mich nicht, sie jemals gesehn zu haben. Das Gefühl kindlicher Liebe blieb mir fremd, und mein Herz entbehrte des ersten, warm belebenden Götterfunkens. Auch die Freundschaft und die Dank-

barkeit lernte ich erst lange nicht kennen, denn meine Spielkammeraden waren schlechte Buben, und der Vormund, welcher mich erzog, war ein geiziger, hartherziger Mann, der mich mißhandelte, während er sich durch die Verwaltung meines Vermögens bereicherte.

Meine Lage ward mir unerträglich. Im funfzehnten Jahre entlief ich meinem Vormunde. Ich hatte kein Geld, keine Wechsel, keine Kostbarkeiten, wohl aber eine kleine Flöte, die ich für mein Alter, leidlich spielte. Mit dieser und mit meinem freundlichen, ehrlichen Gesicht half ich mir ein gutes Stück durch die Welt. Ich war froh und frei, wie ich es nur seyn konnte, und auf dem besten Wege, mit der Zeit einer der ersten Virtuosen unter den Vagabunden zu werden. Es fehlte mir weder Neigung noch Geschick dazu.

Der brave Bürgermeister zu Zirkelitz gab meinem Leben zuerst wieder eine andere Richtung. Ein Polizeidiener führte mich in das Haus desselben, weil ich am Thore keinen Paß vorzeigen konnte. Der Bürgermeister erkannte in mir den Sohn seines liebsten Jugendfreundes, und behielt mich, wider meinen Willen, bei sich, um mich, wie er sagte, vor frühem Tode und ewiger Verdammniß zu retten. Was

ich Nützliches gelernt habe, und was etwa noch sonst an mir Gutes ist, das verdank' ich fast einzig und allein diesem meinem großen Wohlthäter. Drum sei noch heute seine heilige Asche von mir aufs dankbarste gesegnet!

Auch den größten Theil meines Vermögens rettete er noch aus den Klauen meines Vormundes; doch sagte er mir hievon nichts, und ließ mich bis an seinen Tod in der Meinung, daß ich blutarm wäre, was mich indessen nicht im mindesten bekümmerte.

Ob er gleich ein alternder Hagestolz mit Leib und Seele war, hatte er doch keine lästigen Eigenheiten; meine muntre Laune war ihm eben recht; und meinen Trieb nach Freiheit suchte er, so weit es thunlich war, eher zu nähren, als zu unterdrücken. Er hatte ganz und gar nichts dagegen, daß alle Welt mich einen lustigen Vogel nannte. Ich aber hatte desto mehr gegen diesen Ehrentittel einzuwenden, weil ich meinte, daß ich ihn nicht verdiene, da mir die Flügel fehlten, die ich mir wünschte, und da die Leichtigkeit und Fröhlichkeit, welche sich äußerlich an mir offenbarte, doch mit meinem innern Sinn, mit meinen Ansichten und Wünschen noch gar nicht im Verhältniß stand. Ich war in meiner Art ein

Virtuos, der, wenn er auch der ganzen Welt dafür galt, doch sich selbst nicht dafür halten mochte, und der seine Lobredner nur für Stümper hielt, weil sein Ideal weit höher stand, als er selbst, und sein Blick viel weiter reichte, als seine Kraft.

Mein Wohlthäter machte bei jeder Gelegenheit einen Ausfall gegen die Weiber. Er schilderte mit grellen Farben ihre Unzuverlässigkeit, ihre Gefallsucht, ihren Eigensinn, ihre thörichten Launen, und vor allen Dingen ihre unbegrenzte Herrschsucht in Beziehung auf die Männer. Er predigte unaufhörlich, daß es eines weisen Mannes ganz unwürdig sei, sich von einem Weibe in Fesseln schlagen zu lassen; und ich glaubte ihm das alles so ziemlich aufs Wort. Keck verpfändete ich meine Ehre, daß ich in Hinsicht auf die Weiber ein weiser Mann bleiben wolle, wenn ich auch übrigens tausend und abermals tausend Thorheiten beging. Ich wich Mädchen und Weibern geflissentlich aus; ich spottete ihrer, ich verlachte sie, ja ich gab mir sogar alle ersinnliche Mühe, sie zu hassen und zu verachten. Mein Wohlthäter gewann mich hiedurch nach und nach so lieb, daß er mich zu seinem Universalerben einsetzte, ob er gleich ziemlich nahe Verwandte hatte.

Aus Dankbarkeit suchte ich recht viel zu lernen, so wenig ich auch an sich selbst Lust hiezu hatte, da das Stillsitzen mir höchst zuwider war. Aber mein Wohlthäter bestand darauf, indem er behauptete, Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehörten unter die vorzüglichsten Sicherungsmittel einer freien Selbstständigkeit. Also aus Liebe zu ihm und zu mir selbst war ich fleißig auf der Schule und auf der Universität, so gern ich auch meine Zeit in lustigem Nichtsthun hingebracht hätte.

Einer meiner geachtetsten Lehrer gewann mich so lieb, daß er mich mit Gewalt in seinen Familienkreis zog. Ich erschrak über die Menge von Mädchen und Frauen, die ich da fand; ich wollte innerlich verzweifeln, als sie mich in ihre Spiele verwickelten. Die erste Galanterie, welche ich durch Aufheben einer Stricknadel beging, hätte mir leicht ein Auge kosten können; der erste Kuß, den ich beim Pfänderlösen bekam, schnürte mir die Kehle fast zu. Es hätte mir mitten unter den Raubthieren einer afrikanischen Wüste nicht schlimmer zu Muthe seyn können, als in diesem Prunkzimmer voll leibhaftiger Engel und Grazien. Keine Einladung war im Stande, mich zum zweiten Male in diesen Kreis zu bringen; und es blieb ein lebhafter Widerwille

gegen allen ähnlichen Gesellschaftsverkehr in meiner Seele zurück.

Da meine Entschuldigungen erschöpft waren, und ich eben mit einiger Verlegenheit an die Möglichkeit einer abermaligen Einladung dachte, erhielt ich die Nachricht, daß mein Wohlthäter kränklich sei; und ich ergriff diesen Vorwand, meine akademische Laufbahn um ein paar Monate früher zu beendigen, als ich es eigentlich wollte und sollte.

Ein guter Instinkt hatte mich geleitet bei dieser Eile. Ich brachte ein liebevolles Herz an das traurig einsame Krankenlager meines Wohlthäters. Ich war ihm, bei seinem plötzlich verschlimmerten Zustande, der treueste Pfleger; ich erheiterte ihm noch die letzten Stunden seines Lebens; ich drückte ihm die gebrochenen Augen zu. Das war mein Trost in diesem ersten, bittern Schmerze meines Lebens. Ganz Zirkelitz war mir aber unausstehlich, weil ich nicht eine einzige Seele fand, die recht tief betrübt um den braven Mann mit mir trauerte.

Um mein älterliches Vermögen, von dessen Rettung ich jetzt erst unterrichtet wurde, in Besitz zu nehmen, reiste ich nach meiner Vaterstadt. Es hätte mir da recht gut gefallen können, allein ein Paar

manntolle Cousinen, auf die ich stieß, trieben mich bald wieder hinaus.

Mein älterliches Vermögen schützte mich gegen Mangel; die Erbschaft von meinem Wohlthäter machte mich zum wohlhabenden Manne. Ich erhielt eine bedeutende Summe rückständiger Einkünfte ausgezahlt. „Das ist das wahre Palladium freier Selbstständigkeit!“ sagte ich zu mir selbst — „Das sind die goldnen Zauberflügel, die weiter tragen, als Schwalben- oder Adlerflügel!“ Ich sah den phantastischen Wunsch meiner frühern Jugend zu einer vernünftigen Wirklichkeit gebracht; und ich schickte mich an, die halbe oder auch wohl die ganze Welt zu umfliegen.

Als ich schon ein gutes Stück hinter mir hatte, erhielt ich die unerwartete Nachricht, daß die Verwandten meines Wohlthäters sein Testament angegriffen und mein sämtliches Vermögen mit Arrest belegt hätten. So wohlfeil und schnell als möglich eilte ich zurück, theils weil die goldnen Federn meiner Flügel ausgefallen waren, ohne daß neue nachwachsen wollten, theils weil ich, als mein eigener Advokat, meinen Prozeß durchführen und endigen wollte auf meine eigne Weise.

Ich kam nach Zirkelitz. Mein Rechtshandel war

durch zufällige Umstände verwickelt genug. Ich machte mein erstes Probestück als Advokat; meine Ehre war mir ungleich wichtiger, als das Vermögen, was auf dem Spiele stand; und ich focht daher tapfrer und gewandter, als meine Gegner es schienen erwartet zu haben. Dessen ungeachtet nahm meine Sache eine immer bedenklichere Wendung, und ich verlor meinen Prozeß in der ersten und zweiten Instanz.

In meiner tiefsten Erbitterung erhielt ich einen Brief von der nächsten Verwandtin meines Wohlthäters, einer Witwe in sehr beschränkten Vermögensumständen, die in allen Aktenstücken unter meinen Gegnern obenan stand. Sie bezeigte mir in einem gutmüthigen Tone ihre Theilnahme an meinem Mißgeschick, und bat mich, ihr Zeit und Ort zu bestimmen, wo sie sich mit mir über die Rolle, die sie gegen mich habe spielen müssen, verständigen könne. Ich war überrascht durch einen solchen Ton mitten in dem Hohngelächter des Neides und der Schadenfreude, doch halb aus Mißtrauen, halb aus Vergessenheit erwiederte ich nichts darauf. Meine ganze Seele war nur mit der Erneuerung meines Prozesses beschäftigt; ich ruhte nicht, bis ich meine neue Appellation eingereicht hatte.

Kaum war das geschehen, so erhielt ich einen

zweiten Brief von der Witwe. Sie beschwur mich darin, meine Appellation zurück zu nehmen und den Prozeß aufzugeben, weil ich ihn gewiß in der dritten Instanz ebenfalls verlieren, und obendein, zur Deckung der Kosten, einen beträchtlichen Theil von meinem älterlichen Vermögen einbüßen würde. Sie erbot sich zu gänzlicher Abtretung des ihr zugesprochenen Theiles der Erbschaft, weil ihr Gewissen ihr nicht erlaube, etwas zu nehmen, was der ausdrücklichste Wille des Verstorbenen nur mir zugedacht habe. Sie bat mich zum Schluß, ihr nur, als Sachverständiger, Mittel und Wege anzugeben, wie sie ihren Vorsatz, gegen den Willen ihres Curators, rechtskräftig ins Werk setzen könne.

Ich war in den ersten Augenblicken innig gerührt; doch der juristische Teufel in meinem Kopfe spiegelte mir die Möglichkeit vor, daß hinter dieser anscheinenden Gutmüthigkeit wohl eine ächte Schelmerei versteckt seyn könne. Wer konnte wissen, ob meine übrigen Gegner nicht mit der Witwe im Einverständniß waren, und mich durch großmüthige Abtretung eines Theils der Erbschaft zur Niederschlagung des Prozesses zu verführen suchten, weil sie durch dessen Fortführung vielleicht alles zu verlieren fürchteten? Schon wollte ich eine bittere, lakonische

Antwort schreiben; allein ein besserer Geist stellte sich dem juristischen entgegen, und warnte mich vor einer voreiligen Ungerechtigkeit. Ich sprang von meinem Arbeitstisch auf und eilte zu der Witwe.

Sie wurde blutroth, als ich in ihr kleines Zimmer trat. Ein junges Mädchen ging sogleich ins Nebenzimmer, was mir eben recht war. Die Witwe sprach vor Verlegenheit nichts, als Gemeinplätze, ohne unsre Angelegenheit zu erwähnen. „Ist das böses Gewissen, oder ängstliche Delicatesse?“ sagte ich zu mir selbst, und sprang mit wenig Worten rasch ans Ziel.

Wir wechselten viele Worte. Die Witwe suchte mich zu überzeugen, daß nur ihre Verwandten und ihr Curator sie gezwungen haben, Antheil an dem Prozesse zu nehmen. Sie beschwur mich zu wiederholten Malen, ihn aufzugeben, und den ihr zugesprochenen Antheil als mein rechtmäßiges Eigenthum anzunehmen. — Ich wies diese Zumuthung standhaft zurück, und erklärte meinen festen Willen, den Prozeß muthig durchzuführen bis zum letzten, unumstößlichen Richterspruch. Um mich zu überzeugen, daß dieser gewiß schlecht für mich ausfallen werde, berief sie sich auf ein Billet ihres Sachwalters, worin dieser fest versicherte, daß die dritte In-

stanz gewiß gleichfalls gegen mich erkennen, und mich noch dazu ohne allen Zweifel zur Tragung der sämtlichen, bisher getheilt gewesenen Kosten, verurtheilen werde. Und um mir zu beweisen, daß sie, Gewissens halber, von dem Nachlaß meines Wohlthäters nichts annehmen dürfe, berief sie sich auf einen Brief desselben an ihren seligen Mann, worin er diesem sehr zornig wegen seiner bevorstehenden Verheirathung mit einer gänzlichen Enterbung drohte. „Wir heiratheten uns dennoch," setzte sie hinzu — „wir thaten also gänzlich Verzicht auf das Vermögen unsers Vetters. Das hat uns nie gereut, denn wir lebten bei aller ökonomischen Beschränkung doch immer verträglich und vergnügt; aber nun darf ich auch von jenem Vermögen niemals etwas annehmen, zumal da es so bestimmt das Ihrige hat seyn sollen. — Und ich möchte gern alles recht bald zwischen uns in Richtigkeit bringen," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, in welcher ich nur stumm den Kopf geschüttelt hatte — „denn ich könnte plötzlich sterben, und meine Tochter wäre dann vielleicht, trotz ihres besten Willens, durch Abhängigkeit von Vormund, Curator, Bräutigam oder Ehemann, nicht im Stande, nach meinem Sinne zu handeln."

Ich sah sie mit einem ernsten Blicke an, und

schüttelte wiederum nur schweigend meinen Kopf, weil ich erstaunt war, eine Frau so sprechen zu hören. Sie aber mochte mein Kopfschütteln für Zweifel halten, und ging daher ins Nebenzimmer, um die Briefe ihres Curators und ihres seligen Vetters zu holen.

Sie ließ die Thür hinter sich halb offen. Mein Blick fiel schräg hinüber nach dem Spiegel des Nebenzimmers. Ich erblickte darin das Bild der seitwärts sitzenden Tochter, die emsig strickte, aber dabei auch so ernstlich weinte, daß sie mehrmals ihre Augen trocknen mußte. Schon als bloßes Bild betrachtet, war mir der Anblick sehr interessant; er war es mir doppelt durch die Frage, was für eine Empfindung wohl eigentlich dem Mädchen Thränen auspresse?

Ich fragte mit Offenheit die zurückgekehrte Mutter. Sie wollte mir erst ausweichen; als ich in sie drang, antwortete sie: „Meine gute Julie weint über Ihren hartnäckigen Stolz.“

Nachdem ich aufs neue mit Fragen in sie gedrungen war, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: „Sie sind an Wohlstand gewöhnt. Wir wissen, was für Entbehrungen Sie jetzt leiden; und dennoch wei-

sen Sie meinen gutgemeinten Antrag zurück, und bestehen auf die Fortführung eines unglücklichen Prozesses! Sie wollen nur sich selbst entweder alles verdanken, oder alles verlieren! Ist das nicht ein sehr hartnäckiger Stolz?“

Tief gerührt ergriff ich die Hand der braven Frau, und sagte: „Beruhigen Sie sich über mein Schicksal! Ich übe mich, ohne daß es mir sauer wird, im Entbehren, um desto selbstständiger zu seyn; und ich muß diesen Prozeß durchführen auf meine Weise, weil es für mich keine andere geben darf. Meine Gründe und meine Absichten sind in einem versiegelten Papiere enthalten, das ich unserm Präsidenten gleich beim Anfange des Prozesses, zur Aufbewahrung bis zur Publication des letzten Richterspruches, übergeben habe. — Sie werden das hoffentlich noch bei guter Gesundheit erleben.“ —

„Ihrer guten Tochter muß ich noch eine Hand geben,“ sagte ich nach einer kurzen Pause, in welcher ich meinen Hut nahm. — Wir überraschten sie noch fast eben so, wie ich sie im Spiegel gesehen hatte. Ich sagte ihr einige Worte, die recht warm aus dem Herzen kamen, allein ich weiß nicht mehr, was für welche. Ihre Hand lag schüchtern zuckend in der meinigen; sie erwiederte kein Wort. Ich stol-

perte ziemlich ungeschickt über die Thürschwelle, und eilte zum Hause und zum Stadtthore hinaus.

„Wie Schade," rief ich aus, als ich im Freien war, und aus der Ferne den Grabstein meines Wohlthäters über die Gottesackermauer glänzen sah. — „Wie Schade, daß der brave Mann die beiden Menschen nicht ganz gekannt hat! Er hätte sie gewiß in seinem Testamente bedacht, und sie für ein Paar Ausnahmen von der Regel ihres Geschlechts erklärt."

Mein Kopf war in jeder geschäftfreien Stunde mit meinen neuen Bekanntinnen beschäftigt; saß ich indessen bei meiner Arbeit, so war ich mit ganzer Seele dabei. Meinen Prozeß führt' ich nach jenem Auftritt eifriger als jemals. Ich bot alle meine Kräfte auf, um ihn zu einem erwünschten Ziele zu bringen; und ich erregte dadurch schon so viel Aufmerksamkeit, daß mir von Fremden manche ähnliche Arbeit aufgetragen ward.

Ziemlich lange blieb ich unschlüssig, ob ich die Witwe wieder besuchen solle, oder nicht. Ein gutes, natürliches Gefühl in mir sprach dafür; mein altes Vorurtheil sprach dagegen. Endlich bestimmte ein freundlicher Gruß, den sie mir durch einen Bekannten sagen ließ, mich zum Hingehn. Man höre, ob ich recht oder unrecht hieran that!

Die Mutter begrüßte mich ziemlich unbefangen, die Tochter ziemlich verlegen. „Ich hoffe," sagte die Mutter, als wir uns gesetzt hatten — „Sie kommen, mich mit der guten Neuigkeit zu erfreuen, daß Sie den Prozeß aufgeben?"

Ehe ich noch antworten konnte, daß dieß keineswegs meine Absicht sei, war die Tochter schon wieder ins Nebenzimmer geflüchtet. Das war mir dießmal gar nicht recht. Die Mutter schien es nicht zu bemerken. Sie nahm mit mir die Abrede, des Prozesses nicht wieder zu erwähnen, und wir sprachen von hundert gleichgültigen Dingen, bis sie endlich meine Zurückgezogenheit von allen, besonders weiblichen Gesellschaften, zu tadeln anfing. Ich lobte meine einsame, freie Lebensweise. Sie wandte mir vielerlei dagegen ein, und meinte unter andern, eine gewisse Zurückhaltung, selbst wenn sie an Blödigkeit grenze, sei ihr bei einem jungen Manne meines Alters immer lieber, als die vorlaute, immer mehr zur Mode werdende, Keckheit so vieler jungen Leute; allein es sei doch auch nöthig, sich in Zeiten fürs gesellige Leben zu bilden, weil eine gewisse Verlegenheit sonst so tief einwurzeln könne, daß man sie selbst im reifern Alter nicht los werden könne. Sie führte mir ein Paar Beispiele an, und diese leiteten das

Gespräch wieder nach einer andern Seite hin, so daß ich endlich aufbrechen mußte, ohne etwas von Belang erwiedert zu haben.

Je mehr ich zu Hause diesem Gespräch nachdachte, desto mehr wurmte es in meinem Kopfe. Seit langer Zeit sah ich mit einem so stolzen Gefühl auf Weiber und Mädchen herab; weil ich sie gering schätzte, weil ich sie fast haßte, vermied ich sie. Es beleidigte mich aufs empfindlichste, daß man das für Schüchternheit, für Blödigkeit halten konnte. Ich wollte für einen Helden gelten, und ward für einen Knaben angesehen! Den Schimpf konnte ich nicht ertragen. — Ich fühlte die Nothwendigkeit, recht bald wieder zu der Witwe zu gehen, ihr offenherzig die Fehler ihres Geschlechts, wie ich sie von ihrem seligen Vetter auswendig gelernt hatte, vorzuzählen, und ihr begreiflich zu machen, daß ich es darum, nicht aber aus Blödigkeit, meide.

Im voraus aufs beste gerüstet gegen mögliche Einwendungen, ging ich hin. Man empfing mich aufs freundlichste. Ich nahm neben der Mutter Platz. Die Tochter blieb zum ersten Male im Zimmer, das war mir heute gar nicht recht. Sie setzte sich mit ihrem Nähzeug uns grade gegenüber, schweigend, fleißig, nur selten einmal nach uns aufblik-

kend. Dieſes leibhaftige, herrliche Bild der Unſchuld, der Anſpruchloſigkeit, der Seelengüte, des Fleißes ſo nahe vor meinen Augen, wie konnte ich von Koketterie, von Eigenſinn, von thörichten Launen und Herrſchſucht eine Anklagerede halten! So wie ſie den Rücken wenden würde, wollte ich damit anheben; doch ſie ging nicht von der Stelle, und ich mußte von dannen ziehn, ohne meine Heldenthat vollbracht zu haben.

Nach einigen Tagen wollte ich das Verſäumte nachholen. Ich ward aufs unangenehmſte überraſcht, als ich außer den beiden bekannten noch einige fremde Damen um einen Theetiſch verſammelt fand. Julie ward in häuslichen Geſchäften ein paar Mal abgerufen; auch fand ich ungeſucht manche Veranlaſſung, meine ſchöne Rede anzubringen; doch ich war nicht im Stande, ein Wort davon über die Lippen zu bringen, und ich eilte ſobald als möglich hinweg.

Sobald ich die Thür hinter mir hatte, that ich einen gewaltig tiefen Athemzug. „Bewahre mich Gott vor ſolchem Damenvolk!“ frevelt' ich zwiſchen den Zähnen. — Freilich hatte ich peinliche Langeweile und eine Menge unangenehmer Empfindungen gehabt. Als ich mir ſie aber ruhig zergliedert, als

ich mich meines verlegnen, linkischen Wesens deutlich erinnert hatte, war es, als ob mir Jemand ins Ohr zischelte: „Du bist wahrhaftig blöde, wie ein Knabe!“ — Feuerroth wurde mein Gesicht vor Beschämung, als ich immer weiter zurück in mein Leben, immer tiefer in mein Innres schaute, und ich mir gestehen mußte, daß ich in Beziehung auf die Weiber zu jener allerkläglichsten Sorte von Helden gehöre, welche hinter dem Rücken nur mit der Zunge ihre Feinde schlagen, und, sobald es einen wirklichen Kampf gilt, sich mit Fäusten auf ihre Rücken schlagen lassen.

„Wenigstens den Anblick seines Feindes — zumal eines solchen! — muß man nicht scheuen!“ rief ich mir zu — „Des Blöden Leib und Seele sind in Fesseln geschlagen. Eine Schnur um seinen Hals preßt ihm bis zum Ersticken das Blut hinauf. Er ist nicht Herr seiner Bewegungen, nicht Herr seiner Gedanken. Worte, die er sprechen möchte, kann er nicht über die Lippen bringen; und Worte, deren er sich schämt, entschlüpfen ihm. Alle seine Kräfte, seine Talente, seine Geschicklichkeiten lösen sich auf in nichts. Ein Kind kann ihn verschüchtern; der Thor erscheint weiser, als er; der Unverschämte schreitet triumphirend über seinen Nacken. Kurz, der

Blöde ist nicht männlich, und wer nicht männlich ist, kann nicht frei — wer nicht frei ist, kann nicht glücklich seyn!“

Aus dieser Tirade zog ich zunächst den Schluß, daß ich recht fleißig Julien und ihre Mutter und bei Gelegenheit auch andere Gesellschaften besuchen müsse, um zu einer immer würdevolleren Freiheit zu gelangen. Ich befolgte die Vorschriften meiner neuen Weisheit aufs gewissenhafteste. Wie es damit ablaufen würde, war ich oft selbst recht neugierig zu wissen.

In der sogenannten großen Welt hatte ich Anfangs mit allerlei Unglücksfällen zu kämpfen. Bald stolperte ich über eine Schleppe, bald über eine Schwelle; heute ließ ich eine Tasse, morgen einen Teller mit Backwerk auf die Erde fallen; einmal warf ich beinah einen ganzen Theetisch um; und wenn ich eine Schmeichelei sagen wollte, ward oft unvermerkt eine Sottise oder eine Satyre daraus. Ich besserte mich allmählich, doch blieb ich von der freien Höhe, auf welcher ich stehen wollte, noch weit entfernt. Bei Julien und ihrer Mutter ging das gerade umgekehrt. Hier fing ich mit ziemlicher Freimüthigkeit an, und wurde nach und nach immer befangener, immer beklommener. Ich entdeckte an Julien immer mehr gute

Eigenschaften und immer mehr schöne Talente. Vorzüglich freute es mich, daß sie, ohne viel Anweisung erhalten zu haben, recht artig Clavier spielte, und daß sie, ohne alle Anweisung, recht allerliebst sang. Ich schrieb eine große Menge von neuen Musikstükken für sie ab, nicht sowohl, weil es mir an Geld fehlte, sie zu kaufen, als vielmehr, weil es mir Vergnügen machte, etwas zu ihrer Aufheiterung zu thun, denn je länger und je genauer ich sie beobachtete, eine desto trübere Verstimmung wurde ich an ihr gewahr.

Unterdessen rückte das Weihnachtsfest heran, und mit ihm die endliche Entscheidung des Prozesses. Schon einige Tage vor der Publication erhielt ich die zuverlässige Nachricht, daß er gänzlich für mich gewonnen sei. Ich stürzte zu meinen Freundinnen. Die unerwartete Neuigkeit brachte die außerordentlichste Wirkung hervor. Die Tochter jauchzte hoch auf vor Freude; die Mutter hielt freudig dankend ihre Hände gen Himmel. Plötzlich aber fing die Mutter an zu zittern, wie von einem entsetzlichen Schrecken, „Gott im Himmel!“ rief sie aus — „und ich redete Ihnen zu, den Prozeß aufzugeben! In welchen Verlust hätte ich Sie gebracht, wenn Sie das gethan hätten! In was für einem Lichte

erſcheine ich Ihnen jetzt vielleicht!“ Sie hielt ihr Tuch vor die Augen, und weinte bitterlich.

Doch da nahm die Tochter das Wort, um die Mutter zu beruhigen. Die Freude machte ſie zu einer Begeiſterten. Ich erſtaunte, das ſonſt ſo ſtille, einſilbige Mädchen ſo raſch, ſo lebhaft, ſo herrlich ſprechen zu hören. Ich hörte ihr mit einer ganz neuen Art von Entzücken zu.

Auch bei der Mutter blieb die Wirkung nicht aus. „Du haſt recht!“ ſagte ſie — „unſer Freund weiß ja, wie redlich wir es mit ihm meinen. — Wir wollen nicht lange grübeln, ſondern uns mit ihm von ganzem Herzen ſeines Glückes freuen!“

Von dieſem Augenblick an verſank Julie in ein ſtilles, immer ernſteres Nachdenken; ich ſah, daß ihre Augen feucht waren, und daß ſie von Zeit zu Zeit nur mit Gewalt heiter zu ſcheinen ſtrebte. Das beunruhigte mich unbeſchreiblich, doch hätte ich um keinen Preis nach der Urſache fragen können.

Der heilige Abend vor Weihnachten kam mit ſeinem Glanze und ſeiner Fülle von Jubel und Dank. Meine Freundinnen waren in eine Geſellſchaft eingeladen, auf die ſie ſich lange gefreut hatten. Es war mir unangenehm, daß ſie grade heute nicht zu Hauſe waren, denn dieſes allgemeine Freu-

denfest hatte ich noch bei ihnen feiern, und dann eine Geschäftsreise auf einige Wochen, zu der ich mich rasch entschloß, antreten wollen.

Ich stand an meinem Fenster. In den kleinsten, mir gegenüber befindlichen Häusern wurden die trüben Fensterscheiben glänzend hell; rechts und links neben mir hört' ich das Jubelgeschrei beschenkter Kinder. Meine stille Einsamkeit war mir zum ersten Male unerträglich. Meine Sehnsucht Freude zu bereiten, und dadurch selbst zu genießen, war unwiderstehlich.

Schon ein paar Tage früher hatte ich eine Abtretungsurkunde über die ganze, streitig gewesene Erbschaft an Juliens Mutter ausgefertigt, und ihr dazu geschrieben, daß ich zu einer freien Verschenkung dieser Art, auf den Fall eines glücklichen Ausgangs des Prozesses, mich schon in dem versiegelten Papier, was ich dem Präsidenten bei der Eröffnung des Prozesses zur Aufbewahrung übergeben, anheischig gemacht, und daß ich jetzt, pflichtmäßig, an der nächsten und würdigsten Verwandtin meines verstorbenen Wohlthäters die von demselben begangene Ungerechtigkeit wieder gut machen wolle. Diesen Brief hatte ich der braven Frau erst nach meiner Abreise zusenden wollen. Jetzt beschloß ich, daß sie ihn noch

heute, bei der Zurückkunft aus der Gesellschaft, finden solle. Zu meiner morgenden Abreise traf ich eilig einige Vorbereitungen.

Als ich hiemit fertig war, steckt' ich den Brief mit der Urkunde in die Tasche, um ihn in die Wohnung meiner Freundinnen zu tragen. Vorher ging ich aber noch zu einem Instrumentmacher, und kaufte für das kleine Capital, was meine andern juristischen Arbeiten mir bis jetzt eingebracht hatten, sein schönstes Fortepiano, und nebenan bei einem Gärtner einen herrlichen, blühenden Rosenstock für Julien. Die Vorstellung, welche Freude sie über diese Ueberraschung haben werde, ließ keine andre, trübere jetzt in mir aufkommen.

Es war acht Uhr vorbei, und ich war sicher, daß sie längst ausgegangen seyn würden. Ich konnte mir also das Fest machen, der Mutter den Brief selbst auf das Arbeitstischchen zu legen, das Fortepiano an die Stelle des alten Claviers, und den Rosenstock an das Fenster, wo Julie gewöhnlich saß, hinzustellen.

Den Rosenstock trug ich selbst; die Träger mit dem Instrumente folgten mir auf dem Fuße. Das Dienstmädchen öffnete mir die Hausthür, und leuchtete vor uns her die Treppe hinauf. Sie öffnete das Zimmer. Ich trat hinein, aber immer rückwärts

blickend nach den Trägern, und sie zur Vorsicht ermahnend.

„Mein Gott! was bringen Sie da?" tönte auf einmal Juliens Stimme neben mir. Ich war so ungeheuer überrascht, daß ich den Rosenstock zu halten vergaß. Er wäre auf die Erde gestürzt, hätte Julie ihn nicht aufgefangen.

Die Träger und das Dienstmädchen verließen uns. Zum ersten Male war ich mit Julien allein. Wir wurden beide feuerroth, als wir uns nun gegenüber standen. Ueberraschung und Freude glänzten aus ihren Augen beim Anblick meiner Geschenke. — Ich sagte, daß ich sie längst in der Gesellschaft geglaubt habe. Sie erwiederte, sie habe die Mutter nicht begleiten mögen, weil sie heute noch eine kleine Arbeit hätte vollenden wollen.

Sie setzte sich an das Instrument, um es zu probieren; doch sie mußte bald aufhören, weil sie vor freudigem Zittern auch den leichtesten Satz nicht spielen konnte. Ihr verschämter und doch entzückter Dank goß einen ganz wunderbaren Reiz über ihr Gesicht und ihre ganze Gestalt. Mit trunknen Augen staunte ich sie an, und fühlte mich hundertfältig für mein Geschenk belohnt. Und dennoch wurde mein Gefühl noch unendlich gesteigert!

Sie sagte mit niedergeschlagenen Augen, daß sie auch mir heute noch eine kleine Ueberraschung habe bereiten wollen, und daß sie, um dieß zu können, an ihrem Arbeitstisch sitzen geblieben sei, statt ihre Mutter in die Gesellschaft zu begleiten. Sie zeigte mir in ihrem Stickrahmen eine äußerst mühsame Arbeit, zu deren Vollendung vielleicht nur noch der ununterbrochene Fleiß einer Viertelstunde gehörte.

„Um meinetwillen also" rief ich — „haben Sie die Gesellschaft aufgegeben, auf welche Sie sich so sehr gefreut hatten?" — Ohne zu wissen, was ich that, kniet' ich vor ihr nieder, und sprach Worte, deren ich mich nicht mehr erinnre. Und trunken, wie ich war, als sie mich aufrichten wollte, zog ich sie zu mir herab, und unsre Lippen fanden sich zu einem unvergeßlichen Kusse zusammen. Zum ersten Male in meinem Leben fühlt ich recht deutlich, wo mein Herz schlug.

Ein neues Leben war mir aufgegangen; eine Flamme loderte, wie von einem Blitz entzündet, plötzlich in meinem Herzen auf. „Julie!" stammelte ich — „wollen wir unser Leben fest aneinander ketten? Wollen Sie mein seyn?"

Sie wollte in jungfräulicher Verschüchterung sich loswinden. Ich hielt sie fest, und wiederholte noch

leidenschaftlicher meine Frage. Eine Thräne stürzte aus jedem ihrer Augen, und sie drückte freiwillig einen zweiten Kuß auf meinen Mund. — Gleich darauf eilte sie aber zur Thür hinaus, um ihre Mutter zurückholen zu lassen.

Sie setzte sich an den Stickrahmen, allein sie konnte jetzt noch weniger sticken, als vorher spielen.

„Julie!“ sagte ich — „Sie haben Paradieses-honig auf Ihren Lippen.“ — Die süße Kost hatte mich so entzückt, daß mich nach mehrerer verlangte.

Ich wollte Julien einen dritten Kuß geben. Sie verweigerte mir ihn.

„Wenn Sie mich lieben!“ sagte ich, und suchte aufs neue ihre Lippen. Sie schüttelte den Kopf, und wendete abermals das Gesicht von mir ab. — Ich glühte von nie empfundner Schaam. Wir sprachen einige ewig lange Minuten kein Wort, bis die Ankunft der Mutter uns aus dieser peinlichen Lage befreite.

So bald die Mutter ins Zimmer trat, war Julie lauter Leben und Freude, mir hingegen war es nicht möglich, mich aus meiner finstern Verstimmung heraus zu reißen. Julie spielte und stickte nun abwechselnd, ohne Zittern; sie sprach mit voller Unbe-

fangenheit, nur richtete ſie ihre Worte ſo wenig als ihre Blicke auf mich. Ich war ein Neuling in der Liebe, ich war noch ein ſchlechter Kenner des weiblichen Herzens, und hielt ihr Benehmen alſo für entſchiedenen Unwillen und Abneigung. Gern hätte ich ihr Geſchenk im Stiche gelaſſen, und auf die freundliche Unterhaltung der Mutter Verzicht gethan, um nur möglichſt bald wieder frei athmen zu können. Doch daran durfte ich, Höflichkeits halber, nicht denken, und ich mußte auf meiner Folter ausharren, bis die Arbeit vollendet war.

Julie überreichte ſie mir endlich mit einigen verlegnen Worten, die ich mit eben ſo verlegenen beantwortete. Sie ſah, ſtatt auf mich, auf den Fußboden, und ſie vermied es gefliſſentlich, daß ihre Finger die meinigen berührten. Das brachte mich faſt ganz außer Faſſung, und ich nahm ſogleich Abſchied und ging. — Erſt an der Hausthüre fiel mir der Brief an die Mutter ein. Ich gab ihn dem Dienſtmädchen, doch mit der ausdrücklichen Vorſchrift, ihn erſt am folgenden Morgen zu überreichen, damit ich ſchon zur Stadt hinaus wäre, wenn er geleſen würde.

Vor dieſem Beſuche wollte ich Zirkeliz hauptſächlich deswegen auf einige Zeit verlaſſen, um aller weitern Verhandlungen und Dankſagung wegen der

Schenkungsurkunde überhoben zu seyn; jetzt trieben mich auch Unmuth und Beschämung mancher Art hinweg. Ich war ganz uneins mit mir selbst. Ich dachte nur mit der größten Unzufriedenheit über mich und über Julien an den gehabten Auftritt, und dennoch würde ich die Erinnerung daran um keinen Preis weggegeben haben.

Mit dem anbrechenden Morgen verließ ich die Stadt. Der Leichenstein meines Wohlthäters sah in der Dämmerung wie ein Gespenst über die Gottesackerwand. Das Herz fieng mir an zu schlagen. Mir fiel ein, wie beschämt ich vor dem Todten stehen würde, wenn er mir plötzlich erschiene. Daß ich seine Erbschaft verschenkt, müßte er mir, meinte ich, gewiß vergeben. Aber daß ich, der frühe Weiberfeind, gestern vor einem Mädchen gekniet, daß ich, mit meinem Freiheitsstreben, selbst den Antrag zu einer festen Kette um meinen Nacken gemacht hatte — was würde er dazu gesagt haben? Und noch dazu ein abgewiesener Bettler, der ich war — wie kläglich müßte ich vor ihm stehen! — Ich hielt plötzlich meine Hand vor die Augen, und eilte davon.

Meine frühere Meinung fiel mir hinterher zwar wohl manchmal ein, daß selbst der alte Weiberfeind Julien, wenn er sie ganz gekannt hätte, für eine

Ausnahme von der Regel erklärt haben würde; und ich meinte, daß eine Ausnahme wohl die andere entschuldige. Allein jedesmal rechnete ich mir dann wieder vor, daß sie erst einen Kuß von mir geduldet, dann einen zweiten mir freiwillig gegeben, den dritten aber hartnäckig verweigert habe. Wenn das nicht Eigensinn, wenn das nicht Launen wären, meinte ich, so gäbe es keine; und wer diese besäße, möchte wohl noch mehr böse Eigenschaften haben, und also wohl unter die allgemeine Regel, nicht unter die Ausnahmen gehören.

Nach dieser letzten Betrachtung war ich wenigstens froh, daß Julie, anstatt die hingehaltne Kette um meinen Nacken vollends zuzuziehen, mich von sich zurückgestoßen hatte. — Das Schicksal ist ein Tyrann, und Niemand, als ein Tyrann kann wohlfeiler Dank verdienen. Wer uns hätte können die Hand abhauen lassen, wird unser Wohlthäter, wenn er uns nur um einen Finger ärmer macht; und wer uns drohte, den Kopf abschlagen zu lassen, ist übergnädig, wenn er mit einer abgehauenen Hand vorlieb nimmt. Daher fieng ich nach und nach an, das Schicksal zu preisen, daß es mich noch so mit dem blauen Auge habe davon kommen lassen; daß es, anstatt mich aufs ganze Leben unglücklich zu machen,

mich zum Weihnachtsgeschenk nur ein wenig beschämt und erniedrigt habe. Ich fing an, im Gefühl meiner geretteten Freiheit, meinen Nacken wieder muthiger aufzurichten.

Aber — fiel mir in einer schlaflosen Nacht auf einmal mit Schrecken aufs Herz — aber bin ich denn noch ganz frei? Beantwortete Julie meine Fragen, ob wir unser Leben fest aneinander ketten wollen, ob sie mein seyn wolle, nicht mit unwillkürlichen Thränen und mit einem freiwilligen Kusse? Was heißt nach solchen Fragen ein solcher Kuß? Heißt er Ja oder Nein? heißt er beides, oder heißt er keins von beiden? Das hätte ich, als aufzugebende Preisfragen, einer Akademie von gelehrten Liebesrittern empfehlen mögen, wenn ich nur mit irgend einer in Bekanntschaft gewesen wäre. Mir, dem gänzlich Unerfahrnen, war die Aufgabe zu schwer. Sie gieng mir immer ernstlicher im Kopfe herum.

Wenn der Kuß ein Ja hatte seyn sollen: so war ich nicht mehr frei; so fühlte Julie sich ebenfalls nicht mehr frei; so mußten wir, wenn uns auch beide jener Schritt gereute, uns erst gegenseitig wieder für frei erklären, ehe wir es seyn konn-

ten. Das war das einzige, was ich vollkommen begriff. Aber so oft mich Jemand schüttelte, und fragte: „Was stehn Sie in so tiefen Gedanken?“ hätte ich die Gegenfrage zur Antwort geben mögen: „Können Sie mir nicht sagen, ob ich eine Art von Bräutigam bin?“ — — So oft ich den Ausdruck das schöne Geschlecht hörte oder las, so oft seufzte ich im Herzen, man solle es richtiger das gefährliche nennen, denn ich hatte im reichen Maaße erfahren, wie gefährlich die leiseste Berührung, das kleinste Wort desselben werden könne. Ich war mehr als jemals geneigt, es für ein Dämonengeschlecht zu halten, das der Schöpfer nur auf die Erde gesetzt habe, damit den Männern nicht zu wohl werde, und sie nicht wähnen möchten, freie Götter zu seyn.

Solcher Betrachtungen machte ich immer mehr, je näher die Zeit meiner Rückkehr nach Zirkelitz herrückte. Ich hatte meine Abwesenheit möglichst verlängert, und meine ganze Reise in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, so daß in Zirkelitz kein Mensch wußte, wo ich eigentlich war; allein endlich — es war im März — mußte ich nothwendig zurückkehren. Man kann denken, mit welcher Unruhe ich es that!

Ich wollte mich in Zirkelitz möglichst lange incognito aufhalten, aber ich konnte das so wenig, als irgend ein Prinz, wiewohl ich es ernstlicher damit meinte, als die meisten. Schon am zweiten Morgen ward an mein Zimmer geklopft, und Juliens Mutter trat herein.

„Sie sind so grausam, als großmüthig!" war ihre Anrede — „Wie hätten Sie mir es fast so lange unmöglich gemacht, Ihnen für Ihre edle Absichten zu danken!"

Sie bestand darauf, daß ich die Schenkungsurkunde zurücknehmen solle. Wir stritten lange darüber. Endlich siegte ich durch die Vorstellungen, daß ich eine freiwillige Abtretung der Erbschaft an einen der Verwandten ganz unabänderlich beschlossen, und daß, wenn sie dieselbe nicht annähme, entweder ein reicher Geizhals, oder ein liederlicher Verschwender — denn andre Verwandte gab es nicht — damit beschenkt werden müßten. — Das half endlich. Nun wollte sie sich weinend in Danksagungen ergießen; aber ich beschwur sie, mich ein für allemal damit zu verschonen, und zu bedenken, daß ich nur gethan, was meine Ehre erfordert, und was ich also gar nicht habe lassen können. Sie versprach mir,

mich weder mit Einwendungen noch Dankſagungen fernerhin zu beläſtigen.

Sie erwähnte Juliens mit keiner Silbe. Das war mir ein Beweis, daß ſie wußte, was vorgefallen war.

Ich bot ihr — weil ich glaubte, es nicht unterlaſſen zu dürfen — beim Weggehen den Arm, und ſie nahm ihn an. Weil ich doch einmal, über kurz oder lang, einen Beſuch bei ihr machen mußte, folgte ich ihrer Auffoderung an der Hausthür, mit hinauf in ihr Zimmer zu kommen. Das Herz klopfte mir gewaltig. Aber Julie war ausgegangen; und — ſonderbar genug — das verdroß mich nun. Es erſchien mir als ein gar zu rückſichtloſes Zeichen ihres Widerwillens gegen mich, da ſie doch hätte vorausſetzen können, daß ich die Mutter zurückbringen würde.

Dieſem ungewiſſen, unangenehmen Verhältniß ein ſchnelles Ende zu machen, koſte es auch, was es wolle, war mein feſter Entſchluß. Jeden Tag nahm ich mir vor, daß ich morgen hingehn, oder einen Brief hinſchicken wolle; aber wenn das Morgen zum Heute geworden war, fand ich immer einen Vorwand zu einem Aufſchub, und ſagte aufs neue: „Morgen ſoll es geſchehn!“

So kam das Osterfest heran. Am zweiten Feiertage gab der ehemalige Arzt meines Wohlthäters ein großes Mittagsessen. Er hatte mir auch einmal das Leben gerettet; ich ehrte ihn auch als Menschen aufs höchste; also nahm ich die Einladung an, ob ich gleich vermuthen konnte, daß auch Julie und ihre Mutter, als die vertrautesten Freundinnen des Hauses, zugegen seyn würden.

Meine Vermuthung bestätigte sich. Zum ersten Male sah ich Julien wieder, aber sie vermied es, sich mir zu nähern, und verlor sich unter den zahlreichen Gästen immer aus meinen Blicken; und so sehr ich auch ihre Annäherung fürchtete, so sehr verdroß mich doch abermals ihre Entfernung.

Ich trank einige Gläser Wein, um mich aufzuheitern, und Julien und mein Verhältniß zu ihr zu vergessen; allein gerade das Gegentheil erfolgte. Ich dachte an nichts, als an sie.

Es war ein schöner Frühlingstag. Im Garten wurde Kaffee getrunken, und des Doctors Kinder nebst einigen jungen Leuten, unter denen sich auch Julie befand, suchten bunte Ostereier, die im Buchsbaum versteckt waren. Julie fand eins mit der Aufschrift: „Glück zu!“ — Ich hörte, daß darüber viel gescherzt wurde, daß man sagte, dieß bedeute

eine baldige Veranlassung zu einer ernsthaften Gratulation; ich bemerkte — oder glaubte wenigstens zu bemerken, — daß man mich dabei mit einem bedeutenden Lächeln ansah. — Das gab der Sache endlich einen Ausschlag.

Ich suchte Juliens Mutter, und verzweifelte fast vor Ungeduld, daß sie in einem tiefen Gespräch mit einem höchst queckfilbrigen Blaurock war. Ich jagte sie diesem endlich fast gewaltsam ab, und führte sie in einen entfernten Gang, mit der Bitte um eine ernste, offenherzige Erklärung. Ich trug ihr genau mein und Juliens Verhältniß vor, doch ohne einen Namen zu nennen, und bat sie, mir zu sagen, ob ein solcher Mann und ein solches Mädchen noch für frei zu erklären wären, oder nicht.

Sie sah mich mit einem ernsten, nachdenkenden Blicke an, und sagte mit ruhigem, doch nicht ganz unbefangenem Tone: „Ich muß Beide für frei erklären.“

„Frei?“ erwiederte ich — „Frei? O das ist ein großes Wort! — Und wenn ich Julien die Entscheidung überlassen hätte: würde sie das nämliche Wort ausgesprochen haben?“

„Ganz gewiß!“ war ihre Antwort, der man indessen viel innere Bewegung anhörte.

Ich küßte ihr mit Heftigkeit die Hand, und verließ sie, denn dieses Ganz gewiß war mir, wider mein Erwarten, empfindlich in hohem Grade. — In einer Laube saßen noch einige ältliche Herren bei einer Weinflasche. Der Doctor rief mich hinzu. Ich trank hastig noch ein paar Gläser, der Freiheit zu Ehren. Dann sprang ich fort, weil ich Julien mit zwei Kindern in der Nähe sah.

„Glück zu!“ sagte ich — „Eben habe ich der Freiheit ein Vivat gebracht. Da hätten Sie mit anstoßen sollen! Wir feiern ja wohl Beide heute ein Auferstehungsfest?“

Sie erzwang ein Lächeln, ohne zu antworten.

„Nun?“ fuhr ich fort — „Ist die Freiheit nicht ein köstliches Gut? Und sind wir nicht frei?“

„Wie könnt' ich Nein sagen?“ antwortete sie mit einem noch gezwungenern Lächeln — „Ihr Herz müßte das von selbst wissen.“

Da kam der Blaurock des Weges gegangen; und Julie, als ob sie sich vor mir retten wollte, eilte ihm mit den Worten entgegen: „Helfen Sie mir doch meine Mutter suchen!“ Ich achtete dessen in diesem Augenblicke nicht, denn ich war in einer tollustigen Stimmung.

Ich entfernte mich durch eine Hinterthür des Gartens, die aufs Feld führte. Ein lauer, leichter Zephyr spielte in meinem lockichten Haare. Lerchen wirbelten vom grünen Saatfeld in die blaue Luft hinauf. Ein junger Schmetterling versuchte die bunten Flügel. Von allen Seiten sprach mich neues, fröhliches Leben an. „Sammelt euch um mich her!" rief ich dem Zephyr, der Lerche, dem Schmetterlinge zu — „Sammelt euch um mich her, denn ich bin eures gleichen! Ich bin frei! und wer frei ist, ist glücklich!" Die Sehnsucht meiner früheren Jugend nach Flügeln zitterte auf einmal wieder durch meine Seele, wie das Echo eines längst verklungenen, schönen Tones. — Ich schweifte bis zum Abend umher, und beschloß, mich loszureißen und auf immer diese Stadt zu verlassen, denn eine innere Stimme sagte mir, daß ich Julien nicht wieder sehen müsse.

An jedem folgenden Tage rief ich mir aufs neue zu: „Ich bin frei! und wer frei ist, ist glücklich!" Aber das Gefühl meines Glücks wurde schwächer und schwächer. Jener Ausruf war am Ende nichts mehr, als ein Sporn, den ich mir vorsätzlich in die Seite stieß, um mich gewaltsam in Bewegung zu bringen. Allmählich schlug das Mittel nicht mehr an; ich

blieb kalt und still dabei, und warf es endlich als unnütz gänzlich auf die Seite.

Es war etwas in meiner Seele, das ich für böses Gewissen hielt. Unaufhörlich dachte ich mit steigender Unruhe an Julien, und ich war dem Selbstgeständniß sehr nahe, daß ich mich an ihr schwer versündiget habe. —

In Beziehung auf die Erbschaftsangelegenheit hatte ich der Mutter nach einiger Zeit eine Nachricht mitzutheilen. Es hätte können schriftlich geschehen, doch ich überredete mich, daß es besser wäre, wenn ich es mündlich thäte. Ich faßte mir ein Herz, und ging hin.

Ich hatte mein bestes Kleid angezogen, damit sie, die jetzt im Wohlstand waren, nicht durch meinen schlechten Alltagsrock auf eine Weise, die ihnen hätte empfindlich seyn müssen, an meine beschränktere Lage erinnert werden möchten. Aus dem nämlichen Grunde nahm ich mir auch vor, durchaus zu thun, als ob ich die Spuren ihres neuen Wohlstandes gar nicht bemerkte, so sehr ich mich auch darauf freute, sie an ihren Umgebungen zu sehn. Ich hatte mich indessen gänzlich hierin geirrt. Sie saßen noch mit dem nämlichen häuslichen Fleiße, wie sonst, in den reinlichen, einfachen Hauskleidern, die ich schon

kannte, auf den nämlichen altmodischen Stühlen, auf denen sie sonst gesessen hatten. Ein Teller, der auf dem Tische stand, zeigte auch, daß sie ihrem alten, einfachen Frühstück vollkommen treu geblieben waren; kurz, alles bewies mir, daß nicht die mindeste Veränderung in ihrer Lebensweise vorgegangen war. Kaum konnte ich es lassen, meine Verwunderung hierüber laut werden zu lassen.

Die Mutter war freundlich, doch weniger vertraulich, als sonst. Die vermehrte Höflichkeit, die das verbergen sollte, verrieth es mir nur.

Ich wollte Julien beobachten, doch fehlte es mir hiezu so ganz und gar an Unbefangenheit, daß ich keinen Blick zu ihr hinbringen konnte. Ich wurde zerstreut, und gab der Muttter ein paar unpassende Antworten. Wir beide befanden uns nicht wohl hiebei; um also unserer Noth ein Ende zu machen, griff ich nach meinem Hute.

Da trat plötzlich der Doctor ins Zimmer. „Wie geht es mit unsrer Patientin?“ fragte er, indem er der Mutter die Hand küßte.

„Sie befinden sich nicht wohl, Madam?“ fuhr ich fort zu fragen.

„Um Verzeihung“ — antwortete sie beklommen, — „meine Tochter“ —

Jetzt endlich blickte ich ernstlich nach dieser hin. Sie stand neben ihrem Stickrahmen, auf der nehmlichen Stelle, wo wir am Weihnachtsabende neben einander gesessen hatten. Aber ihr damals so hoch glühendes Gesicht war jetzt so blaß, und hatte einen solchen Ausdruck von Schmerz und Leiden, daß ich davor erschrak. Sie sah still vor sich nieder; doch schien es ihr nicht zu entgehn, daß ich sie unverwandt anstarrte. Eine schmerzliche, innere Bewegung verrieth sich in ihrem unruhigeren Athem und im Zerdrücken einer Thräne.

„Sie denkt des Weihnachtsabends!“ rief mein Gewissen mir zu, und eine schwere Last wälzte sich auf meine Brust. Die Kniee wollten mir zusammensinken. Wären wir allein gewesen: ich wäre vor ihr hingestürzt, und hätte gestammelt: „Vergebung!“ — Ich wollte wenigstens zu ihr hingehen, um ihr die Hand zu reichen; aber die weite Kluft, die seit dem Osterfeste zwischen uns war, ließ mich nicht zu ihr. Ich drückte die schon ausgestreckte Hand gegen die Stirn; und mit einem halblauten: „Wehe mir!“ wankte ich, wie ein überführter Verbrecher, zur Thür hinaus.

Zwei Tage brachte ich höchst unmuthig und unentschlossen in meinem Zimmer zu. Endlich wollte

ich durchaus sehen, ob Julie noch so blaß und betrübt sei. Ich faßte mir ein Herz und ging hin. Nach zweimaligem, vergeblichem Klopfen an der Thür des Wohnzimmers, nöthigte mich das Dienstmädchen hineinzugehn. Niemand war darin, doch hörte ich im Nebenzimmer lebhaft sprechen, ob ich gleich nichts davon verstand. Die Thür desselben war wieder halb offen, wie bei meinem ersten Besuch, und ich fand bald die Stelle, von wo aus ich wieder ein bewegliches Bild im Spiegel sehen konnte. Ich erblickte dießmal einen jungen Mann, der eben mit dem Ausdruck der höchsten Rührung eine weibliche Hand küßte. Wem die Hand gehörte, konnte ich nicht sehen; allein ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Juliens Hand sei. Eine unangenehme Empfindung, die mir noch gänzlich neu war, trieb mich fort von dem unerträglichen Anblick. „Glück zu!“ murmelte ich zwischen den Zähnen, und ging nach der Thür, durch welche ich gekommen war. Ehe ich mich indessen entfernen konnte, trat Julie, durch mein Geräusch aufmerksam gemacht, ins Zimmer. Ein unverkennbares Erschrecken bei meinem Anblick färbte ihr Gesicht. „Ich will Sie nicht stören,“ sagte ich — „Sie befinden sich wohl; weiter wollte ich nichts wissen.“

Jetzt trat die Mutter mit dem jungen Mann hinzu, an dem mir alles, besonders die ungewöhnliche Höflichkeit, mit der er sich vor mir verbeugte, zuwider war. Die Mutter nannte mir seinen Namen nicht, und ich war zu stolz, danach zu fragen. Es war auffallend, wie wenig unbefangen die Mutter war. Sie sprach vom Wetter, vom Kriege, endlich gar von einem Delinquenten; allein man sah, daß ihre Seele eigentlich mit etwas ganz anderm beschäftigt war, daß sie etwas ganz anders auf der Zunge hatte, was sie nur nicht über die Lippen bringen konnte. Ich wurde ungeduldig und ging. Der junge Mann blieb.

Unaufhörlich fragte ich mich, wer er sei, und was er dort wolle, und ein höchst unangenehmes Gefühl nistete sich immer tiefer in meinem Herzen ein.

Am folgenden Tage, als ich über die Straße ging, sah ich die Witwe und den jungen Mann zu einem Kaufmann gehen, der mit leinenen und baumwollenen Waaren handelte. Ohne mich zu bemerken, gingen sie ziemlich nahe an mir vorbei. Jetzt sah ich den jungen Mann zum ersten Male recht deutlich im Profil, und nun wußt' ich sogleich, daß ich sein Miniaturbild kürzlich bei einem Goldschmidt, der mein Schulfreund war, gesehen hatte. Augenblicklich eilt'

ich zu diesem, und ich fand das Bild schon in ein Medaillon gefaßt. Mein Freund sagte mir, der junge Mann sei ein Apotheker, der sich erst seit ein paar Monaten etablirt, und außer dem Medaillon auch noch einen Ring von seinen Haaren und mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bestellt habe.

„Also ein verliebter Ritter!“ sprach ich mit innerm Grimme. „Hole der Teufel doch alle verliebte Narren!“

Mein Freund war ein Schelm, und sah mich einige Augenblicke starr an. Plötzlich sah er sich, bei einem kleinen Geräusch, erschrocken nach der Thür um, und sagte: „dachte ich doch wahrhaftig, er käme, um dich beim Worte und beim Kragen zu nehmen!“

„Wer?“ fragte ich unbefangen.

„Der Teufel,“ war seine Antwort.

„Nun, auf mich soll ihm mein Fluch kein Recht geben,“ erwiederte ich halb empfindlich.

Und ganz trocken brummte der Schelm: „Darum kommt er auch wohl nicht.“

Ich lief fort. Ich wollte nichts, gar nichts weiter wissen. Dennoch ruhte ich nicht, bis meine alte Aufwärterin ausspionirt hatte, was Juliens Mutter mit dem Apotheker bei dem Kaufmanne gemacht

habe. Sie hatten gemeinschaftlich eine Menge Leinwand und Barchent erhandelt. Meine Alte bewies mir unwiderlegbar, es müsse zu Brautbetten seyn.

„Also gar schon Braut und Bräutigam!“ rief ich mit Zähneknirschen, und fuhr mit der Faust gegen die Stirn. — „Und ich Narr konnte an Ostern noch fragen, ob man mich für für frei erkläre!“ — Nun wußt' ich auf einmal, warum man mich damals so ganz und gar nicht festhalten wollte. Indem ich jene Scene im Garten des Doctors, die meinen Stolz jetzt so empfindlich beleidigte, mir noch einmal recht lebhaft vergegenwärtigte, ward es mir plötzlich klar, daß der Blaurock, dem ich damals die Mutter abjagte, und den Julie, gleichsam zur Hülfe gegen mich, herbeirief, Niemand anders gewesen war, als der Apotheker. Mit bitterm Lachen brach ich in die Worte aus! „Also diese kriechende, fatale Apothekerfigur hatte sich die spröde Julie schon in Zeiten erkohren!“ — Ich hatte geglaubt, allein zu seyn; doch die Alte stand noch in der Thür, und fing an, allerlei zu Ehren der Apotheker zu sagen, und mir nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß der eben erwähnte wenigstens eine eben so hübsche Figur habe, als ich. — Sie hatte hierin vollkommen Recht, das mußte ich selbst gestehn, und das verdroß mich

am meiſten. Ich entließ die Alte auf der Stelle ihres Dienſtes, nur ihr alter, gichtbrüchiger Mann, ſo wenig er auch dazu taugte, ſollte mir künftig aufwarten, weil ich kein Weib mehr um mich haben möchte, weil ihr ganzes Geſchlecht mir zuwider ſei, ſagte ich ihr grade ins Geſicht.

„Nun, ſo ein Weiberfeind iſt mir doch noch nicht vorgekommen!“ brummte die Alte im Hinweggehen. Im Triumph über dieſen halb eingebüßten, nun wieder errungenen Titel, warf ich ihr noch einen Thaler zu, und blickte freier, als ich ſeit langer Zeit gethan hatte, das Bild des ſeligen Bürgermeiſters, meines Wohlthäters und Wegweiſers auf der glorreichen Bahn der Weiberfeindſchaft, an. Alle meine vorräthigen Thaler hätte ich darum gegeben, wenn ich Julien, von der ich nun wußte, daß ſie mir recht ſehr verhaßt war, meinen Triumph hätte können ſehen laſſen.

„Faſt hätte mich ein Irrlicht auf einen gefahrvollen Abweg verleitet!“ ſagte ich zu mir ſelbſt — „Dem Himmel ſei Dank, daß ich mich wieder zurecht gefunden und meine Freiheit gerettet habe, durch eigne, früh errungene Weisheit und Kraft!“ — Julien nie wieder zu ſehen, war mein raſcher,

kräftiger Entschluß, der mich nicht einmal eine Ueberlegung, viel weniger einen Kampf kostete. Ich triumphirte immer lauter.

Unglücklicher Weise begegnete mir am folgenden Tage, da ich zum Thore hinausging, der Wagen des Doctors. Julie und ihre Mutter saßen darin. Gleich einer Bildsäule blieb ich stehen, und sah mit Schrecken, wie leichenblaß und kummervoll Juliens Gesicht war. Deutlich fühlte ich: das war kein Gesicht einer glücklichen Braut; und zum ersten Male fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob Julie den Apotheker auch wohl aus eigner, freier Wahl heirathen wolle, oder nicht. Von diesem Augenblick an hielt ich es für sündlich, sie noch länger zu hassen, und ich dachte nur noch mit Theilnahme an sie.

Nach ein paar Tagen sah ich sie wieder im Wagen des Doctors zum Thore hinausfahren. Ich wußte, daß der Doctor seinen Wagen nur an Kranke, die ihm vorzüglich wichtig waren, und des Fahrens als Kur bedurften, verborgte. Das bewies mir, daß Juliens Krankheit ernstlich war. Ich wußte vor Unruhe nicht, was ich beginnen sollte. Endlich lief ich zum Doctor unter dem nichtigen Vorwande eines eigenen Uebelbefindens, und fragte mit klopfendem Herzen nach Juliens Zustande.

Auffallend verfinsterte sich sein Blick bei meiner Frage, und er wurde einsilbiger, als gewöhnlich. Er meinte, sie leide an einer Art von schleichendem Fieber, das sie aufreiben müsse, wenn es nicht bald, wenn es nicht längstens bis Pfingsten zum Weichen gebracht werde.

Pfingsten war nahe. Ein Schauder überfiel mich bei dieser Erklärung. — Mir fiel ein, ob der Besuch eines Bades Julien nicht nützlich seyn könne. Der Doctor meinte, das sei zweifelhaft und auch wohl zu kostbar.

„Zu kostbar?“ unterbrach ich ihn mit Befremdung.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ antwortete der Doctor — „Die guten Leute haben jetzt freilich Einkünfte genug; nur ihre Grundsätze — — doch darüber habe ich kein Recht zu sprechen.“

Wir wurden gestört, und ich ging, höchst unzufrieden über die Mutter, die ich durch meine Abtretung der Erbschaft nur geizig gemacht haben mußte, hinweg. Es wurde mir klar und immer klarer, Julie sei das unglückliche Opfer der Habsucht des Apothekers und des unverständigen Ueberredens der Mutter. Ich konnte nicht zweifeln, daß der Apotheker nur durch das von mir abgetretene Vermögen zu Ju-

lien hingelockt war. Mich selbst sah ich daher als das unselige Werkzeug zur frühen Zerstörung eines herrlichen Lebens an. Ich hatte Julien ins Unglück gestürzt! Ich mußte sie also auch zu retten suchen! Darüber war ich vollkommen mit mir einig. Nur das Wie war mir eine Aufgabe, zu deren Lösung ich zwar schnell genug hundert Plane machte, aber auch eben so schnell wieder verwarf.

So überraschte mich der Morgen des ersten Pfingstfesttages. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß der Doctor gerade das Pfingstfest zum entscheidenden Termin genannt hatte. Es war für mich etwas Ominöses in den Kirchenfesten. Weihnachten und Ostern waren für mich schon so wichtig gewesen in Beziehung auf Julien. Heute, am Pfingstfeste, sollte ich ihr Todesurtheil hören!

Der Doctor sprach es aus, hart und finster, wie ein Höllenrichter. Das zerstörende Fieber war nicht gewichen, sondern war heftiger als je. — Auf dem ganzen Wege zu dem Doctor glaubte ich auf das Schlimmste gefaßt zu seyn; jetzt aber war ich so erschüttert, als ob ich mein eigenes Todesurtheil gehört hätte. „Ach!“ rief ich mit hervorstürzenden Thränen — „warum haben Sie mir einmal das

Leben gerettet? und warum retten Sie es Julien nicht?“

Mit immer finstrerem Blick erwiederte er: „Hier kann kein Arzt und keine Chinarinde helfen! Juliens Körper wird vom Gemüth aus zerstört! Nur vom Gemüth aus hätte also auch die Heilung versucht werden können!“

„Also hab' ich recht geahnet!“ fiel ich ihm rasch ins Wort — „Julie ist unglücklich! und ich gab leider die erste Veranlassung dazu!“

„Fühlen Sie das?“ fuhr der Doctor auf, mit hell aufblitzendem Blick — „Aber wollen Sie das blos fühlen, und nicht handeln?“

„Ich war immer verlegen um das Wie;“ fiel ich ihm in's Wort — „jetzt auf einmal weiß ich, was ich zu thun habe.“

Ich stürzte fort, ohne mich von den väterlich ausgestreckten Armen des Doctors aufhalten zu lassen, und ohne zu verstehn, was er mir noch nachrief. An jeder Minute, meinte ich, hinge Leben oder Tod; darum eilte ich, so sehr ich konnte, grade nach der Wohnung des Apothekers.

Er war nicht zu Hause, doch sollte er gleich zurückkommen. Ich wartete vergeblich einige unerträglich lange Minuten. Endlich konnte ich vor Un-

geduld nicht länger bleiben, und ließ ihm folgende, im Fluge geschriebene Zeilen, in einem versiegelten Zettel zurück: „Als freiwilliger Advocat Ihrer Braut beschwöre ich Sie, derselben ihr erzwungenes Wort zurückzugeben! Es muß geschehn, und zwar auf der Stelle, denn die Unglückliche ist sonst eine Beute des Todes! Ich nehme sie gegen Sie und gegen die Mutter in Schutz; und als Jurist werde ich Maaßregeln ergreifen, daß mit dem von mir abgetretenen Vermögen weiter kein Mißbrauch zu Gunsten einer solchen Heirathsspeculation getrieben werde.“

Kaum war ich nach Hause gekommen: so stürzte der Apotheker athemlos in mein Zimmer. Hitzig sprachen wir eine Menge Worte gegen einander, die keiner verstand und begriff. Endlich stritten wir darum, wer von uns beiden toll sei, ich oder er; und es wundert mich noch heute, daß wir nicht Einer dem Andern den Schädel einschlugen, um im Gehirne nachzusehen, wer Recht oder Unrecht habe. In der Verzweiflung stieß ich endlich einen Schwur aus, daß ich lieber alle mögliche juristische Teufelskünste aufbieten wolle, um das unglückliche Mädchen bettelarm zu machen, ehe ich zugäbe, daß die verwünschte Erbschaft die Veranlassung zu einer erzwungnen Heirath für sie werde. Hier wurde der Apotheker ganz

wie beſeſſen, und ſchwur noch ärger, als ich, daß er auf Ausſtattung und alle zeitliche Vortheile gern Verzicht thue, und daß ſein Engel, auch bettelarm, lieber mit ihm Pillen drehen, als ohne ihr einen Scepter führen werde, denn ſie liebten ſich einander aufs raſendſte ſchon ſeit Jahr und Tag.

Da er ſich das nicht wollte abſtreiten laſſen, ſondern ſich keck auf das Zeugniß von Juliens Mutter berief, welche alle Liebesbriefe geleſen habe, ſagte ich kurz: „Kommen Sie hin! aber nur auf der Straße kein Wort, damit wir nicht zum Scandal werden!“ Und ſo liefen wir ſtumm, doch nicht weniger erbittert, neben einander hin.

Wir traten ins Zimmer. Mutter und Tochter waren nicht wenig erſtaunt, uns beide kommen zu ſehen. Ich wollte eine ruhige Einleitung machen, aber mit einem Zetergeſchrei, das faſt zum Geheul wurde, rief der Apotheker gleich die Mutter zum Zeugniß auf, daß ſie ihm die Ausſtattung faſt aufgezwungen habe, und daß er und ſeine liebe Braut einander aufs entſetzlichſte liebten. Er gab ihr meinen Zettel, und ſchrie ihr unſern gehabten Zank noch einmal vor, daß ich nicht zum Worte kommen konnte. Ich führte alſo Julien bei ihrer zitternden Hand nach dem andern Ende des Zimmers,

und sagte zu ihr: „Ich weiß, daß Sie am Rande des Verderbens stehen, und da ich durch die fatale Erbschaft die unglückliche Veranlassung dazu gegeben habe: so halte ich es für Pflicht, alles zu Ihrer Rettung zu versuchen, und ich biete Ihnen hiermit, als redlicher Freund, meine Hand.“ —

„Nein!“ unterbrach sie mich mit dem schmerzlichsten Tone — „nein, dieses Mitleid ist noch schrecklicher, als das ganze grausame Spiel, das Sie seit dem Weihnachtsabend mit meinem Herzen getrieben haben!“

„Welch grausames Spiel?“ fragte ich betroffen, und hielt ihr meine Hand entgegen.

Sie schob meine Hand hinweg und erwiederte: „Stille davon! den Triumph will ich Ihnen lassen, ein unbewahrtes Herz zerrissen zu haben; aber Ihre Hand als ein Almosen anzunehmen, bin ich, auch im Angesichte des Todes, noch zu stolz!“

Ich begriff sie nicht, und stotterte verlegen: „Wollen Sie denn den Apotheker lieber heirathen, als meine Hülfe annehmen?“

Da warf sie einen halb schmerzlichen, halb verachtenden Blick auf mich, und schluchzte: „Nein, solchen unwürdigen Hohn verdiene ich nicht!“

In diesem Augenblicke trat der Doctor ins Zimmer. Julie wankte ihm entgegen, ergriff ihn ängstlich bei der Hand, und zog ihn ins Nebenzimmer. Ich wußte nicht, ob ich nachfolgen, oder bleiben sollte.

Jetzt stellte sich mir die Mutter entgegen, und sprach mit ernstem, doch ruhigem Tone: „Ich habe die Erbschaft angenommen, weil Sie mich dazu zwangen; doch habe ich mir noch nicht erlaubt, einen Pfennig davon zu meinem und meiner Tochter Nutzen zu verwenden. Statt dessen machte ich mich anheischig, den Sohn unsers verarmten, verschwenderischen Vetters studieren zu lassen, und seiner Tochter eine anständige Aussteuer zu geben. Daß sie diesen Herrn recht herzlich liebt, weiß ich aufs zuverlässigste.“ —

„Ihre Cousine?“ fiel ich ihr ins Wort — „die liebt den Herrn Apotheker? Warum will er denn nicht die, sondern Ihre Tochter heirathen?“

Jetzt erhob der Apotheker ein neues Geschrei; auch die Mutter fing an lebhafter zu sprechen; und ich hörte mit einem Erstaunen, wobei ich mich lächerlich genug ausnehmen mochte, daß ich lauter Lärm ohne Noth gemacht hatte, indem der Apotheker wirklich der Bräutigam der Cousine war, und

sich es nie hatte einfallen lassen, Julien heirathen zu wollen. Ich ärgerte mich nicht wenig über mich selbst.

„Aber Juliens Gemüthskrankheit" — fing ich endlich nachsinnend an — „der Doctor sprach doch selbst davon."

„O spotten Sie nicht meines unglücklichen Kindes!" brach die Mutter jetzt schmerzlich aus, und ging seufzend in das Nebenzimmer.

Während ich dem Apotheker die Hand zur Versöhnung reichte, trat der Doctor zu uns. „Wir haben uns heute beide nicht verstanden," redete er mich an, „und ich glaube nun fast, Sie verstehen auch Julien und sich selbst nicht. Wenigstens kann ich mir nicht denken, daß Sie Julien durch das eben gehabte Gespräch so tief gekränkt haben würden, wenn Sie wüßten, wie sehr das gute Mädchen Sie vom Anfang Ihrer Bekanntschaft an liebt, und wie unglücklich sie durch diese Liebe ist!"

„Was sagen Sie?" stammelte ich im höchsten Erstaunen — „Julie liebt mich?!"

„O, ich will Ihnen noch mehr sagen," fuhr der Doctor mit einem leise spottenden Lächeln fort, „Sie erwiedern Juliens Liebe, und zwar

schon seit langer Zeit, und mit einer ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit!"

„Herr Doctor!" unterbrach ich ihn — „meine Grundsätze" —

„Still!" sagte der Doctor, „machen Sie mich nicht zu lachen bei einer sehr ernsthaften Sache! Ja, ja, werden Sie nur roth und immer röther, und schämen Sie sich endlich einmal Ihrer Thorheit! Julie und ihre Mutter würden aus Delicatesse ewig schweigen, und Julie würde schweigend sterben; aber ich will endlich reden und Ihnen sagen: Sie könnten höchst glücklich seyn und höchst glücklich machen, wenn Stolz und Unerfahrenheit Sie nicht verblendet, wenn eine Grille von falschverstandener Freiheit und eine andocirte und anraisonirte, lächerliche Weiberfeindschaft Ihnen nicht im Kopfe gespukt hätte! Sie wollten frei seyn, Sie verschmähten deswegen die schönsten Bande, welche die Natur uns bereitet hat; und Sie waren der traurige Sclav einer thörichten Grille, die Sie in schwere Fesseln schlug, und Sie und Julien unglücklich machte!"

Ich war erschüttert bis in die innerste Tiefe meiner Seele, und ergriff die Hand des Doctors, um rasch mit ihm ins Nebenzimmer zu Julien zu gehn.

Aber er hielt mich zurück und sagte: „Julie darf in diesem Augenblicke nicht noch mehr erschüttert werden; auch wird sie aus keiner augenblicklichen Ueberraschung Vortheil ziehen wollen. Lassen Sie uns jetzt gehen, und prüfen Sie zu Hause ruhig, was ich Ihnen gesagt habe! Sind Sie dann zu der wahren Freiheit des Geistes gelangt, Ihre alten Grillen und Vorurtheile als Lächerlichkeiten von sich zu werfen, und zieht Ihr Herz Sie zu Julien hin, so kommen Sie diesen Nachmittag um vier Uhr in meinen Garten! Sie werden Julien da finden.“

Wir gingen, und auf der Straße löste der Doctor mir noch manches Räthsel in Juliens und meinem Benehmen, um mich von unserer gegenseitigen Liebe zu überzeugen. Ich hörte alles still nachdenkend an, und verarbeitete dann zu Hause bei verschlossenen Thüren in meinem Kopfe alle die neuen Ansichten. Immer weiter verfolgte ich den Blick, den der Doctor mich so unerwartet hatte in mein Herz thun lassen. Ich mußte aufs neue erröthen und mir gestehen, daß ich Julien leidenschaftlich liebe. — Doch, dem Bildniß meines weiberfeindlichen Meisters gegenüber, legte ich in die andere Wagschale nun auch meine alten Grundsätze über die Weiber, meine Freiheitsliebe, meine früheren Gelübde. Ich wog mit

möglichster Besonnenheit; ich fühlte klar und tief, daß heute der Würfel geworfen werden mußte, der auf mein ganzes Leben über Glück oder Unglück entschied! Hingehn zum Doctor, oder nicht hingehn? das war die Frage! die große, wichtige Frage!

Und ich ging weder um vier, noch um fünf, noch um sechs, noch um zehn Uhr hin — sondern im Gegentheil, um zehn Uhr kam ich schon wieder zurück, und zwar als Juliens erklärter Bräutigam, denn — ungeduldig und irrig in der Zeit — war ich schon vor drei Uhr hinausgerannt, um in der nehmlichen Laube, wo ich mich an Ostern, der Freiheit zu Ehren, zum Frevler an Juliens Herzen trank, auf den Knieen vor ihr meine Sünde abzubitten, meine vielfältigen Thorheiten zu bereuen, und im Gefühl überschwenglicher Liebe und Seligkeit auf immer Herz gegen Herz zu vertauschen.

Der Himmel erhörte mein heißes Flehen. Was eine hoffnungslose Liebe zu zerstören angefangen hatte, das stellte eine glückliche Liebe aufs schönste wieder her. Julie erholte sich, wie eine Blume, die aus einer fremden, dürren Wüste wieder auf den heimathlichen, fruchtbaren Boden versetzt wird.

Ich wurde tausendmal glücklicher, als meine Thorheit es verdient hatte; und in den Fesseln, mit welchen die Liebe mich umwunden hält, hoffe ich, bis an mein Lebensende nur zu lachen über meine ehemalige thörichte Freiheitsgrille und Weiberfeindschaft.

A. G. Eberhard.

An Lübeck.

So seh' ich dich noch einmal wieder,
Gespielin aus der goldnen Zeit!
Ich hab' gepilgert auf und nieder,
Geschweift auf Erden weit und breit —
Warum so schüchtern und verlegen?
Warum den Einstgeliebten scheun? —
Wir wollen kindlich uns erfreun,
Wie gute Jugendfreunde pflegen.

Du siehst mich an mit großen Augen,
Und musterst mich von Kopf zu Fuß,
Als ob wir nicht zusammen taugen,
Und nickst mir einen kalten Gruß? —
Ach! die Geberde nicht verzogen!
Ich kenne diesen losen Scherz,
Du hattest sonst ein braves Herz,
Und bist mir heimlich noch gewogen.

Die Tracht vom alten deutſchen Schnitte,
Das deutſche, redliche Geſicht,
So wie die ſchlichte, treue Sitte —
O ſolche Stempel lügen nicht.
Und wenn die Schweſter an der Elbe
Mitunter etwas vornehm thut:
Du biſt beſcheiden, froh und gut,
Und ſeit Jahrhunderten dieſelbe.

Was? immer noch die krauſe Stirne? —
Du meinſt, ich ward dir ungetreu,
Und buhlte mit der fremden Dirne,
Und trieb es ohne Schaam und Scheu? —
Gemach, ich weiß den Mund zu ſtopfen!
Wer hat von uns zuerſt gelaunt,
Und mir den Rath ins Ohr geraunt,
Vor andern Thüren anzuklopfen?

Und lebten wir in fremder Ehe,
So haben wir bei Tag und Nacht,
Ob es uns wohl ging oder wehe,
In ſtiller Liebe dein gedacht;
Und wollen vor der Welt bekennen,
Du ſeiſt die Herzenskönigin,
Und uns geziemend her und hin
Nach deinem Namen zu benennen.

Und wollen dir nicht vorenthalten
Die Hälfte von dem Dichter-Ruhm,
Worüber frank und frei wir schalten
Als wohlerworbnes Eigenthum;
Und wollen schuldigst, hinterm Rücken,
— Die strenge Hausfrau darf's nicht sehn,
Weil's um den Frieden sonst geschehn. —
Die Hände dir recht zärtlich drücken.

Und wenn die Dämm'rung zugenommen,
— Uns dünkt, es wittert abendhaft —
Und wenn die dunkeln Schatten kommen,
Wo tagverbotne Liebe schafft:
So wollen wir nicht lange säumen
Mit dem gelobten Stell-dich-ein,
Und still in deinem Kämmerlein
Die große lange Nacht verträumen.

Schmidt von Lübeck.

Guter Rath.

Uebersetzen laßt nur die Jugend, doch thut es zu lang nicht;
Sonst übersetzt sie sich selbst. Seht die Magister nur an!

Lehr.

Das Vorrecht.

Der große Thiersultan hielt Landestag — das heißt:
Es müssen sich dem Thron die Landesstände nahen,
Um, was der Herrscher will, verstummend zu bejahen.
Ein jeder fühlt, wozu ihn seine Pflicht verweist;
Doch wer vor dem Gebot sultanischer Entwürfe
Zuerst sich neigen und verstummen dürfe:
Darüber sprach man fast republikanisch dreist
Mit freiem Untersuchungsgeist.
In Ueberlegung wird sogleich der Rang genommen;
Da zanken sich nun Ja und Nein,
Und endlich war man überein gekommen:
Das schönste Thier soll' auch das erste seyn.
Der Affe stellt sich dar — und alle Thiere lachen.
Erschüttert hatt' er oft des hohen Sultans Leib;
Ein Affe weiß viel Spaß zu machen,
Und ein Monarch, der eben wachen
Und sanft regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib.
Da brummt ein ernster Bär: fort mit dem grauen Affen!
Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihn erklärt?

Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,
Als der Monarch empor von seinem Sitze fährt.
Was, spricht die Majestät, hat hier Natur zu schaffen?
Wer hat den Einfluß ihr in unser Reich gewährt?
Zum schönsten Thier erklären wir den Affen!
Die Schönheit sei ein Recht, das wir,
Als Vorrecht, jedem Affenthier
Kraft unsers Machtspruchs anerschaffen! —
Der Bär entfernte sich und brummte still dabei:
Den Vorzug giebt Natur, das Vorrecht Tirannei.

Tiedge.

Die Bärte.

Wie lang die Bärte sind um Lippe, Wang' und Kinn!
Man soll sich jetzt umringt von lauter Helden wähnen:
Doch mancher Großbart hat, in sprüchwörtlichem Sinn,
Kein Härchen auf den Zähnen.

Langbein.

Ueberfahrt zur Weinlese.

Schwimme, Schiffchen, schwimme
Frei und ungestört,
Daß des Sängers Stimme
Weit das Ufer hört!

Stieg nicht in den Nachen
Meine Lila ein?
Ha! wir Schiffer lachen,
Bucentauro, dein!

Lila lauscht dem Sange,
Der von Liebe spricht;
Schiffchen, fahre lange,
Schiffchen, eile nicht!

Böse, böse Winde!
Seid doch dießmal gut,
Weht nicht so geschwinde,
Jagt nicht so die Flut!

Wie die Tannenhügel
Eilig mit uns gehn!
Weiden! habt ihr Flügel,
Wollt mein Liebchen sehn?

Ach, dort ragt die Spitze
Mit dem Berghaus schon;
Auf dem Lindensitze
Seh' ich Agathon.

Schlanke Winzer bringen
Goldner Trauben Zoll;
Ros'ge Mädchen singen,
Jubeln: Butte voll!

Schmuck, wie eine Hirtin
Mit dem Kranz im Haar,
Wird die muntre Wirthin
Unsern Kahn gewahr.

Horch der Geigen Hallen,
Tambouringeschell!
Sieben Böller knallen
Grüßend vom Castell.

Sieh, dort auf den Stufen
Wird der Jubel laut.
Hörst du nicht? Sie rufen:
Näher, schöne Braut!

Lieblich klingt die Stimme,
Lieblich tönt das Wort.
Schwimme, Schiffchen, schwimme
Denn nur schnell zum Port.

F. Kind.

Die Nacht.

Du warst mir noch geblieben,
Einsame milde Nacht,
Und willst mich auch betrüben,
Denn ach! die Sorge wacht.

Sie legt das Haupt mir nieder,
Und, auf dem Pfühl so leicht,
Drück' ich nur immer tiefer
Den Schlummer, der mir weicht.

Es gehen Mond und Sterne
Wohl über mir dahin,
Und nach der heitern Ferne
Schau ich mit bangem Sinn;

Schau bis der Mond entflohen,
Die Sterne weichen schon,
Und möchte mit den frohen
Auf Fittichen davon.

Möcht' ewiglich durchziehen
Die weite liebe Nacht,
Und muthig Ihr entfliehen,
Die mir das Leid gebracht.

G. A. H. Gramberg.

Beſchränkung.

Stolzer Menſch, du nennſt das Leben,
Nennſt das Reich der Dinge dein;
Allem drückeſt du dein Streben,
Deines Willens Stempel ein.
Auf den Flügeln der Gedanken
Eileſt du von Raum zu Raum,
Fühlſt dich frei in deinen Schranken,
Und bewacheſt deinen Traum.

Doch, was in dir ſchafft und denket,
Ward es nicht, ein fremdes Gut,
In das Irdiſche geſenket,
Göttliches in Sinnenglut?
Magſt du kühn den Punkt erkennen,
Wo, was Dir als wahr erſchien,
Deſſen Wahrheit auch zu nennen,
Der dir Geiſt und Form verliehn?

Durch der Sinne Bilder-Sprache
Dämmert uns das ew'ge Licht;
Was des Geistes Flug auch wage,
Dem Symbol entweicht er nicht;
Auch die reinste der Ideen,
Dringt sie über Raum und Zeit
Zu des Urbeginnes Höhen,
Trägt die Form der Endlichkeit.

O so wage nicht zu schauen,
Eh der Gott den Schleier hebt;
Ahnen sollst du, und vertrauen,
Daß der Weltgeist in dir lebt.
Liebend durch den Traum der Sinne
Dringt sein Ruf ins Herz dir ein;
Seiner ganzen Freiheit inne
Wirst du nie im Ird'schen seyn.

Aber dieses Geister-Ringen,
Dieses dunkle Doppelseyn,
Muß einst zur Vollendung bringen,
Zu der Wahrheit, durch den Schein.
Dann in Schauen löst das Sehnen
Und das Streben sich in Ruh;
Freudig an der Hand des Schönen
Gehn wir der Verklärung zu.

Wie nach unbekannter Ferne,
Die der Geiſt nur ahnend ſpürt,
Treu der ſichre Lauf der Sterne
Den verirrten Schiffer führt:
Alſo führt vom Erdenſtaube,
Durch die Täuſchungen der Zeit,
Durch des Zweifels Macht, der Glaube
Treu dich zur Unendlichkeit.

Schreiber.

An Scribs Feder.

Weil du den Schwan auf Wolken einſt getragen,
Will Scribs mit dir den kühnen Flug auch wagen;
Doch ach! mit Schwänen fliegeſt du
Dem Himmel nur und ſeinen Sternen zu.

Rehfues.

Dädalus in Sicilien.

Find' ich endlich den erſehnten Frieden?
Hat die Freiſtatt ſonnig ſich verklärt,
Wo der Künſtler, vom Gewühl geſchieden,
Seine lichten Himmelsblüten nährt?
Ja, die ſchweren Ungewitter ſchweigen,
Und es darf der bildungsreiche Geiſt
Dem erſtaunten Volk die Werke zeigen,
Die er aus dem Nichts entſtehen heißt.

Ruhm und Freude werd' ich dir erringen,
Kokalus, du Schützer in Gefahr!
Denn des Fleißes Wirken und Vollbringen
Biet' ich dir zur Wechſelgabe dar.
Was Athen in reuewerther Stunde
Kalt und lieblos niedertreten ſah,
Auf Siciliens geweihtem Grunde
Steht es bald in neuer Fülle da.

Konnte ich, dem Keiner gleicht auf Erden,
Nicht die Zier des Vaterlandes seyn:
Will ich hier der Künste Vater werden,
Und dem fremden Lande Glanz verleihn!
Und hinüber soll die Kunde tönen,
Daß der Aether, den er freudig sog,
Daß die Kunst die Pflegerin des Schönen,
Treuverharrend mit dem Bildner zog.

Und was hab' ich Schweres denn verschuldet?
Daß ich, hochgesinnt nach Künstler-Art,
Keinen Zweiten neben mir geduldet,
Der durch mich des Meißels kundig ward? —
Von der Felshöh' in des Abgrunds Nachen
Stieß den kecken Jüngling meine Hand,
Welcher, forschend beim Gebiß des Drachen,
Mit verwegnem Geist die Säg' erfand.

Nicht auf Höh'res darf der Schüler sinnen,
Noch des Tagwerks strenger Dienstbarkeit
Den Genuß der Anmuth abgewinnen,
Der des Meisters lichte Brust erfreut.
Todt erscheinen ihm die todten Massen,
Und dem Richtscheid ist er unterthan;
Denn zum Ziel, wo sich der Geist läßt fassen,
Dehnet unabsehbar sich die Bahn.

Hat nicht Zeus den Kühnen, der von oben
In dem Schilfrohr niedertrug den Stral,
Den die Werke seines Geistes loben,
Aufbewahrt zu namenloser Qual?
Und hier soll, von Ruhmsucht arg verleitet,
Eines Lehrlings kahles Selbstvertraun,
Frech benutzend, was ich vorbereitet,
Ungeahndet Töpferscheiben baun? —

Will der Bildner Herrliches vollenden,
Darf kein Andrer ihm zur Seite stehn;
Springen muß es aus den eignen Händen,
Wie der innre Geist es hat gesehn.
Die das Schöne kindlichzart umfangen,
Die an Einer Brust, ohn' Unterlaß,
An der Kunst mit ew'ger Liebe hangen,
Sie begegnen sich in ew'gem Haß.

Und wer war es, der mit Axt und Feile
Bändigte der Elemente Trotz?
Wer verlieh dem Heiligthum die Säule?
Menschenbildung dem ägypt'schen Klotz? —
Keiner hat, der Thon zum Rumpfe drehte,
An der Werke Möglichkeit gedacht,
Die mit kümmerlichem Handgeräthe
Dädalus begonnen und vollbracht.

Himmelwärts ließ ich die Blicke ſchweifen,
Nach der Ferne ging des Geiſtes Lauf;
Und die Glut, das Höchſte zu ergreifen,
Flammte mächtig zu den Göttern auf.
Nieder zog ich ſie von ihrem Throne,
Ihren Glanz bracht' ich der Erde nah;
Und gebildet ſteht aus weichem Tone,
Was zuvor kein ſterblich Auge ſah.

Viele ſind auf gleicher Bahn gegangen,
Einer nur hat ſie zurückgelegt;
Ihr beſchränkter Buſen mußt' erbangen
Ob dem Wunder, welches Kreta hegt.
Aus den labyrinthiſchen Gewinden,
Die von Menſchenhand gebildet ſtehn,
Wird kein Gott ſich einen Ausweg finden,
Und Vulkane werden untergehn! —

Schauderte nicht ſelbſt des Künſtlers Seele
Vor der Nacht, die ſtygiſch ſich ergoß,
Als in die gekrümmte Schreckenshöhle
Minos roher Undank ihn verſchloß?
Doch der Grauſamkeit zu Spott und Hohne
Tönte bald des Hammers rüſt'ger Schlag,
Und geflügelt grüßte mit dem Sohne
Dädalus den freudiggoldnen Tag. —

Ach, es büßt, von tiefem Schmerz durchdrungen,
Eine Vaterbruſt den Künſtlerſtolz,
Seit der Sohn ſich himmelwärts geſchwungen,
Und ſein Flügel an der Sonne ſchmolz!
Talus! von dem meerbeſpülten Hügel
Trieb ich dich dem finſtern Hades zu;
Meinem Liebling gab ich Rettungsflügel,
Und er ſtürzte, rettungslos, wie du.

Drum begrüßt mein ſchmachtend Herz den Frieden,
Den, nach leidenvoller trüber Zeit,
Mir die Götter gnädig noch beſchieden,
Mit der Regung frommer Dankbarkeit.
Was der Geiſt für die Vergött'rung nährte,
Werde dienſtbar menſchlichem Begehr;
Nun ein flücht'ger Stral mich Demuth lehrte,
Bau' ich keine Labyrinthe mehr!

Beim Gebälk der Brücken will ich rathen,
Will mit ſorgſam redlichem Bemühn
Durch des Gaſtfreunds blühnde Fürſtenſtaaten
Heeresſtraßen und Canäle ziehn.
Kunſtgeebnet ſei des Berges Rücken,
Eines Herrenſchloſſes feſter Grund,
Und es werde des Bewohners Blicken
Jeder Reiz der Näh' und Ferne kund.

Heilig sei das Werk der letzten Stunden
Dir, o Venus Erycinia!
Denn die rüst'gen Jahre sind geschwunden,
Meiner Sonne Niedergang ist nah. —
Mag die Kraft im Lebenskampfe wanken,
Ew'ge Klarheit wohnt am Ziel der Bahn,
Und der Künstler steigt mit Lichtgedanken
In des Schattenführers öden Kahn.

K. G. Prätzel.

Frauenstolz.

Jeder Genuß wird der Lohn des Kühnen, der ihn erkämpfte
Und erobernd das Ziel zärtlicher Neigung verfolgt,
Während der Bidde umsonst erseufzt, was dieser nicht achtet:
Denn dem Stärkern allein huldigt das schön're Geschlecht!

Fr. Krug von Nidda.

Artemisia.

Artemisia stand mit düsterem Blick an dem Grabe,
Das dem geliebten Gemahl traurige Liebe gelobt.
„Wie sich Stein' auf Stein'" erseufzte sie „langsam erheben!
Nimmer werd' ich des Werks letzte Vollendung erschaun!"
Wende das Auge vom Grab, das finstre Erinn'rungen aufregt,
Sagt ihr die Freundin, warum nährst du so lange den Schmerz?
Tröste dich, wie es die Jugend verlangt und die Schönheit dich mahnet,
Spricht der Jünglinge Blick Rath dir und Tröstung nicht zu?
„Wohl verstand ich die Blicke" erwiedert die Fürstin,
„doch muß ich
Erst vollenden das Grab, so ich dem Todten gelobt."

Rehfues.

An die Freude.

Dich haben die Großen der Welt nicht im Solde,
Kein Reicher erkauft dich, o Freude, mit Golde:
Du wandelst vorüber den Marmor-Pallast,
Einkehrend ins Hüttchen, ein traulicher Gast.

Wie oft (noch gedenkt michs, als wär' es seit gestern)
Besuchtest mein Haus du mit Brüdern und Schwestern,
Mit Anmuth und Schalkheit, mit Witz und mit Scherz:
Da gab es Genüsse für Geist und für Herz.

Das sehnlich Gewünschte, mir war es errungen;
Es hatte die Treue den Knoten geschlungen:
Da brauste vorüber ein tückischer Nord,
Und brachte zum Scheitern mein Schifflein im Port.

Entflohn ist die Freude, verwelket das Schöne:
Die freundlichen Blicke, die schmelzenden Töne,
Längst sind sie geschlossen, längst sind sie verhallt;
Im Leben wirds öde, im Busen mir kalt!

Wo Rosen sonst blühten, da schatten Cypressen;
Sonst lernt' ich genießen, jetzt lern' ich vergessen —
Vergessen? — O nimmer! mein einsames Herz
Bewahrt sich als theures Vermächtniß den Schmerz.

Bürde.

Lauterbrunnen
in der Schweiz.

Du tiefes Thal, wo finstre Tannen sprossen,
Und ew'gen Schnee der Berge Gipfel tragen,
Von schauerlichen Felsen eingeschlossen,
Die kühn und hoch ins Blau des Himmels ragen.

Wie rührt dein Anblick schauernd meine Seele,
Wie flieht vor dieser Größe der Natur,
Was auch des Busens bange Tiefe quäle,
Vom herben Kummer jede dunkle Spur.

Wo ist das Herz, das seiner Bürden Schwere
Nicht hier auf Augenblicke niederlegt,
Das nicht — und wenn es auch zerrissen wäre —
Hier neubelebt mit freierm Schlage schlägt?

Vergangenheit und Zukunft ist verschwunden,
Vom Zauberhauch der Gegenwart verwcht,
Und Balsam reicht, selbst für der Sehnsucht Wunden,
Mir dieser Gegend ernste Majestät.

Von allen Höhen stürzen Bäche nieder,
Zersplittert von des Felsens schroffen Wänden.
Ihr lindes Säuseln flüstert Wiegenlieder,
Des bangen Schmerzes Schlummer zu vollenden.

Sei mir, von Regenbogen bunt umstrahlt, gesegnet,
O holder Staubbach, der dem Auge mild,
Gleich einem zarten Nebelstreif, begegnet,
Nicht als der Kraft, nur als der Anmuth Bild.

Du brausest nicht einher in stolzen Wogen;
Aetherisch wallend, wie ein leiser Duft,
Kommst du als Wolke sanft herabgezogen,
Ein feuchtes Spiel der stillen Sommerluft.

Was schäumet dort mit fürchterlichem Klange
Aus schwarzer Tiefe rauh gespaltnem Schoos,
Als risse in der Welten Untergange
Sich Fels von Felsen dumpf erdonnernd los?

Es ist der Trommelbach, der sich durch dunkle Schlünde
Den Weg gebahnt mit ungehemmter Wuth;
Beruhigter wälzt er nun durch die Gründe
Des schönen Thals die schaumbedeckte Flut.

Nicht kann ich alle euch, ihr Bächlein, nennen,
Die ihr wie Thau von oben euch ergießt,
Denn allzu früh muß ich von euch mich trennen,
Von euch, die ihr wie Lethe's Strom mir fließt.

Denn auch der Berge eisbedeckte Massen
Ziehn meinen Blick mit Riesen-Allmacht an.
Nur ungern mag das Auge euch verlassen,
Doch winkt die Jungfrau schimmernd himmelan.

Wie blendend stralt, in reinen Schnee verschleiert,
Sie stolz und königlich ins Thal hernieder!
Wenn sie mit Gold umsäumt den Morgen feiert,
Grüßt sie den Abend mild erröthet wieder.

Und ewig fern hält sie mit ernster Würde
Von ihrem Busen, unberührt und keusch,
Der Neugier freche aufgedrungne Bürde,
Der Menschen leeres, staunendes Geräusch.

Sie richtet die mit Eis gekrönte Stirne
Ins reine Blau des klaren Aethers auf,
Schaut nur den Glanz erhabener Gestirne,
Und nicht des niedern Erdenlebens Lauf.

Und Jahre, wohl Jahrhunderte selbst, schwinden,
Und unerschüttert trotzet sie der Zeit;
Nur im Ruin der Weltzerstörung finden
Wird sie das Ende ihrer Ewigkeit.

O Lauterbrunnen, Thal der ernsten Milde,
Erhaben wie die Macht, die dich erschuf,
Des Himmels Segen schütze dein Gefilde,
Es treibt mich weg von dir des Schicksals Ruf.

Oft aber wird in weiter, trüber Ferne
Dein Schattenriß vor meiner Seele stehn,
Und wie der Schiffer nach dem Angelsterne,
Wird sich zu dir mein Blick voll Sehnsucht drehn.

Charlotte von Ahlefeld,
geb. v. Seebach.

Abendlied.

Mit Compos. von H. Zelter.

Laß sie flattern, laß sie rauschen,
Laß sie wild und lustig seyn!
Süßer ist's, vergessen lauschen
Im verborgnen Kämmerlein.

Laß sie rennen, laß sie walten!
Sag mir morgen, wo sie sind.
Laß sie wie die Götter schalten:
Sprich: wo fuhr er hin der Wind?

Laß sie trauren, laß sie sorgen,
Mit der Sonne komm' die Noth,
Und das Sehnen, still verborgen,
Währe bis zum Abendroth!

Ach, wir treiben uns hienieden,
Schweifen ohne Spur und Steg.
Alle suchen wir den Frieden,
Aber Niemand weiß den Weg.

Eh wir uns zurecht gefunden,
Ist es um den Tag geschehn;
Und es kommen stille Stunden,
Wo wir alle schlafen gehn.

Schmidt von Lübeck.

Fragment.

Es war die Aprilzeit, erzählte ein Sänger,
Da rauschten die Wälder, da grünten die Aenger,
Und Liebeshauch regte den Wurm und das Blatt.
Das Fest der Palilien wurde gefeiert,
Da zogen die Stiere, mit Kränzen verschleiert,
Vom blühenden Anger zur fröhlichen Stadt.

So kamen sie brüllend und brummend zum Thor,
Doch packte schon einer den andern beim Ohr.
Sie forderten grimmig und wild sich heraus,
Und fraßen, daß keiner verherrlicht mehr bleibe,
Einander die Ehre der Kränze vom Leibe:
Da lachten die müßigen Buben sie aus.

Tiedge.

Vorbehalt.

Werden meine Poesie'n
Nicht im Taschenbuche thronen,
O so räch' ich mich dafür
Durch Recensionen.

X.

10858976

VI



ZENO

10858976

Der Herr Gevatter.

In einer großen Handelsstadt, die zu den größten Speculationen Gelegenheit gab, hatte sich Herr Rendah zu einem der reichsten Kaufleute empor geschwungen. Auf mancher Schreibstube ward die Mütze oder wohl gar die Perücke bei Erwähnung seines bloßen Namens gezogen, so groß war das Ansehn, in welchem sein Credit und sein Speculationsgeist standen. Das Glück hatte jedoch den bedeutendsten Antheil daran gehabt, obwohl Herr Rendah überzeugt war, daß er seinen erworbenen Reichthum blos seiner Klugheit zu danken habe. Der letzte Schritt, den er als Kaufmann that, bestärkte nicht nur ihn selbst, sondern auch manche Andere in dieser Meinung, denn er entschloß sich gerade in einer Zeit, wo der Handel von allen Seiten gehemmt zu werden schien, seine Handlung aufzugeben und in philosophischer Ruhe zu leben.

Daß ein Kaufmann wie Rendah sein Vermögen in völlige Sicherheit zu bringen wußte, versteht sich von selbst. Er kaufte sich eine anmuthige Besitzung

nahe an der Stadt, und überließ sich nun, da mit den merkantilischen Speculationen nichts mehr zu machen war, den politischen, wozu die Ereignisse der Zeit Stoff in Ueberfluß gaben.

Ob er sich gleich in dem Orden der Hagestolze befand, so machte er doch ein ansehnliches Haus, das allen Politikern und Neuigkeitskrämern zum Sammelplatz diente, und nach und nach das Ansehn eines Clubs gewann, in welchem er, wie billig, den Vorsitz führte. Seine Meinungen, seine Zweifel, seine Vorhersagungen wurden das Orakel seiner Gäste, und wenn schon der Erfolg gewöhnlich das Gegentheil bewies, so wußte man doch alles zu beschönigen und zu drehen, daß seine Klugheit und Einsicht nicht zu kurz dabei kamen; ja, es gab mitunter Freunde, welche früher von ihm gehört haben wollten, was sich nun wirklich zugetragen hatte. Wie konnte das auch anders seyn? Die Seefische waren so köstlich zubereitet, die Braten so unübertrefflich, die Weine so herrlich, und Tabak und Porter so gut — wer hätte es also über sich vermocht, die Klugheit eines solchen Wirths, die aus allen diesen Anstalten mächtig hervorleuchtete, auf den Sand laufen zu lassen?

Es war natürlich, daß Herr Rendal die Parthei derjenigen Nation ergriff, von welcher er den meisten

Vortheil gezogen hatte. So kräftig er aber auch an der Waagschaale ihres Uebergewichts ziehen und zerren half, so bemerkte er doch zu seinem großen Leidwesen, daß davon immer mehr verloren ging. Zwar lebte stets vom neuen die Hoffnung in ihm auf, daß schlechterdings bald eine Aenderung eintreten müsse, und das Reich der Möglichkeiten bot noch mancherlei Fälle dar, welche diese Hoffnung von Zeit zu Zeit aufrecht erhielten: aber von allen diesen Aussichten verschwand in kurzem eine nach der andern.

Des Herrn Rendal Schuld konnte und durfte das unmöglich seyn, denn es war ja klar, daß, wenn alles so gegangen wäre, wie er sich's gedacht hatte, auch alles anders geworden seyn müsse, als es nun war. Offenbar lag die Schuld an den unklugen Maaßregeln, die man dagegen genommen hatte, und Herr Rendal ließ sich zuweilen Aeußerungen entfallen, als könnte es dahin kommen, daß er seine Hand von der Parthei, der er bisher so fest angehangen, gänzlich abziehen werde, wenn man das Versäumte und Verpudelte nicht wieder gut zu machen wüßte. Die politischen Unterhaltungen erlitten unter diesen Umständen eine Art von Stockung: es wurde itzt mehr gedacht als gesprochen, statt daß man vorher mehr gesprochen als gedacht hatte.

Glücklicher Weise gab ihnen ein gelehrter Weltbürger, der eine Zeitlang seine Stimme selten mehr erhoben hatte, weil er anfänglich gegen Herrn Rensdah eine bescheidene Opposition zu bilden kühn genug gewesen war, eine ganz andere Wendung, und setzte sich dadurch bei ihm auf einmal wieder in Vertrauen und Ansehn. Mich hat es keinen Augenblick gewundert, sprach er, daß alles anders gekommen ist, als man erwartet hat; man hatte diese Erwartungen auf sehr vernünftige Voraussetzungen gegründet, aber diese bewährten sich nicht. Hätte man auch wohl glauben sollen, daß Partheigeist und falsche Ansichten so entgegengesetzte Maaßregeln anrathen würden? Hat man einer so riesenhaften Kraft und so festem Willen wieder solche Kraft und solchen Willen entgegenzusetzen gewußt? Doch was bedarf es weiterer Untersuchung? Es liegt ja alles klar vor Augen. Wollten wir noch darüber staunen, so dürfen wir nur die Geschichte der Vorwelt betrachten, die uns unsere eigene wie in einem Spiegel vorhält. Reiche sind entstanden und untergegangen und werden ferner entstehen und untergehen, denn so will es die Ordnung der Dinge, wenn die Umstände ihre Reife erlangt haben. Auch das neue Karthago wird einmal in Schutt zerfallen.

Hier blies doch Herr Rendal den Rauch aus seiner Pfeife etwas unmuthig; aber weislich unterdrückte er seinen Verdruß, weil er nichts dagegen vorzubringen wußte. Auch ließ ihm der gelehrte Mann keine Zeit zum Widerspruch, sondern reizte seine Aufmerksamkeit durch einen Zufluß von Gedanken, die eben so neu als unerhört waren.

Sind nicht alle Reformationen, hub er wieder an, sind nicht alle große Begebenheiten und Veränderungen in der Geschichte der Völker durch einzelne kühne und kraftvolle Männer bewirkt worden? Immer stand nur Einer auf dem Schauplatz, der unter begünstigenden Umständen auf eine oder die andere Weise zu herrschen wußte, und dessen fortschreitender Gewalt Niemand Einhalt zu thun vermochte. Freilich sind diese Erscheinungen selten und werden durch lange Vorbereitungen veranlaßt: aber sie sind da gewesen, wir sehen sie vor Augen, und sie werden in der Fortdauer der Weltgeschichte nicht ausbleiben.

Hier stand der Herr Magister auf und drückte die vielsagenden Augen ziemlich heraus, als er in dem horchenden Kreise umherblickte. Herr Rendal glaubte ihn begriffen zu haben, und fühlte zum ersten Mal,

daß er bei allem seinem Reichthum doch nicht alles vermöge, wie es sich reiche Leute seiner Art gewöhnlich gar zu gern einbilden. Er hätte wohl Lust gehabt, ein solcher Mann zu seyn, aber er war doch zu bescheiden, sich eine so bedeutende Rolle zuzutrauen. Dafür zuckte mit Blitzes-Schnelle ein Gedanke in ihm auf, den er so fest hielt, daß derselbe von nun an der unveränderliche Gegenstand seines Dichtens und Trachtens blieb. Mit hohem Ernst erhob er sich von seinem Stuhle, schlug den Herrn Magister nachdrücklich auf die Schulter, und stieg dann mit hochgehaltener Pfeife schweigend, aber große Entwürfe nährend, im Zimmer auf und ab.

Von diesem Tage an suchte Herr Rendah den geistreichen Herrn Magister, der sich mit seiner Aesthetik und Schulmeisterei nicht weniger als mit seiner flachen Politik zu brüsten wußte, aber von gescheiden Leuten als ein anmaßender Schwätzer betrachtet wurde, immer näher an sich zu ziehen. Das neulich abgebrochene Gespräch wurde unter vier Augen wieder aufgenommen. Es ward viel von den erforderlichen Eigenschaften eines Welt-Reformators gehandelt, und Herr Rendah horchte den klugen Herrn Magister mit vieler Schlauheit aus, wie viel durch absichtlich frühe Bildung zu einer solchen Bestimmung

erreicht werden könne, und wie ein solches Unternehmen anzugreifen wäre. Der Magister war überall gesattelt, und idealisirte dem Herrn Rendah nach Herzenslust seine phantastischen Ausgeburten vor.

Bis izt hatte sich Herr Rendah noch nicht bloß gegeben. Aber schon war er im Begriff, dem trefflichen Magister, nach eidlichem Versprechen einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit, die Eröffnung zu machen, daß er fest entschlossen sei, der Vater eines so großen Mannes zu werden, — lief die Nachricht ein, daß die Stadt mit fremden Truppen besezt werden solle. Dieses Ereigniß kam ihm äußerst ungelegen; er beschloß sogleich, sich in eine ruhigere Gegend zu begeben, und seine Angelegenheiten der Besorgung eines Freundes zu überlassen.

Herr Rendah gefiel sich an dem Orte seines neuen Aufenthalts, und ein schönes benachbartes Rittergut, was eben zu verkaufen war, bestimmte ihn, sich da völlig niederzulassen. Kaum war er eingerichtet, als er auch ernstlich auf die Ausführung seines Plans bedacht war. Das Unentbehrlichste dabei, wonach er sich nun zuerst umsah, war natürlich die Mutter des künftigen Zöglings. Als alter Hagestolz hätte er sich lieber eine zu diesem Behuf blos gemiethet, weil sie

ihm nach verrichtetem Geschäft höchst entbehrlich schien; aber er wollte doch nicht, daß seinem berühmten Sohne eine Art von Flecken anhinge, und entschloß sich daher zu einer gesetzlichen Heirath, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Mutter von dem Augenblick seiner Geburt an nicht das geringste mit ihm zu schaffen haben sollte.

Der reiche Herr Rendal war bald in allen Häusern aufgenommen, und konnte die weibliche Welt um so freier mustern, da es Niemandem einfiel, daß er noch so spät ans Heirathen denken würde. Eine ziemliche Anzahl liebenswürdiger und gescheider Mädchen, darunter kein einziges seine Hand zurückgewiesen haben würde, war seiner Wahl ausgestellt. Da aber sein Herz nicht das geringste damit zu schaffen haben mochte, so richtete er sich dabei einzig und allein nach dem Modell, das er sich mit vieler Ueberlegung entworfen hatte. Eine derbe und dauerhafte Form, aus welcher die erhabene Frucht seiner Lenden hervorgehen sollte, war das Haupt-Erforderniß, denn er wußte sowohl durch den Herrn Magister als durch sorgfältiges Nachlesen, daß an der physischen Grundlage sehr viel gelegen sei, und daß die Bildung des künftigen Menschen schon im Mutterleibe beginne.

Er warf demnach sein prüfendes Auge auf eine ziemlich colossale und stammhafte Jungfrau, deren starker Knochenbau die gehörige Festigkeit schon vollkommen erreicht haben mußte. Dieser trug er ohne viele Umstände seine Hand an, und man kann leicht denken, daß sie nicht ausgeschlagen wurde.

Wie ein Lauffeuer flog die große Neuigkeit durch die Stadt, aber Niemand glaubte das Mährchen, bis man sie von den zahlreichen Verwandtinnen der Braut bestätigen hörte. Das Erstaunen war allgemein. Selbst der Neid verstummte vor dem Gelächter, was darüber ausbrach; denn die Dragoner-Statur der Erwählten war übrigens so ungelenk und ihr Benehmen so ungeschickt und unweiblich, daß die ungezogenen jungen Herrn sie spottweise nur das Mannweib nannten.

Alles das Staunen, Belachen und Beschwatzen that jedoch dem großen Werke keinen Einhalt. Die Hochzeit ward eben so schnell vollzogen, als der Plan dazu gefaßt worden war, und Herr Rendall eilte sogleich mit seiner Erkornen auf sein Landgut, wo zu ihrem Empfang schon alles eingerichtet war. Auf ihrer Toilette befanden sich einige Bücher, die Herr Rendall mit großer Vorsicht ausgesucht hatte, und

deren Lesung er ihr zur Vorbereitung auf ihren nunmehrigen Zustand auf das nachdrücklichste empfahl. Eine Diätetik für Schwangere lag schon bereit, um den nehmlichen Platz einzunehmen, sobald er mit der erwünschten Nachricht erfreut werden würde. Mit Ungeduld erwartete er den Zeitpunkt, wo ihm eine so frohe Botschaft vertraut werden konnte; aber seine Erwartung wurde getäuscht. Es verging ein Monat nach dem andern, ohne daß sich einige Hoffnung dazu zeigte. Der Arzt, der ein Verwandter der Dame Rendah war, wurde zu Rathe gezogen und mußte Bäder verordnen; aber auch diese wollten nichts fruchten. Herr Rendah ward immer ungeduldiger, und ließ sich endlich nicht undeutlich merken, daß es ihm keinesweges um eine Gattin, sondern um einen Sohn zu thun gewesen sei, und daß er außerdem jene völlig entbehren könne. Schon glaubte er sich halb berechtiget, sein Glück auf einem Nebenwege zu versuchen, und den erzielten Sohn alsdann seiner Gattin, mit Einverständniß derselben, unterzuschieben, als ihre Verwandtinnen mit Zuziehung des Arztes, der aus verschiedenen Gründen auf keine Nachkommenschaft zu rechnen schien, einen ähnlichen Plan faßten, um das günstige Schicksal ihrer Base aufrecht zu erhalten, und ihr das beträchtliche Witthum

zu ſichern, was ihr, wenn ſie Mutter eines Sohns würde, ausgeſetzt war.

Ein glückliches Ereigniß bot hierzu die Hände wie beſtellt. Ein hübſches Dienſtmädchen der Familie war von einem Unterofficier in denjenigen Zuſtand verſetzt worden, in welchem Herr Rendah ſeine Gattin wünſchte. Der Corporal liebte das Mädchen und war im Begriff ſie zu ehlichen, als er plötzlich mit ſeinem Reginent ins Feld rücken mußte. Es kam bald zu einer Schlacht, in welcher er gefährlich verwundet und darauf von den Seinigen vermißt worden war. Man hielt ihn alſo für todt, und da weiter keine Spur von ihm zu entdecken war, ſo verrieth das Mädchen ihren betrübten Zuſtand. Dieſer kam den Baſen der Madame Rendah höchſt erwünſcht: ſie ermahnten das Mädchen zur ſtrengſten Verſchwiegenheit, zogen ſie behutſam in ihr Geheimniß, und verſprachen ihr, ihr und ihres Kindes Glück zu machen, wenn ſie demſelben entſagen wollte. Das Mädchen war mit Freuden dazu bereit, und es mochte nun ein Knabe oder Mädchen erfolgen, ſo war es doch fürs erſte immer — ein Kind.

Auf einmal ward nun Madame Rendah von ei-

ner Unpäßlichkeit befallen, die der kundige Arzt für das Symptom einer wahrscheinlichen Schwangerschaft erklärte. Herr Rendah war außer sich vor Freude, und harrte mit größter Ungeduld auf die Bestätigung dieser glücklichen Vermuthung. Man ließ ihn auch nicht lange in Ungewißheit. Fast wäre er selbst zum Kinde geworden, als man ihm versicherte, daß nicht weiter daran zu zweifeln sei. Die Mutter in Hoffnung wurde sehr reichlich beschenkt, und da Herr Rendah es gleich für bekannt annahm, daß es ein Sohn werden müsse, so glaubte er auch keine Zeit verlieren zu dürfen, auf seine möglichst glückliche Ausbildung durch die Mutter zu wirken.

Die schon längst bereit gehaltene Diätetik, in rothen Saffian mit vergoldetem Schnitt gebunden, ward itzt der gesegneten Frau mit einer Art von Feierlichkeit überbracht, und ihr der Inhalt mit dem sanftesten und bittlichsten Nachdruck empfohlen. Uebrigens war seine unermüdete Sorge darauf gerichtet, sie vor allen unangenehmen Gemüthsbewegungen zu sichern und ihr dagegen lauter angenehme zu bereiten. Er versammelte deswegen die ganze Dienerschaft und unterrichtete sie, wie sie sich in dieser kritischen Lage zu benehmen hätten. Er ermahnte sie,

alles mit größter Behutsamkeit und Stille zu verrichten, jede Gelegenheit zu Verdrießlichkeit und Aergerniß zu verhüten, und ihr stets vergnügte und heitere Gesichter zu zeigen. Den Befolgern dieser Vorschriften versprach er Belohnungen, den Uebertretern aber drohte er mit augenblicklicher Entlassung aus seinen Diensten. Er selbst schien itzt seine Gattin wie eine Heilige zu betrachten, und betrug sich mit einer Zärtlichkeit gegen sie, deren man ihn kaum fähig gehalten hätte. Aber alles das galt nur dem Idol seiner Phantasie, dessen nothwendiges Gehäuse sie war.

Eifriger als je studierte er itzt die Erziehungs-Schriften, die er in zahlreicher Menge um sich versammelt hatte, und entwarf sich ein Register über alle ihm wichtig scheinende Stellen und Gedanken, um sie leicht wieder auffinden zu können. Noch mehr Beschäftigung aber gewährte ihm die Bestimmung der Eigenschaften aller der verschiedenartigen Erzieher und Lehrer, die er für nothwendig hielt, und die beinahe eine kleine Universität bildeten, deren Prorector der geistvolle Magister werden sollte, den er durch Zusicherung eines lebenslänglichen guten Gehalts für seine Absicht leicht zu gewinnen hoffte, zumal wenn er ihm, aber ihm allein, entdeckte, welch

ein außerordentliches Werkzeug zu werden ihm vorbehalten sei. Ueber die Wahl der übrigen hielt er für gut, die berühmtesten Männer im Erziehungsfach zu Rathe zu ziehen, um hierin vollkommen gesichert zu seyn. Briefe an Jean Paul, an Pestalozzi und mehrere Andere, die er zugleich, um sie für sein Anliegen recht zu erwärmen, zu Pathen seines Sohns ernannte, lagen schon zur Absendung bereit. Nur darüber zerbrach er sich den Kopf, an wen er sich, ohne sein Geheimniß zu verrathen, zu wenden habe, der ihm einen tüchtigen Mann empföhle, welcher mit aller pädagogischen Rücksicht den zu großen Unternehmungen bestimmten Knaben unvermerkt zum erhabenen und edlen Helden bilden sollte. Daß darauf frühzeitig Bedacht genommen werden müsse, hielt er für nothwendig, weil er wohl noch von früher Jugend her wußte, daß Knaben schon zeitig anfangen, Soldaten zu spielen. Um die übrigen Mittel zur Ausführung war er nicht verlegen; denn es gab auf seinem Gute Bauerjungen genug, die sich abrichten ließen, commandirt und geprügelt zu werden.

Mittlerweile hatte die Schwangerschaft der Madame Rendal den glücklichsten Fortgang, und ihr ununterbrochenes Wohlbefinden weissagte den glückli-

sten Erfolg. Der Arzt und die Basen wußten schon so ziemlich den Zeitpunkt ihrer Niederkunft zu bestimmen, der für Herrn Rendah noch immer zu weit hinaus gesetzt war. Indessen hielt er es nun für hohe Zeit, dem vielseitigen Magister seine frohe Aussicht zur Vaterschaft eines Sohnes mitzutheilen, und ihn förmlich einzuladen, seinen hoffnungsvollen Knaben aus der Taufe zu heben. Er sicherte ihm dabei alle Reisekosten und noch überdieß eine ansehnliche Vergütung zu, wenn er sich nicht etwa ganz entschließen wollte, gegen einen lebenslänglichen guten Gehalt, die Direction seiner Erziehung zu übernehmen. Die Aeußerung dieses Wunsches war mit den schmeichelhaftesten Bitten begleitet, die aber kaum zur Hälfte nöthig waren, den für Bildung der Jugend brennenden Magister zu Annahme dieses glorreichen Rufs zu bestimmen, da zumal die Politik und Aesthetik anfingen, ihn im Stiche zu lassen.

Herr Rendah hatte nicht wenig Freude, als er den Ehrenmann bei sich eintreffen sah und das feierliche Versprechen von ihm erhielt, die Oberaufsicht über die Erziehung seines Sohnes übernehmen zu wollen. Nun säumte er aber auch nicht länger, ihn in das große Geheimniß einzuweihen, wozu er selbst,

ohne sein Wissen, den ersten Grund gelegt hatte. Der Magister glotzte Herrn Rendah mit Erstaunen an, und brach mit frohem Händereiben in Jubel und Lobpreisung über den erhabenen Entwurf aus, dergleichen die ganze Weltgeschichte nicht aufzuweisen habe. Erst einige Tage nachher, als der erste Taumel vorüber war, fiel es ihm ein, daß dieser glorreiche Sohn noch nicht vorhanden war; doch dachte er dabei an den Titel eines gewissen Buchs, und vermuthete, daß Herr Rendah seiner Sache völlig gewiß seyn müsse.

Eine angesetzte Grenzberichtigung mit den benachbarten Gütern machte die Abwesenheit Herrn Rendah's auf einen ganzen Tag nothwendig, und der Herr Magister begleitete ihn. Man erwartete die Niederkunft der Madame Rendah erst in der nächsten Woche, und daher waren auch die Dienstboten theils in Aufträgen verschickt, theils außer dem Hause beschäftiget. Zum Glück daß die guten Basen, welche Madame Rendah umgaben, erfahrne Frauen waren, und daß der Arzt sich gerade unterwegs befand, als man, nach einigen bedenklichen Anzeigen, einen reitenden Boten an ihn abschickte. Doch ehe er noch anlangen konnte, war Madame Rendah

schon von einem derben und wohlgestalteten Knaben auf das glücklichste entbunden.

Diese frohe Botschaft ward sogleich dem Herrn Rendah zugefertiget, der darüber, nebst dem Magister, vor Freuden außer sich war, und mit Stolz die Glückwünsche seiner Nachbarn annahm. Er eilte nun, was er konnte, um seinen erlauchten Sprößling selbst von Angesicht zu sehen. Kaum wagte er es, ihn in seine Arme zu nehmen, weil er ihm zu schaden fürchtete, und empfahl auch Andern die größte Sorgfalt dabei. Die Wöchnerin und alle Anwesende, bis auf die geringsten Dienstboten herab, wurden reichlich beschenkt. Von allen Seiten freute man sich, daß die Sache so glücklich abgelaufen war; nur der Eröffnung des Arztes, daß Madame Rendah nicht im Stande sei, das Kind an ihrer eignen Brust zu nähren, war ihm eine höchst unangenehme Nachricht. Von einer tüchtigen Amme, die der Arzt vorschlug, wollte Herr Rendah schlechterdings nichts hören, bis man ihm begreiflich machte, daß im Unterlassungsfall das Leben des Kindes auf dem Spiele stünde. Dieß bewog ihn endlich nachzugeben, und nun ward, nach umständlicher Erkundigung über die Eigenschaften der Amme, welche der Arzt schon be-

reit hielt, sogleich ein Wagen in die Stadt geschickt, um sie abzuholen.

Herr Rendah war indeß sehr verlegen, wie es anzustellen sei, daß das theure Söhnchen nicht der Willkühr der Amme und der Basen überlassen bleibe, weil er gelesen hatte, daß auf die ersten Eindrücke und Gewöhnungen sehr viel ankomme. Wie konnten auch z. B. die guten Leute wissen, wann und wie lange ein Kind schreien dürfe, um ihm keinen Trotz anzugewöhnen, aber es auch an seiner künftigen Festigkeit und Selbstständigkeit nicht zu schwächen. Die Mutter und die Basen mußten sich schon gefallen lassen, ihre Sorgfalt blos auf den Körper des Kindes sich erstrecken zu lassen, aber die Amme mußte schlechterdings, sowohl des Kindes als ihrer selbst wegen, unter Aufsicht gesetzt werden. Mit großer Aengstlichkeit öffnete er sich darüber gegen den Herrn Magister, und legte ihm den Wunsch, diese Aufsicht einstweilen, bis das erforderliche Erziehungs-Personale beisammen sei, von ihm übernommen zu sehen, so nahe, daß sich dieser sogleich von selbst dazu erbot, und auch in dem nehmlichen Zimmer, wo die Amme und das Kind lag, zu schlafen gelobte.

Nun war Herr Rendah völlig beruhiget. Der

Tauftag wurde angeordnet; der Erzeugte ſollte Herrmann heißen, und der Herr Magiſter, der um ſeine Beſtimmung, außer ihm, allein wußte, ſollte ihn aus der Taufe heben. Dabei hatte ſich aber Herr Rendah aus guten Urſachen vorbehalten, ſelbſt eine Pathenſtelle mit zu vertreten.

Der Tag brach an; die Handlung ging glücklich vorüber, und nach abgelegten Glückwünſchen überreichte der Herr Magiſter ſeine neue Fibel nebſt den Buchſtabir-Tabellen, als Grundlage aller künftigen Ausbildung des auserkornen Knaben, zum Eingebinde.

Während dieß alles vorging, war der todtgeglaubte Corporal, der in ein feindliches Lazareth gebracht und daſelbſt wieder geheilt worden war, aus der Gefangenſchaft entwiſcht, und glücklich in der Stadt bei ſeinem Mädchen angekommen. Freude und Schrecken preßten der armen Gedrängten, auf ſeine wiederholten Fragen, das ganze Geheimniß aus. Vergeblich beſchwor die Geliebte den erzürnten Vater, es dabei bewenden zu laſſen; vergeblich ſtellte ſie ihm die großen Vortheile vor, die er dadurch erhalten könnte: er mochte durchaus von nichts hören, ſondern beſtand ſchlechterdings auf ſeinen Sohn. Mit

Hastigkeit riß er sich von ihr los, und eilte ohne Verzug dem Landgute des Herrn Rendal zu.

Er trat eben unter die versammelten Dienstboten, als sie einander ihre Verwunderung mittheilten, daß Herr Rendal bei seinem eigenen Kinde Gevatter gestanden habe, welches ihnen durchaus noch nicht vorgekommen war. Er hörte das ein Weilchen mit an, während ein Bedienter auf ihn zuging und ihn über sein Anbringen befragte. Seine verzögerte Antwort, den Herrn zu sprechen, die etwas barsch ausfiel, zog die eben so barsche Erwiederung nach, daß er erst sagen müsse, was er bei ihm wolle, weil er sonst nicht gemeldet werden könne, und daß er ihn überhaupt izt schwerlich sprechen werde, weil so eben erst die Taufe seines Sohnes vorüber sei, und er keine Zeit habe, sich mit ihm abzugeben.

„Seines Sohns?“ rief der Corporal mit Hohngelächter aus. „Das wollen wir bald sehen; deswegen komme ich eben. Also sagt mich ohne Umstände an, oder ich werde ihn auch unangemeldet finden.“ — Dieser Ungestüm verdroß die Dienerschaft; ein hitziges Wort gab das andere, und es fehlte wenig, daß es nicht zur Prügelei kam. „Ich will doch sehen,“ schrie der Corporal, „wer mir

mein Kind vorenthalten soll," und wollte mit Gewalt durchbrechen. Auf diese Aeußerung wurden die Gegner nachgiebiger, weil sie ihn für wahnsinnig hielten, und einer der Bedienten eilte sogleich ins Taufzimmer, den ganzen Vorgang zu erzählen. Den Basen schoß das Blatt, als sie von Vorenthaltung des Kindes hörten, und rannten zu dem Menschen hinab, während Herr Rendah ihm etwas zu geben befahl, um ihn mit guter Manier wieder los zu werden. Die Basen, die dem Corporal gar wohl bekannt waren, nahmen ihn bei Seite, und baten ihn himmelhoch, sich bedeuten zu lassen, aber umsonst. Goldene Berge wurden ihm versprochen, wenn er sich beruhigen wollte, aber er wies sie hartnäckig zurück. „Ich verlange meinen Jungen," rief er überlaut, „und will man ihn nicht gutwillig herausgeben, so werde ich ihn von der Obrigkeit zu erhalten wissen." Mit diesen Worten drang er fort, während die Basen die Hände über den Kopf zusammenschlugen, und trat unaufgehalten zu Herrn Rendah ins Zimmer.

„Ich werde Ihnen ungelegen kommen," sprach er trocken, „aber das kann nun weiter nichts helfen. Sie sind freilich unschuldig, das weiß ich, und noch obendrein schändlich betrogen worden." — „Aber

was will Er denn damit?" rief Herr Rendah aus, der ihn immer noch für wahnsinnig hielt. — „Meinen Jungen!" erwiederte der Corporal mit Nachdruck. „Man hat Ihnen ein Kind untergeschoben, das mir zugehört; man erlaubte sich diesen Betrug, weil man mich für todt hielt." Hierauf erzählte ihm der Corporal mit wenig Worten den ganzen Vorgang, so weit er ihn wußte. So vermochte freilich kein Wahnsinniger zu sprechen. Herr Rendah konnte daher vor Erstaunen und Wuth kaum zu sich selbst kommen, und der Herr Magister stand mit seinen stieren Augen ganz verblüfft da. Frau und Base wurden sogleich ins Verhör genommen, und der Betrug war durch ihr anfängliches Weinen und Verstummen und durch ihr nachheriges flehentliches Geständniß bald ins Klare gesetzt. Die sämtlichen Weiber wurden augenblicklich, bis auf weiteres, in die Stadt verwiesen, und der Corporal erhielt seinen Jungen.

„Sie haben meinem Sohne die heilige Taufe angedeihen lassen," sagte der Corporal beim Abschied, und sind sogar selbst Pathe von ihm geworden: dafür danke ich Ihnen, hochedler Herr Gevatter. Aber wissen möchte ich noch, welchen Namen er in der

Taufe empfangen hat. — „Scheer' Er sich zum Henker!" schrie Herr Rendah mit heftigem Zorn, weil ihm bei dem Namen des Kindes alle seine gescheiterten Plane mit einem Male vor Augen traten. — „Nun, nun!" versetzte der Corporal, „da weiß ich wohl noch andere Wege; und den Namen — nun den kann ich ja vom Pfarrer erfahren. Also nichts für ungut, Herr Gevatter!"

Fast bewußtlos sank itzt Herr Rendah auf den Sopha nieder. Der Verlust seines ganzen Vermögens hätte ihn nicht schmerzlicher angreifen können, als dieser verwünschte Vorfall. Sich so auf einmal von der Höhe in die Tiefe herabgestürzt, so auf einmal von der Vaterschaft eines Heroen zur Gevatterschaft eines Corporals erniedriget zu sehen, war auch in der That kein kleiner Unfall. Der Magister trat itzt herzu, um ihn zu neuen Hoffnungen zu ermuntern, aber er winkte ihm mit der Hand, daß er schweigen möchte.

Noch am nehmlichen Abend verbrannte er alle Papiere, die auf seinen großen Plan Beziehung gehabt hatten, stellte dem Herrn Magister eine ansehnliche Geldsumme zu, und machte sich reisefertig, um mit Tages-Anbruch seinen unglücklichen Aufenthalt

zu verlaſſen. Die ſonderbare Geſchichte wurde bald allgemein bekannt und belacht; der Scheidungs-Prozeß war vor kurzem ſeinem Ausgange nahe; von dem eigentlichen Geheimniß aber hätte Niemand ein Wort erfahren, wenn nicht der geſchwätzige Magiſter, durch ſeine Eitelkeit verleitet, alles ausgeplaudert hätte.

W. G. Becker.

Charaden und Räthsel.

1.

Charade.

Meine beiden ersten schnellen
Ueber starre Wasserbahn,
Und man bebt auf diesen Wellen
Nicht vor Brandung und Orcan.

Was das dritte sei, das fragen
Die Gelehrten jung und alt:
Niemand weiß es recht zu sagen;
Drum vertreibt es die Gewalt.

Als, gehüllt in warme Pelze,
Lina mir das Ganze bot,
Ruhte auf krisiallnem Schmelze
Mondenschein und Abendroth.

F. Kind.

2.

Räthsel.

Hier stehn drei Räthsel zum Errathen:
Das beste Fett bleibt unverdaut;
Das beste Holz wird nicht verbaut,
Der beste Vogel nicht gebraten.

— 8.

3.

Charade.

Für den Besitzer halb verloren
Ist, was, dem Sinn des Ersten nach,
Auf unserm Globus liegt; und dennoch lag,
Dem Wahn zum Opfer auserkoren,
In jenem Sinn so manches lang verloren,
Bis hell're Wissenschaft des Irrthums Fessel brach.
Das Zweit' und Dritte nennt euch sonderbare Wesen,
Gestaltlos, wie die Sage lehrt,
Und doch, von ihrem Zauber sich zu lösen,
Mit Opfern einst von Jung und Alt verehrt.
Das Ganze sucht den Weg zum Himmel sich zu bahnen
Durch Gaukelei und schimmervollen Tand;
Es kann uns insofern an manchen Orden mahnen,
Und ist — ich lass' es traun! nur allzu deutlich ahnen —
Noch heut zu Tag ein eigner Stand
In einem fernen, fernen Land.

J. H. Dambeck.

4.

Charade.

Die letzten beiden sind der größte Trost im Leben,
Sie kann selbst Gott nicht glauben und nicht geben.
Doch lässest du dich nie die beiden ersten stören,
Verschmähst du die Vernunft, um sie von ihr zu hören:
Dann wandelst du auf finstrer Bahn,
Und hängst in deinem blinden Wahn
Am Petersquenz und Hexentanze;
Und dich beherrscht mit finstrer Wuth das Ganze.

E.

5.
Charade.

Die erste Silbe sei willkommen
Beim freundschaftlichen Schmaus;
Sie macht die Herzen unbeklommen,
Und treibt die Grillen aus.
Wer uns moralisiren will, den weisen
Wir hin auf Luthers Spruch;
Er thue, was die zweit' und dritte heißen,
In diesem, wie in manchem andern Buch.
Will er die Weisheit nicht erkennen,
So ist ein solcher Mann,
Was rückwärts die zweiletzten Silben nennen,
Den man nicht achten kann.
Wir spotten seiner in den frohen Tagen,
Die uns das Ganze macht,
Und rathen ihm, sich nicht zu uns zu wagen,
Sonst wird er ausgelacht.

K. v. Tischer.

6.
Charade.

Mein zweit' und drittes trägt das erste auf den Wangen,
Mein Ganzes trägt das erste an der Brust;
Das Ganze läßt durch List im Herbste sich erlangen,
Und dient im Stübchen uns zur Lust:
Doch kann man's auch im kalten Nordwind fangen,
Dann fängt man's oft ganz unbewußt.

F. Kind.

7.
Charade.

Ein leichtes Wort geb' ich Euch auf zum Rathen,
Allein die Silben selbst sind hochgelehrt.
Das Ganze wird in allen Christen-Staaten
Durch Sang und Klang seit langer Zeit geehrt.
Es ist der Todestag des Potentaten,
Der gegen Licht und Recht sich lang gewehrt,
Doch endlich noch, zum Vorbild allen Siegen,
Dem heilgen Rittersmann mußt' unterliegen.

Die ersten Silben sollen den Euch nennen,
Der von dem Geist des Ewigen entglüht,
In Prophezeihung muthig thät entbrennen,
Wie aus der Bibel jeder Christ ersieht.
Die dritt' und vierte giebt Euch zu erkennen
Ein Land, in dem einst hoher Sinn geblüht,
Das aber jetzt der Türken wilden Horden
Durch schnöde Kriege unterthan ist worden.

Theodor Hell.

8.
Räthsel.

Das Ding, das Meister Baldrian
Gern möcht' in seinem Narrenwahn,
Doch nimmer wird als Künstler führen,
Das ist er selbst so ganz und gar,
Daß er es lieber immerdar
Nur sollt' in Nürnberg fabriciren.

A. G. Eberhard.

9.
Charade.

Noch eh sie die dritte verlassen haben,
Schielt nach den zwei ersten das Auge der Knaben.
Auch ist in der Kunst, die zweiersten zu lieben,
Noch selten ein Knabe ein Schüler geblieben.
Ein jeder bald als die zwei letzten sich zeigt;
Nur leiden dieß die drei letzten nicht leicht.
Doch kommt es auf List an, dann pflegen auf Erden
Die zwei ersten gern unsre zwei letzten zu werden.
Das Ganze ist ein geplagter Mann,
Der oft die zwei ersten nicht bändigen kann.

E.

10.
Charade.

Die erste Silbe lies zurück,
So ist sie kaum ein Augenblick.
Reisst du, der zweiten zu Gefallen,
So weit des Weltmeers Fluten wallen,
So weit der Schöpfung Laute hallen,
Du findest sie an jedem Ort.
Sie schwebet in des Aethers Lüften,
Sie birgt sich in der Erde Grüften,
Die Meereswoge wälzt sie fort.
Das Ganze suche nicht im Himmel, noch auf Erden,
Es war nicht, ist nicht, wird nicht werden.

Lindenmeyer.

11.
Räthsel.

Gott allein kann mich bewegen.
Ich bin sichtbar und zugegen,
Aber Niemand kann mich sehn,
Ganz mich denken und verstehn.
Um der Welt in treuen Bildern
Mich nur körperlich zu schildern,
Müßten wohl Jahrtausende vergehn.
Als die Sphären ohne Zahl entsprangen,
Bin auch ich hervorgegangen;
Doch, verschwänd' ich diesen Augenblick,
Glaubt, sie schwänden in ihr Nichts zurück.
Mich bewundern, tadeln, lieben, hassen,
Lehren, wissen — o wie lächerlich!
Niemand kann mich bändigen, noch fassen,
Und die Eifersücht'gen fürchten mich.
Nichts ist mein, und doch bin Alles ich.

Hg.

12.
Charade.

In dumpfigen Gewölben wohnt mein Ganzes,
Es herrscht, beraubt man mich des Schwanzes,
Im kultivirtern Theil der Welt,
Und bringt die Leute nur ums Geld.
Den Kopf hinweg, erheb' ich Herz und Seele;
Den Schwanz nun wieder dran, so eilt ins Meer
Ein großer Fluß von Süden her.

K. v. Tischer.

13.

Charade.

Weit über das Gewühl der Menge ragt hervor,
Was dir die beiden erſten Silben nennen,
Und manchem armen Teufel half's empor,
Der ſich nicht weiter retten können.
Doch ohne das, was dir mein Drittes ſagt,
Vermag es nicht den Niedrigen zu heben.
Das Ganz', ein Schimpfwort, hat die Zeit vertagt,
Und liebt es jetzt den Pfiffigen zu geben.

Schr.

14.

Charade.

Berührt ein Anderer den Saum deines Kleides,
Dann iſt er mir ein Gegenſtand des Neides;
An ſeinem Platz würd' ich die beiden letzten ſeyn.
Doch ſagſt du mir: ich liebe dich!
Und ſprichſt: komm her, umarme mich,
Ich bin auf ewig dein!
Sag', könnt' ich dann wohl je das Ganze ſeyn?

E.

15.

Räthſel.

Ich bin ein zartes Kind, zum Sterben auserkoren,
Doch wird aus meinem Tod die Mutter neu geboren.

— g.

16.

Charade.

Ein Name wird mit der erſten genannt,
Wohlthätig für jedes gebildete Land,
Doch hat ihn die Kurzſicht der Zeitgenoſſen,
Auf die ſich zunächſt der Segen ergoſſen,
Undankbar ins Reich der Fabel verbannt.
Die zweite, beſtimmt, nicht verhandelt zu werden,
Wird dennoch zur Waare gar oft auf Erden.
Das Ganze, ein Mißbrauch der mittlern Zeit,
Mit Mühe nur ward es geräumt aus dem Wege.
Bewahr' uns der Himmel, ſo morgen, wie heut,
Damit es nie wieder uns drohen möge.

J. H. Dambeck.

17.

Charade.

Strahlt aus den zwei erſten der Liebe Blick,
Giebſt du für die letzte die letzte zurück,
O dann hat im Laufe der flüchtigen Zeit
Das Ganze den Werth einer Ewigkeit. E.

18.

Räthſel.

Den Saamen ſä't man auf das Feuer hin,
Damit das Feſte weich und flüſſig werde.
So wuchs ich feſt und hohl in hohler Erde,
Nun ſchweb ich in der Luft, ſo ſchwer ich bin.

— g.

19.
Charade.

Der Mann.

Wir wären reich, bei meiner Ehre!
Wenn nicht die letzte Silbe wäre.
Die ist dein Abgott; da zerrinnt
Denn alles, was mein Fleiß gewinnt,
Und unsre Habe wandert leider
Zum Kaufmann und zum Meister Schneider.
Daher auch unser Ehestreit. —

Die Frau.

Hör', Mann, du bist nicht recht gescheid.
Mit unserm Zank — du weißt's — wär's nie so weit gekommen,
Hätt' uns der böse Feind das Ganze nicht genommen.
Doch sei getrost und zage nicht,
Denn eine Prophezeiung spricht,
Das Ganze soll noch einst auf Erden
So allgemein wie Wasser werden.
Dann kriegen wir doch auch davon,
Wie billig, unsre Portion.

Der Mann.

Sie kommt, die Zeit, und ist gewesen —
Wann? sagt die erste uns, wenn wir sie rückwärts lesen.

Lindenmeyer.

20.
Worträthsel.

Drei Silben — o geliebte Wohnung!
Oft in der Fremde dacht' ich dein,
Und wünschte nichts mir zur Belohnung,
Als umgekehrt die drei zu seyn.
Daß man das Wort noch mehr muß lieben,
Hat Iffland und ein Freiherr es geschrieben;
Hat Iffland drin der deutschen Welt
Zwei wackre Deutsche dargestellt.

F. Kind.

21.
Charade.

Wir ersten zwei Silben, wir sind nur erkoren,
Zu wohnen in Tiefen, in schilfichten Mooren;
Es beherrscht uns stets eine mächtige Fee;
Sie wohnt in der Luft, auf der Erd', in der See.
Wir sind nur nicht wirklich, und unsere Thaten
Sind Fabeln. Du wirst nun leicht errathen,
O freundlicher Leser, uns Völkchen am Teich.
Mich dritte der Silben muß doppelt besitzen
Ein jeder der Menschen, wenn ich ihm soll nützen,
Will er nicht handeln der Bachstelze gleich.
Mein Ganzes erhalten wir von einem Thiere:
In vielfacher Gestalt ich nütze und ziere.

K. v. Tischer.

22.

Charade.

Zwei Silben sind es nur, und dennoch ruht
Auf ihnen ein erhabnes Menschengut.
Des Einzelnen Begriff, wie der von Nationen,
Das Wünschen, Hoffen, Wissen aller Zonen
Spricht sich in ihnen aus. Ein andres Silbenpaar
Sagt seine Meinung niemals offenbar;
Es zeigt sich, wie gewisse Modepriester
Der Weisheit, gern verhüllt und düster.
Vor grauer Zeit, als noch der Götterdienst bestand,
Raubt' es so Manchem selbst das Leben;
Doch spielt' es Einem auch den Scepter in die Hand.
Das Ganze — doch das ist es eben,
Was wir hiermit zu rathen geben.

F. H. Dambeck.

23.

Logogryph.

Sechsmal änd're ich,
Vier Zeichen bilden mich.
Erstens: zentnerschwer;
Zweitens: auf dem Meer;
Drittens: wie ein Band;
Viertens: ruhverwandt;
Fünftens: gerngesehn;
Wirst du mir den Kopf abdrehn,
Kannst du mich im Walde sehn.

K. v. Tischer.

24.

Charade.

Zwei Silben, und du nennst ein Proteus-Wort,
Bedeutend oft, und öfter unbedeutend,
Beleid'gend hier, erfreuend dort,
Stets widersprechend, selten doch entscheidend.
In alles mischt es sich; ein Jeder liebt
Und haßt es, wie sich's eben giebt.
Die Seele der Gesellschaft ist's, der Tod
Der herrlichsten Entwürfe; Lebensbrod
Der streitenden Justiz. Und seine Noth
Hat Jeglicher damit. Zwei Silben wieder,
Und ein Gefühl nennst du, das dich beglückt,
Das, zieht der Wahn, der Zweifel dich hernieder,
Dich allem Trug, der Erde selbst entrückt;
Das dich begeistert zu erhabnen Dingen,
Das Göttliche fest in dein Innres drückt,
Und selbst, wenn Tod und Leben in dir ringen,
Noch deinen Geist mit süßem Trost entzückt.
Das Ganze war, so lange Menschen lebten,
Ein Feind des Lichts, doch hold der Poesie:
Wie Viel' es auch zu unterdrücken strebten,
Es wandelte sich oft, doch starb es nie.
In seinen Formen liegt der treue Spiegel
Der Bildung und der Sitten aller Zeit;
Ja, es entschließt sein mitternächtlich Siegel
Dir selbst die Ahnung der Unendlichkeit.

Schreiber.

25.
Charade.

Nichts wird dir, Armer! jemals wiederbringen,
Was auf der ersten Silbe schnellen Schwingen
In die Vergangenheit entfloh.
Nur denken kann die zweite noch an jene Tage,
Und trauern an der Freude Sarkophage,
Weil Alles eitel ist nach Salomo.
Das Ganze giebt in unsern Tagen
Dem Menschenfreund nur Stoff zum Klagen.

K. v. Tischer.

26.
Räthsel.

Ich wachse lang und dünn,
Doch auf der Erde nie;
Schmelz' ich in Thränen hin,
Nur dann berühr' ich sie.
Ihr achtet mich gering,
Doch glänz' ich hoch und schön.
Ich wurzelloses Ding
Spross' aus des Himmels Höhn.

— g.

27.
Charade.

Ich bin ein fernes großes Land,
Doch rückwärts als Gewürz bekannt.

K. v. Tischer.

28.
Charade.

Was da leben soll und vegetiren,
Kann es durch drei Silben nur;
Tausendfach an Menschen und an Thieren
Zeigt dem Kenner-Aug' sich ihre Spur.
Setz' am Anfang nur ein Zeichen
Den vorhandnen noch hinzu,
Und die Wundergegend nennest du,
Wo Natur ein Schauspiel sonder gleichen
Buntphantastisch dir und zauberhaft
Vor dem hocherstaunten Blicke schafft.

J. H. Dambeck.

29.
Räthsel.

Die ihr nach meinem Ganzen jagt,
Und es zu fahen hofft,
Es ist ein Vogel, dem's behagt,
Wenn er mein Erst- und Zweites sagt,
Nur sagt er's allzuoft. G.

30.
Charade.

Nach welcher Stadt des Erzgebirgs in Sachsenland ich wandre?
Wenn du die erste Silbe fühlst, schreist du gewiß die andre.

F. Kind.

31.

Charade.

Das Erste ist ein sehr berühmter Mann,
Der eine neue Lehr' ersann.
Auf Bäumen findest du das Zweite
Und wird für Manchen eine Beute.
Das Ganze wächst aus einem Ei,
Und dienet uns zu Mancherlei.

Gabriel.

32.

Räthsel.

Bald sichtbar, bald auch nicht, bald übergroß bald klein,
Bald hier, bald anderswo, und immer nichts; — allein
Nennt ihr mich Etwas Nichts, muß Nichts doch
Etwas seyn. — g.

33.

Charade.

Nur Scherz ist mein Ganzes. Behalt' ich nur drei
Der Zeichen, dann reisest du überall frei.
Raubst du mir noch eines, dann gelt' ich beim Spiel
Bald wenig, bald viel. Slo.

34.

Charade.

Mein Erstes schneidest du aus meinem Zweiten.
Das Ganze dienet stolzen Leuten
Zur Folie; doch hat's in unsern Zeiten
Nicht mehr so viel als vormals zu bedeuten.

Gabriel.

35.
Räthsel.

Ein großes Buch liegt aufgeschlagen,
In dem viel tausend Bilder stehn,
Du kannst auf all' und jede Fragen
In ihm die rechte Antwort sehn.

Denn alles Denken, alles Dichten
Schreibt sich von diesem Buche her,
Die Fabeln und die Weltgeschichten
Der Kunst und Wissenschaft Verkehr.

Was seyn wird, ist, und was gewesen,
Steht alles, alles deutlich drin;
Doch mußt du, um in ihm zu lesen,
Verstehn der Bildersprache Sinn.

Und immer siehst du's offen liegen,
Dieß Buch der Bücher weit und breit;
Geschrieben in lebend'gen Zügen
Ist es schon da seit Ewigkeit.

Doch ob zwar Viele in ihm lesen,
Von vornen an bis hinten aus,
Hat's Keiner doch noch ausgelesen,
Und liest's auch ewig Keiner aus.

Lehr.

36.
Charade.

Vier Zeichen passen wohl auf manche Recensenten;
Verkehrt sah ich's von Hühnern und von Enten.

X.

Erklärung der Tanztouren.

Drey Angloisen und drey Ecossaisen haben keine Erklärung nöthig.

Quadrille I. Tour III. die 4 Ronds werden zuerst gemacht, alsdann die übrige halbe Tour.

Tour IV. Paar 1 und 3 halbe Tour Ronde, halbe Tour moulinet. Paar 2 und 4 halbe Tour pas sur la place, dann zusammen getanzt.

NB. Ueberall wo diese 4 = = Striche sind, bedeutet es, daß die Tänzer pas marqué, oder eine halbe Tour zu pausiren haben.

Douze I. Dieser Tanz besteht aus 4 Tänzern und 8 Tänzerinnen, und kann auch eben so gut mit 4 Tänzerinnen und 8 Tänzern getanzt werden; das Erste ziehe ich vor. Es ist oft der Fall, daß das Verhältniß der Geschlechter bey einem Balle dem Vergnügen nachtheilig wird; für solche Fälle passen diese Art von Tänzen sehr gut, und heben das ungleiche Verhältniß.

Tour VII. ist hier doppelt gezeichnet. Das Var. bedeutet Variation, für welche diese Tour ist; und wird folgendermaßen beobachtet. Zum Erstenmale folgt der Tanz nach der Ordnung, zum 2tenmale folgt statt der VII. Tour in

der Ordnung diese angefügte, damit die Damen auf jeder Seite nicht immer das Nämliche zu tanzen haben.

Letzter Refrain, folgt nach dem Moulinet der Herren. Es versteht sich von selbst, daß in diesem Tanze das Geben der Hände u. s. w. allemal von der ganzen Partie geschieht, jeder Tänzer mit seinen beyden Tänzerinnen. Große Rond zum Schluß.

Douze II. Tour VI. Paar 1 walzt, so Paar 2, auch Paar 3. Es ist natürlich, daß schon auf Paar 3 wenig Takte zum Walzen kommen, die andern Paare schließen also blos an, und stellen sich wie Tour VII. deutlich zeigt.

Seize II. Tour IV. Die außenstehenden Tänzerinnen machen Bogen mit den Händen, wodurch die Tänzer passiren, dieß ist eine halbe Tour mit dem Zusammentanzen, die kleinen Ronds machen die zweyte halbe Tour.

Tour V. Die Damen brechen durch, tanzen aber nicht wieder auf ihre Plätze zurück, sondern bleiben auf der Stelle der Andern. Die Cavaliers haben genau acht zu geben, daß sie die Ordnung beybehalten, wie die Linien zeigen.

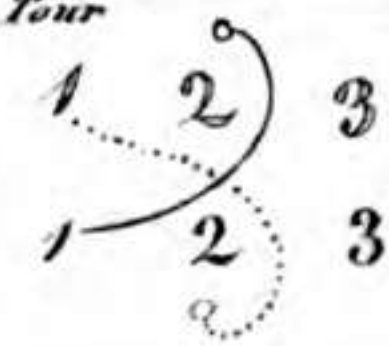
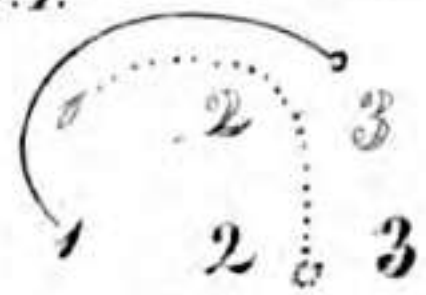
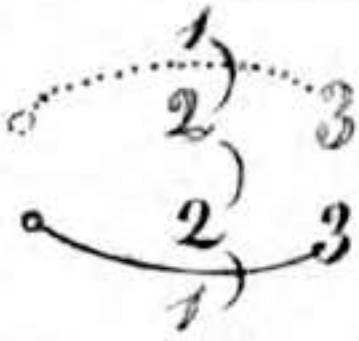
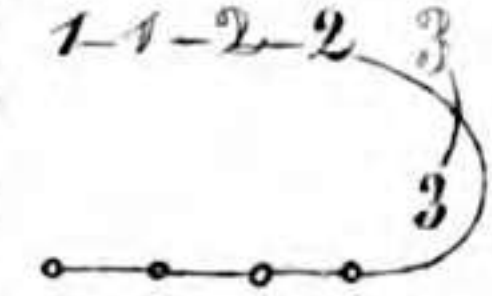
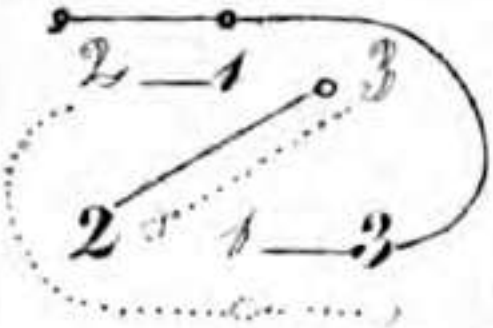
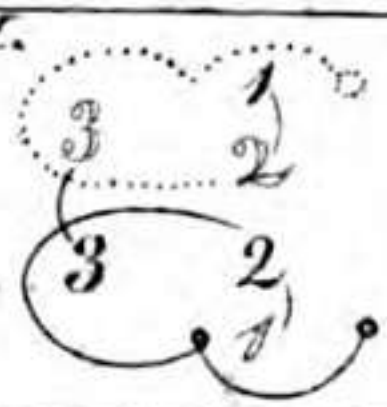
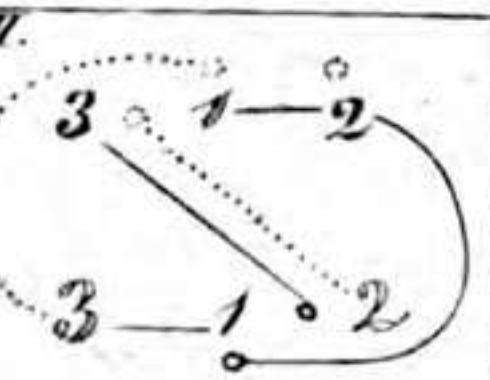
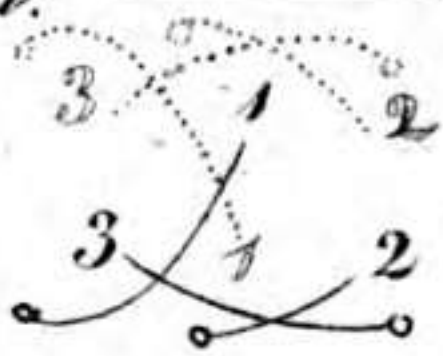
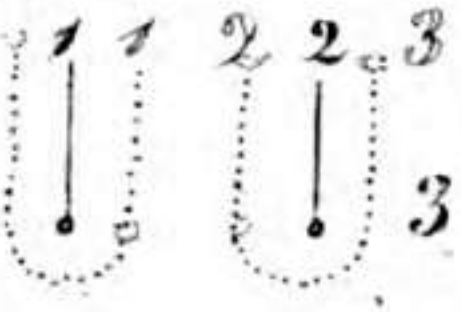
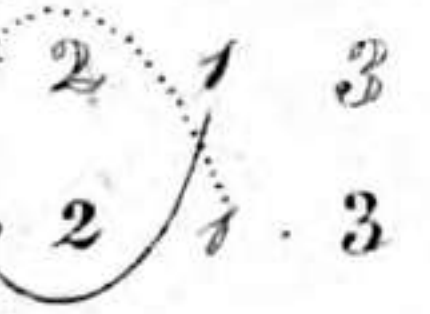
Tour VI. erste halbe Tour. Die Damen machen Bogen, und halten hoch, die Tänzer durch, 1. 2. 5. 6. führen an, und tanzen zuerst durch.

Eine Erklärung der Zeichen, deren man sich bey nung der Touren bedient, giebt das vorjährige Taschenbuch.

TANZTOUREN

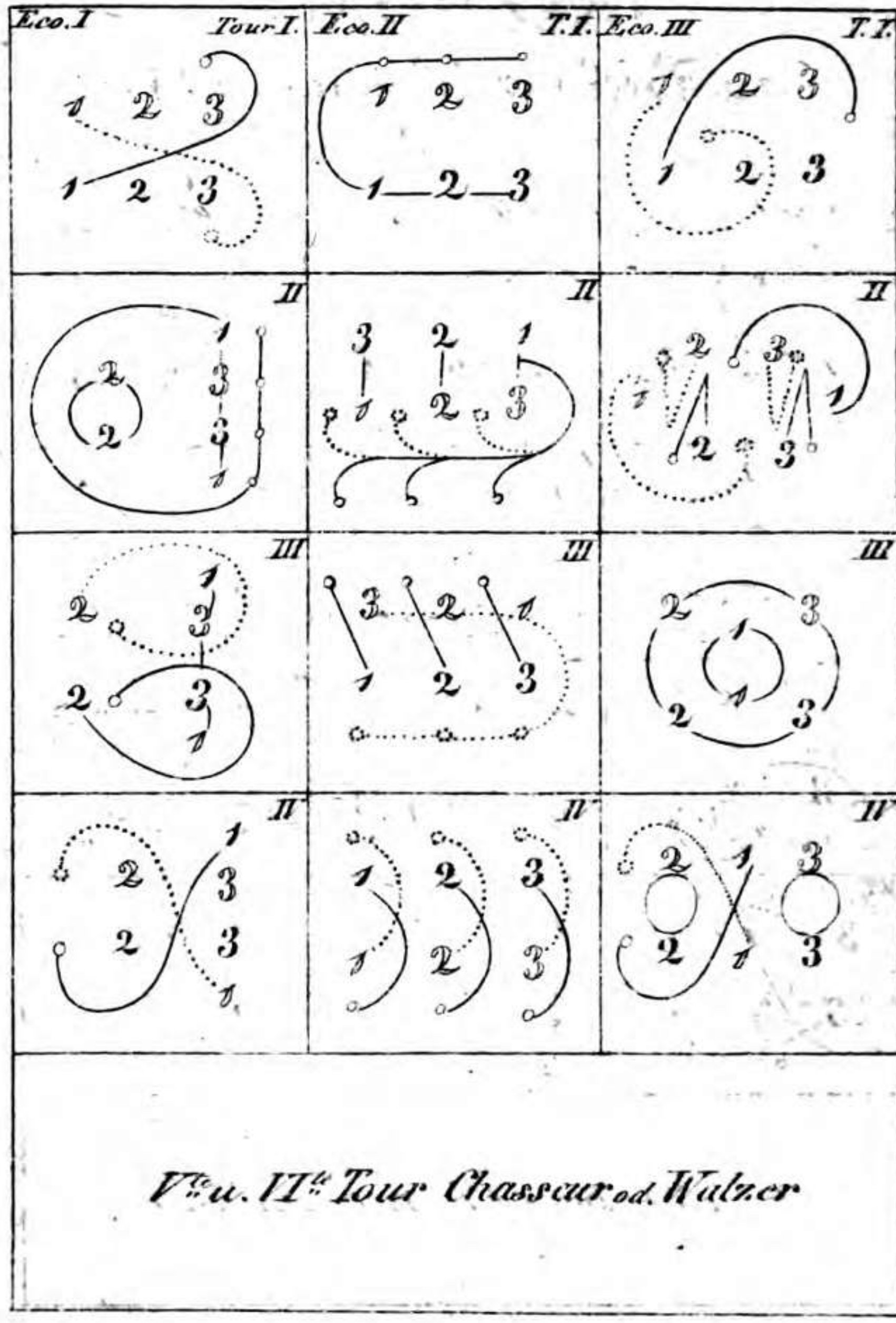
zu Beckers Taschenbuch 1811

von Roller.

Angloise I.	*Angl. II.*	*Angl. III.*
I. Tour 	*I. T.* 	*I. T.* 
II. 	*II.* 	*II.* 
III. 	*III.* 	*III.* 
IV. 	*IV.* 	*IV.* 

V^te u. VI^te Tour Chasseur od. Walzer.

Ecossaisen



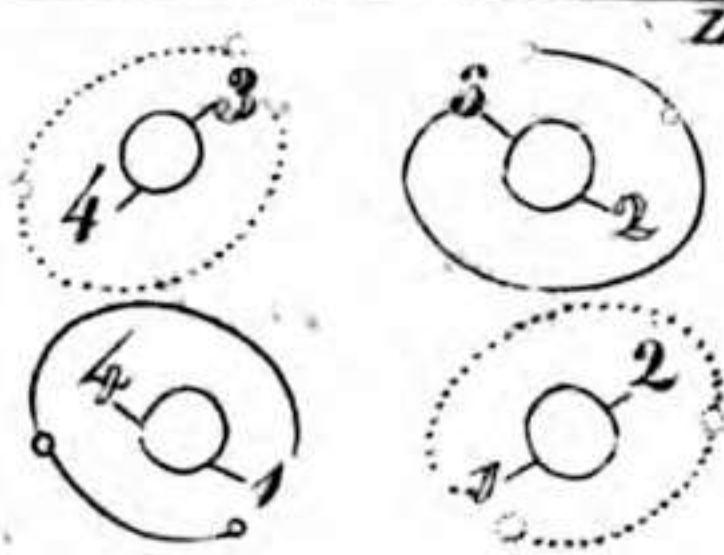
V^te u. VI^te Tour Chassur od. Walzer

Quadrille I.

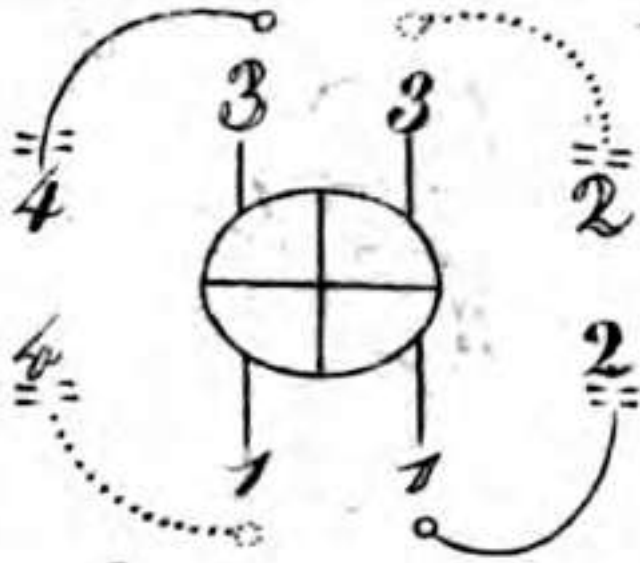
I und II Tour

Rond

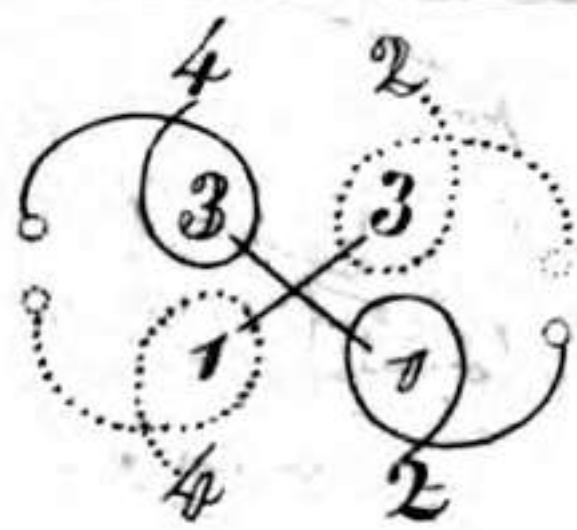
III



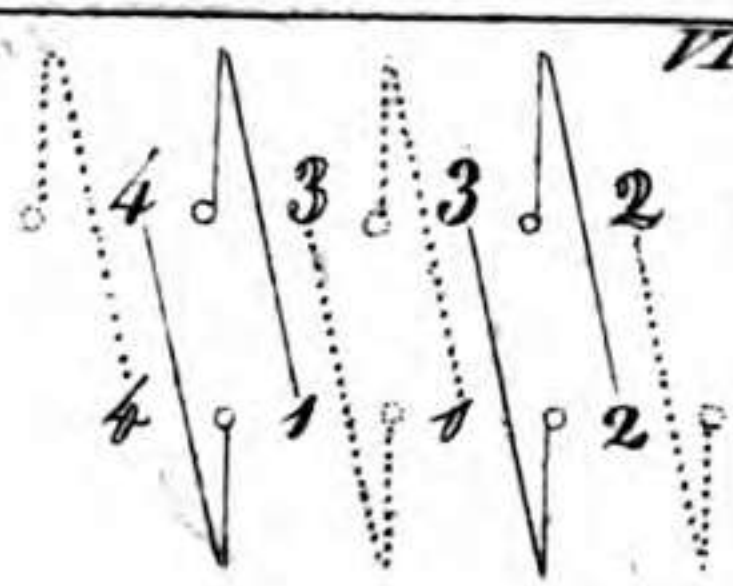
II



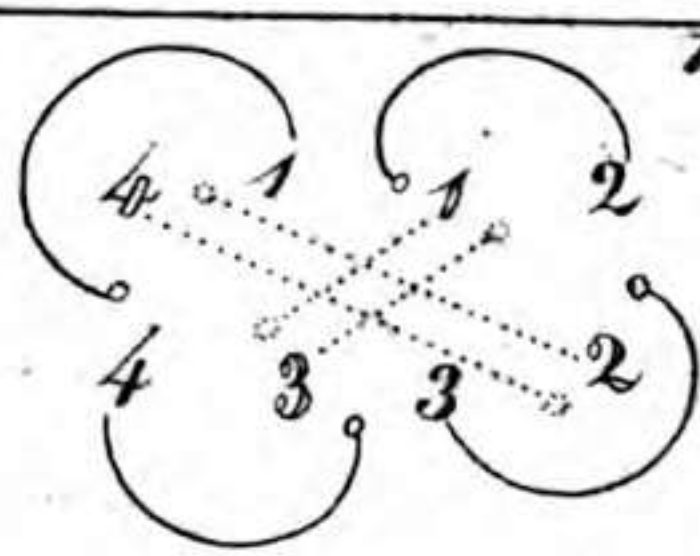
V



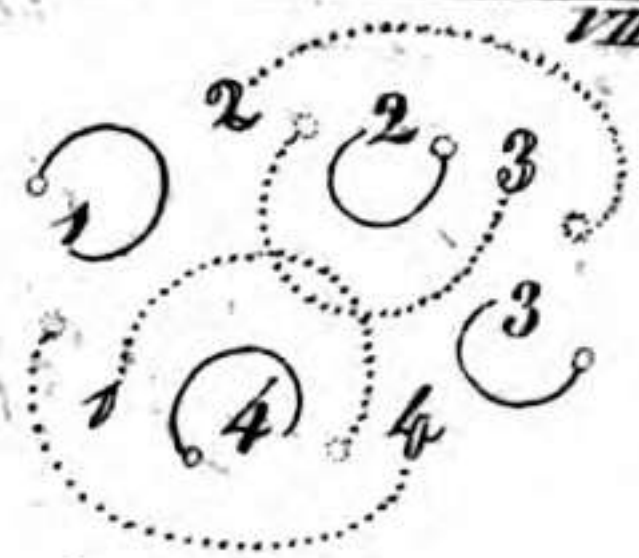
VI



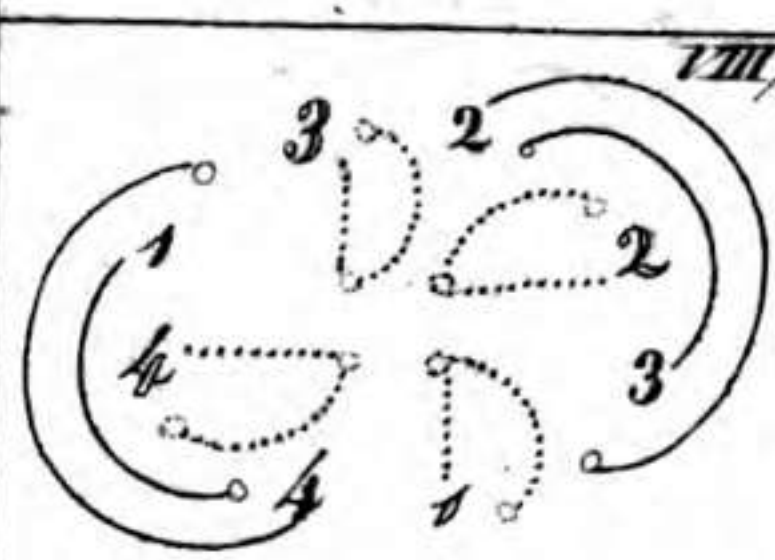
VII



VIII½



VIII½

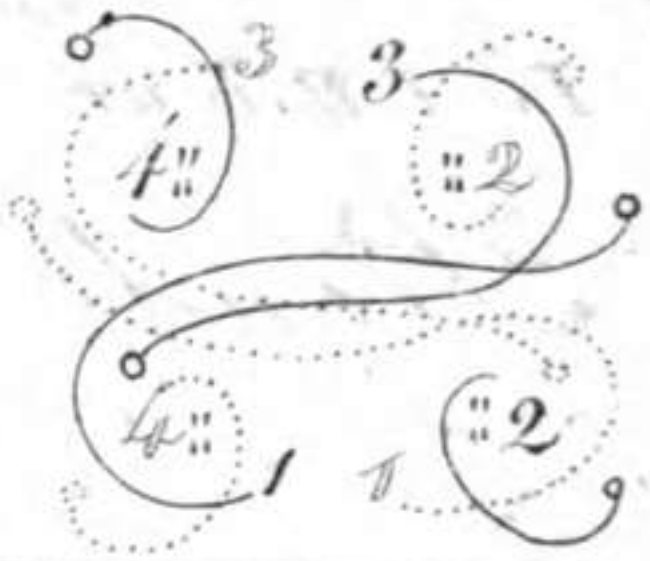


Quadrille II.

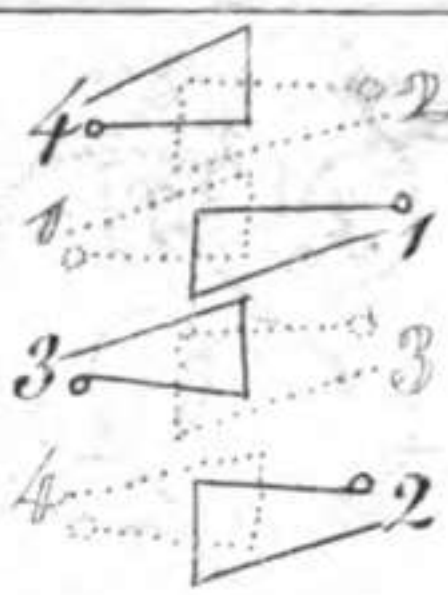
I. und II Tour

Rond

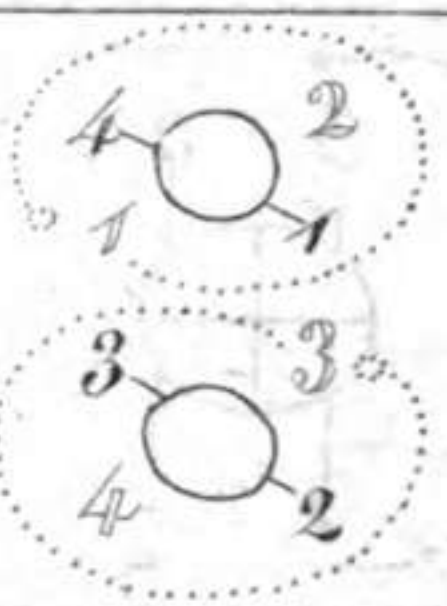
III.



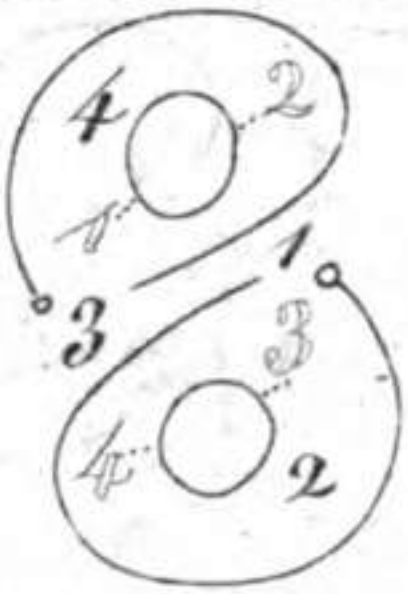
IV.



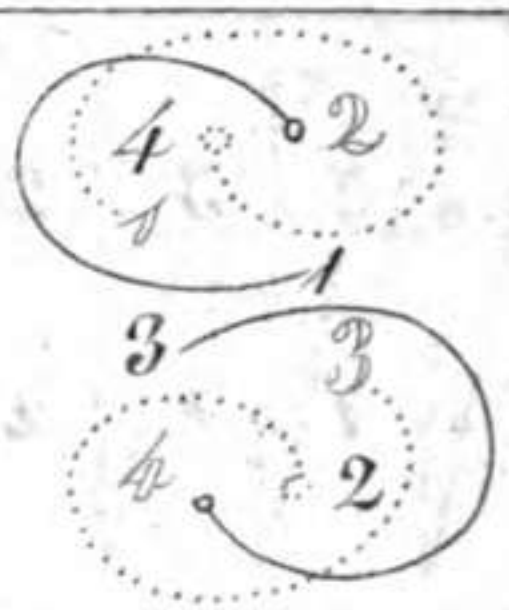
V.



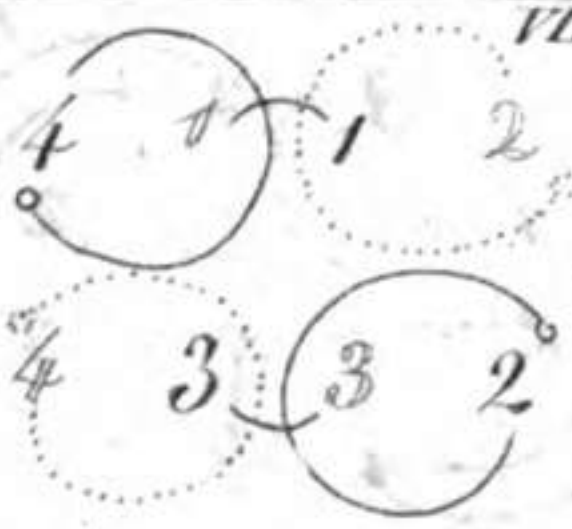
VI.



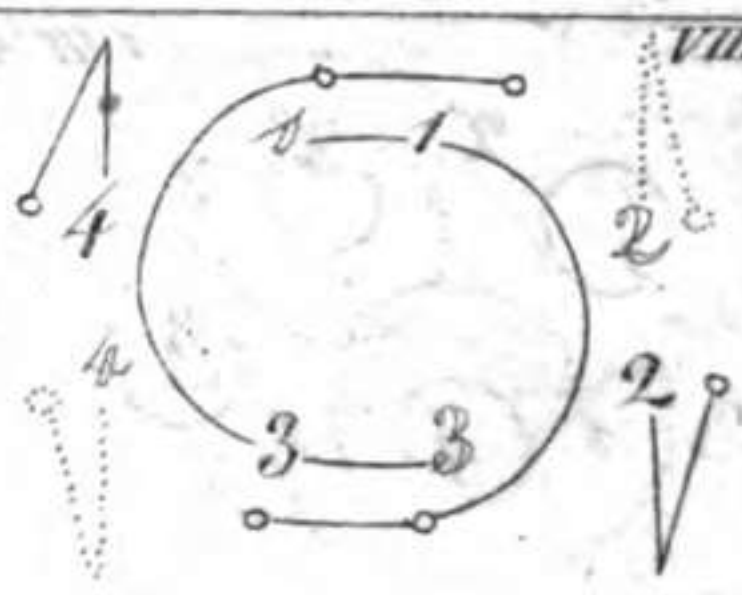
VII.



VIII. ½

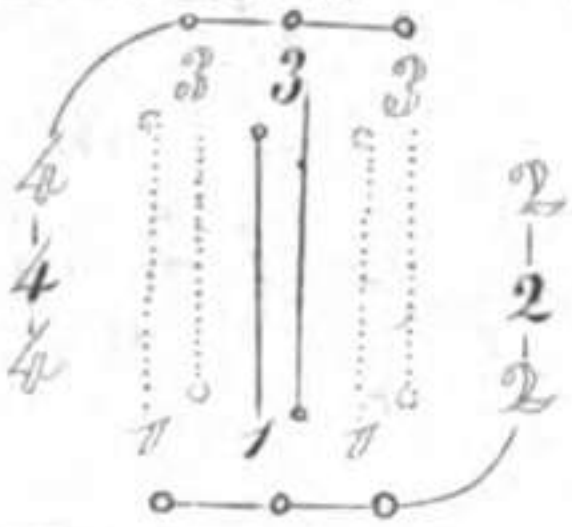


VIII. ½



Douze I. Un Cavalier avec deux Dames

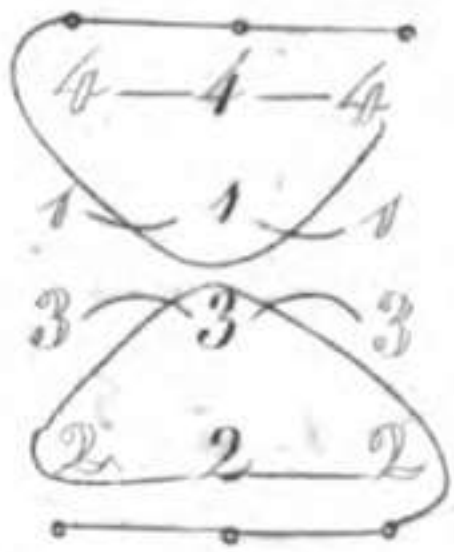
I. u. II. Tour Rond



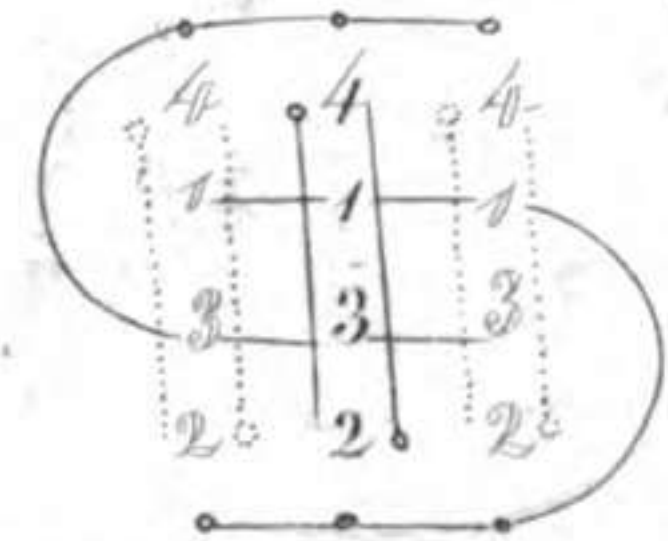
III.



IV.



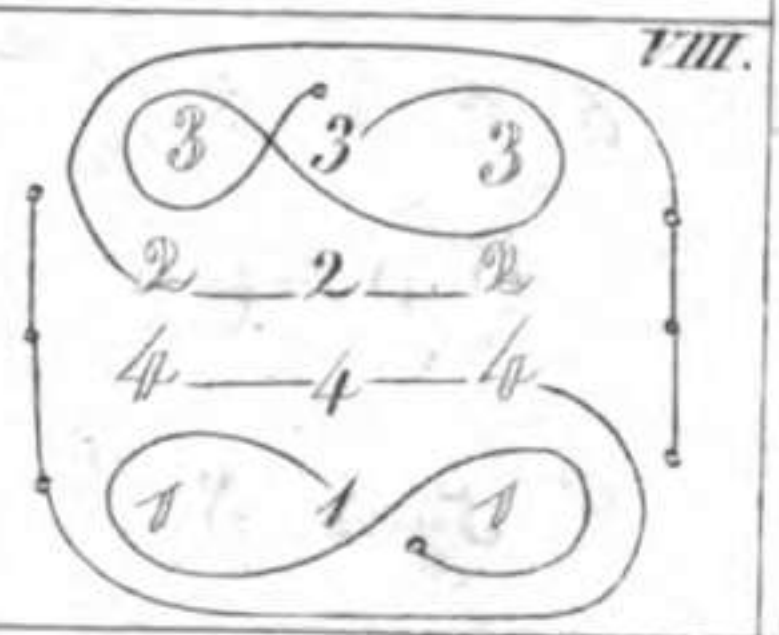
V.



VI.



VII.



VIII.

L'autre Refrain



VII.

Var.



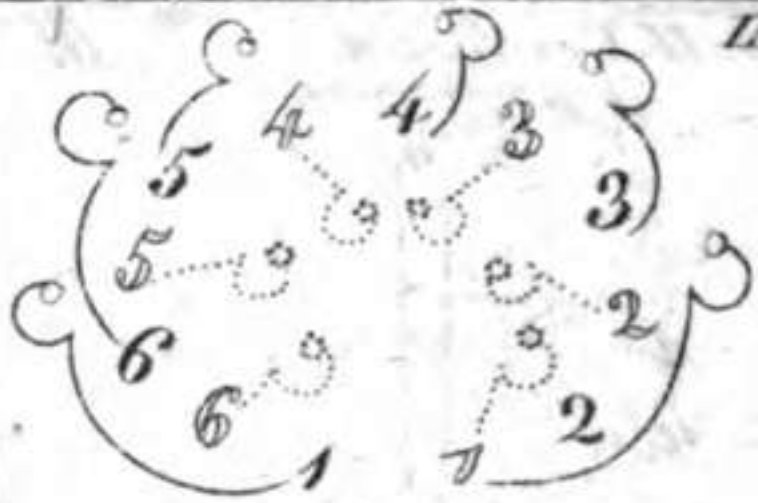
10896976

Douze II. En charactére de Paysan.

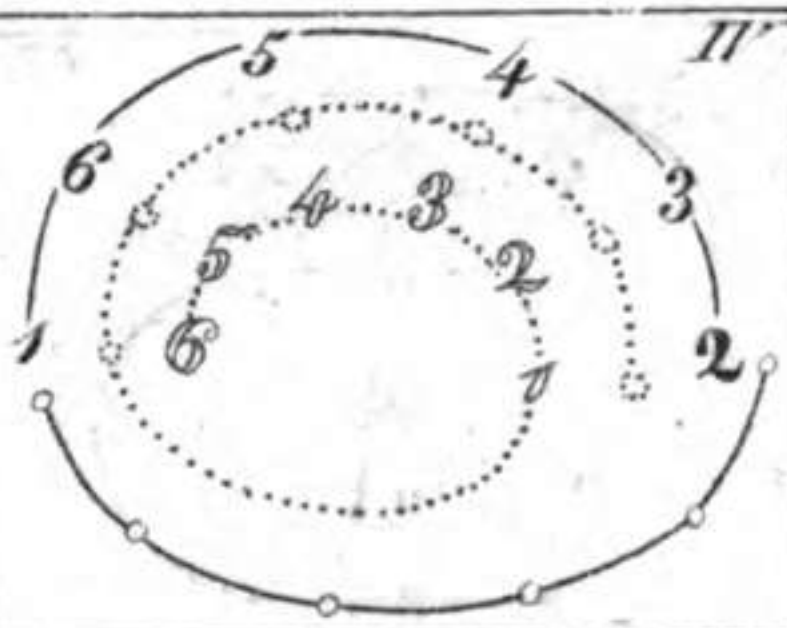
I und II Tour

Rond

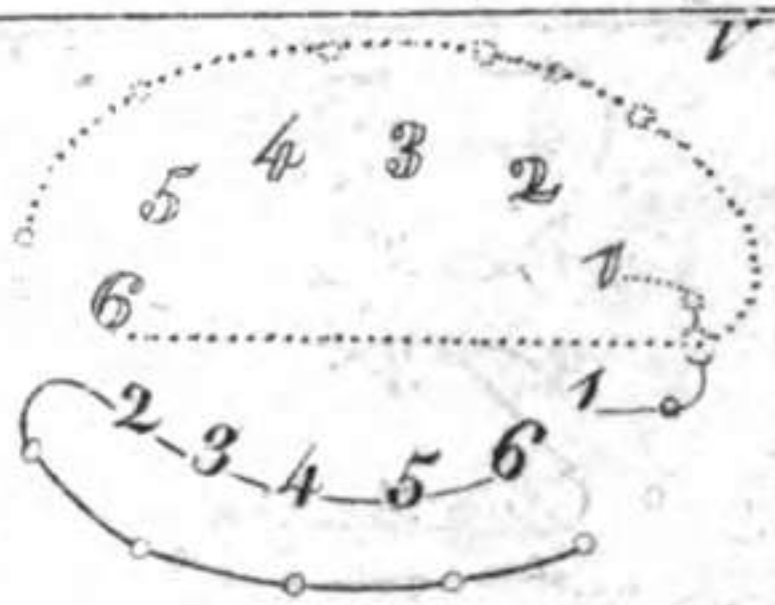
III



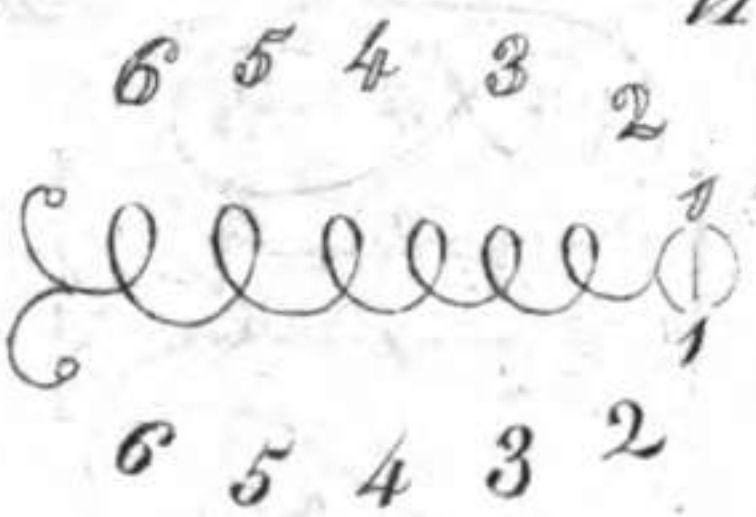
IV



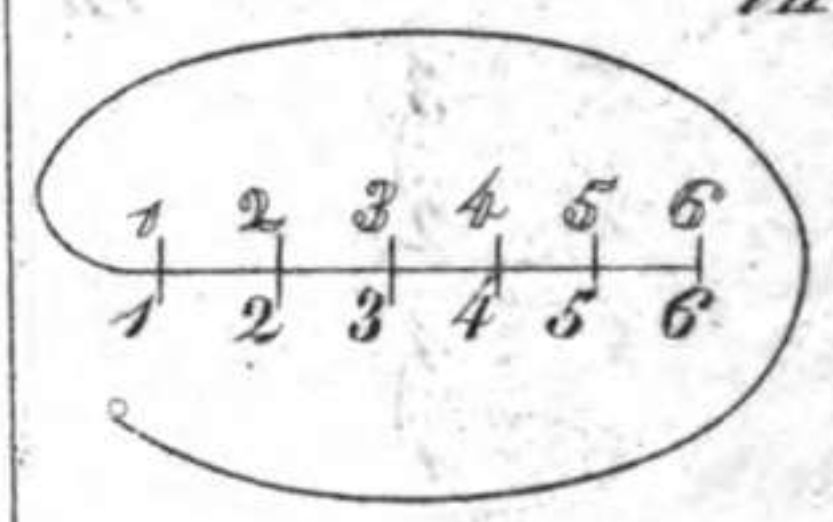
V



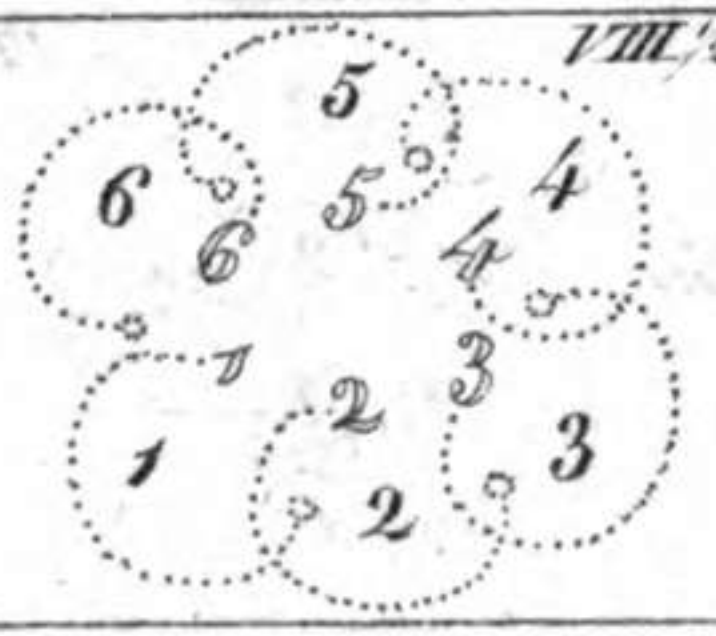
VI



VII



VIII½



VIII½



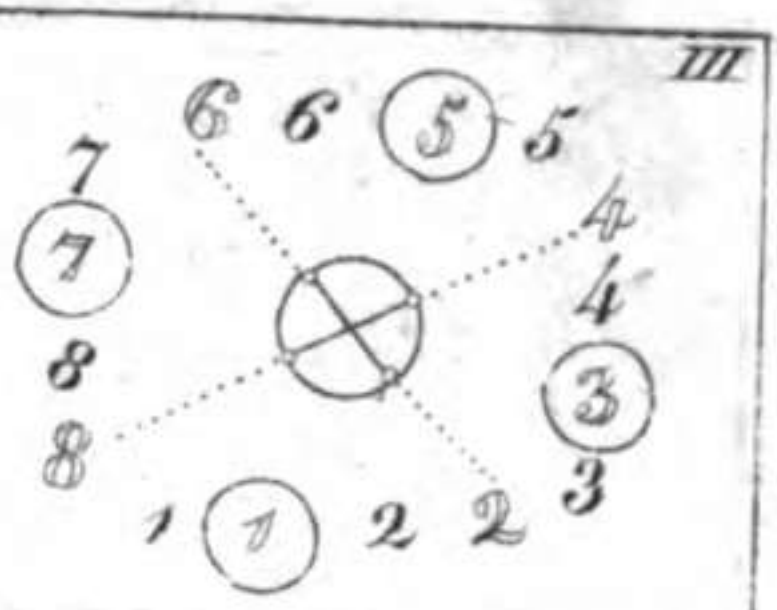
10856976

Seize I.

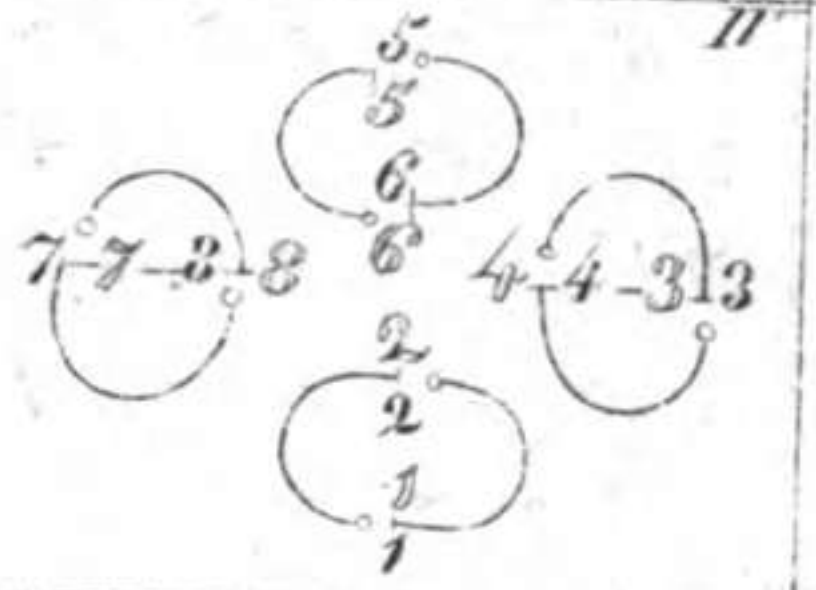
I und II Tour

Rond

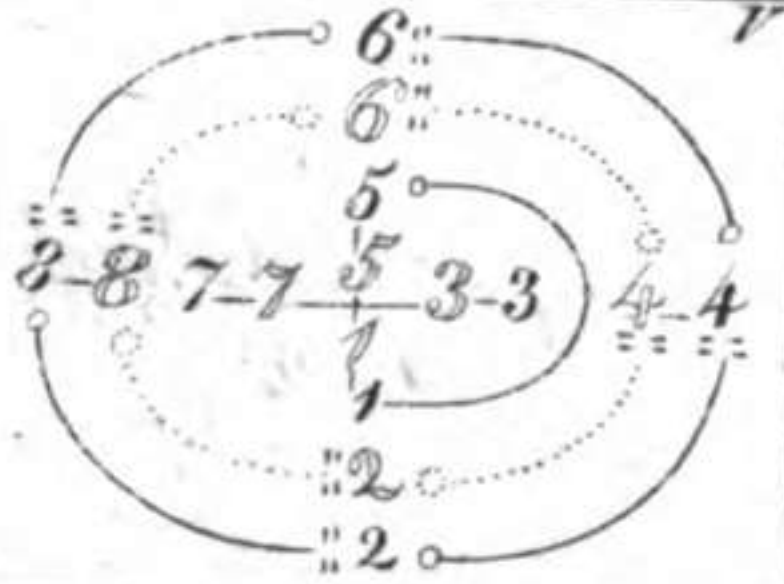
III



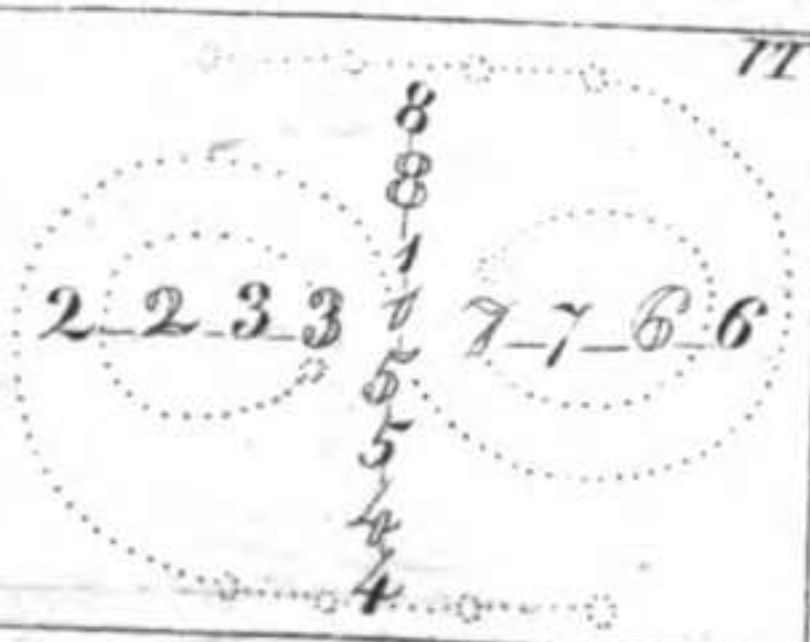
IV



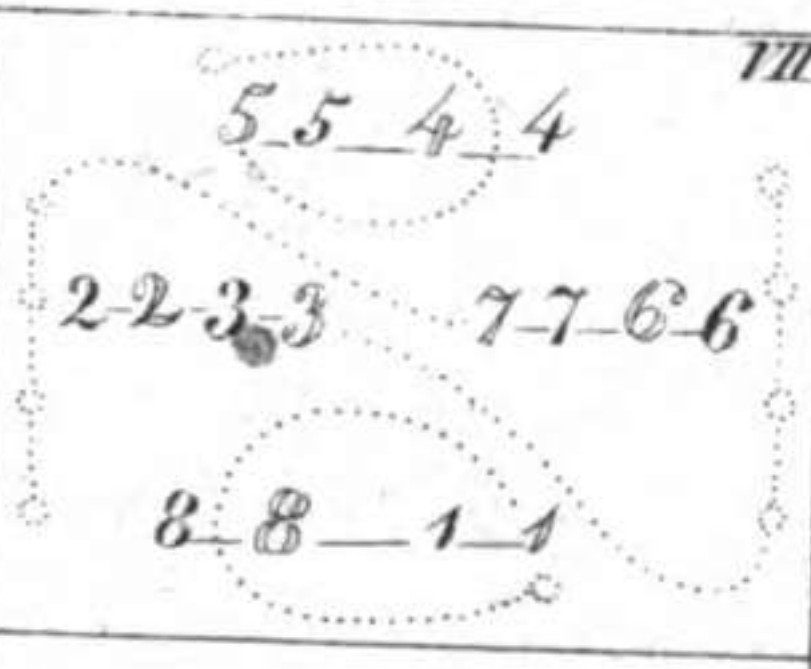
V



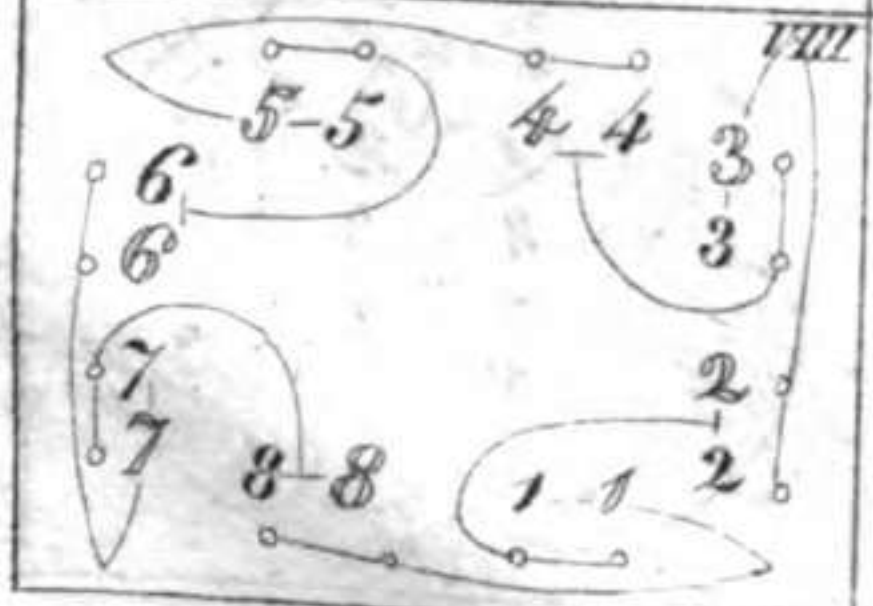
VI



VII



VIII



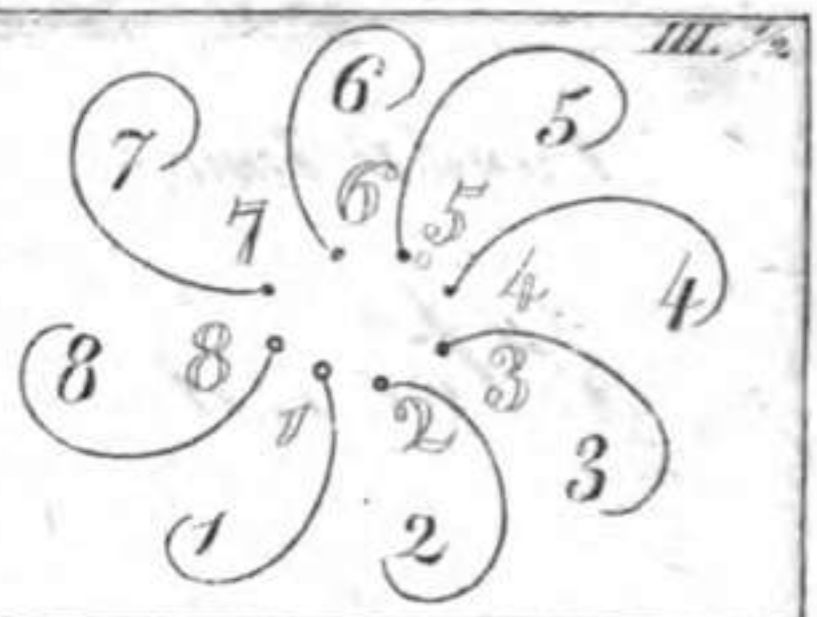
Refrains

Seize II.

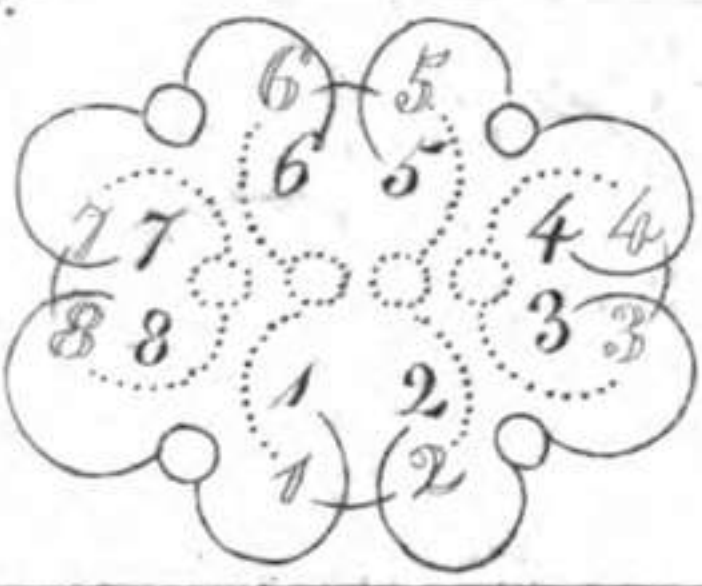
I. u. II. T. Rond III. ½



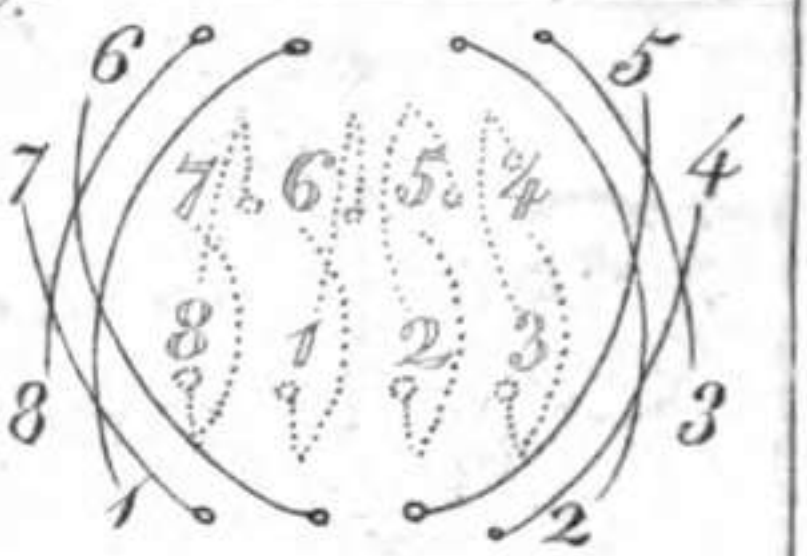
III. ½



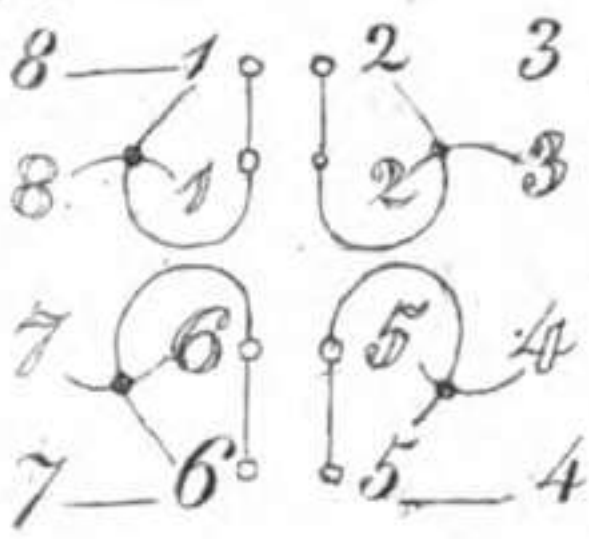
IV.



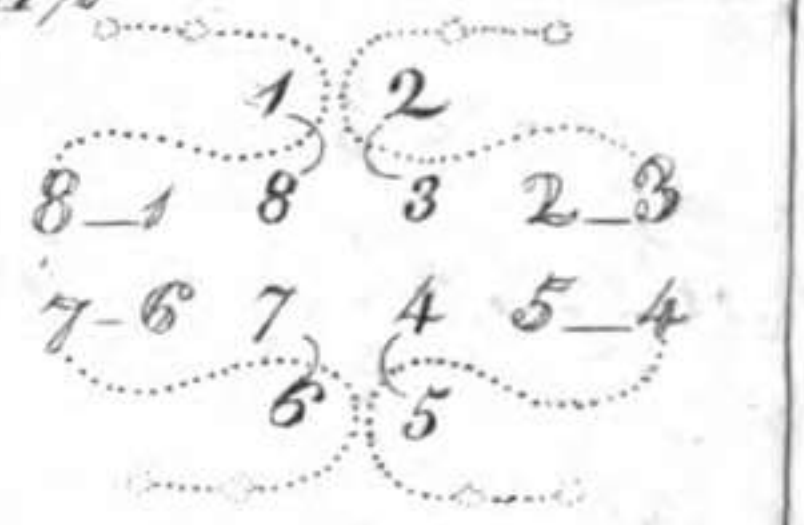
V.



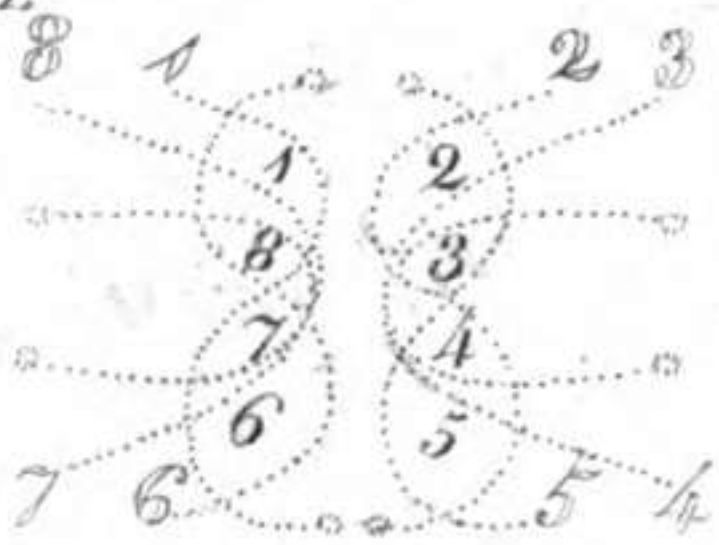
VI. ½



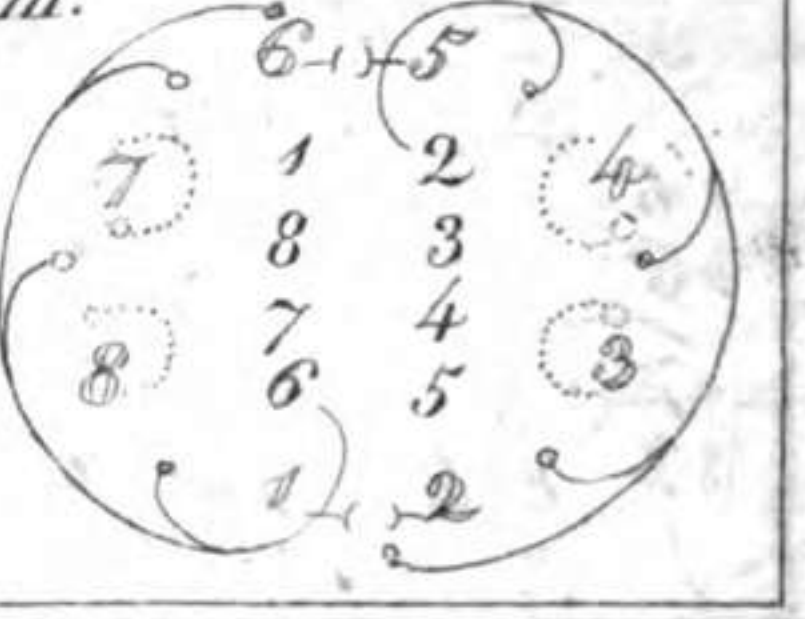
VI. ½



VII.



VIII.



10858976

10858976

